Biogr. C. 344 g - 3

<36621908910012

<36621908910012

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. C. 344 g/(3

Biographien hingerichteter Personen,

die sich

durch ihre hohe Würde,
Gelehrsamkeit, Verbrechen, Unschuld oder Martern
auszeichneten,

aus

den besten Schriften
gesammlet.

Dritter Theil.

Nürnberg,
bey Ernst Christoph Grattenauer,
1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verzeichniß

der

sämtlichen Biographien des dritten Theils.

Seite

I. Thomas Cramner, Erzbischof zu Canterbury . 1

II. Elisabeth Barton, eine Nonne und betrügliche Prophetin zu London . . 22

III. Urbain Grandier, ein der Zauberey fälschlich beschuldigter Pfarrer zu London . 37

IV. Demetrius, rußischer Kronprätendent, zu Moskau 62

V. Heinrich II. Herzog von Montmorency, Marschall von Frankreich, zu Thoulouse . 76

VI. Wolfgang Vogel, Pfarrer zu Eltersdorf, zu Nürnberg 117

VII. Ludwig Mandrin, Haupt der Schleichhändler in Frankreich, zu Valence . 120

VIII. Piquenot, Räuber, zu Cherbourg . 132

IX. Matthias Klostermaier, der sogenannte bairische Hiesel, Anführer einer Wildschützenbande, zu Dillingen . . 136

X. Johann David Wagner, der Mause-David genannt, Kirchenräuber, zu Leipzig 194

XI. Christoph Layer, Advocat zu London . 215

XII. Gordon, ein englischer Officier und Spion, zu Brest . . . 226

XIII. Graf Johann Friedrich Struensee, Königl. Dänischer geheimer Cabinetminister, Majestätsverbrecher, zu Coppenhagen . 234

Seite
XIV. Marino Falieri, Doge zu Venedig, Verräther des Vaterlandes, zu Venedig . 283
XV. Arnold von Thill, falscher Ehemann, zu Thoulouse 297
XVI. Lee, Schauspieler, zu London . 316
XVII. Alphonsus Petruccius, Cardinal von Siena, zu Rom . . . 319
XVIII. Johann Calas, Kaufmann, zu Thoulouse 326
XIX. Johann Georg Philipp Hiller, Königl. Preußischer Soldat, Mörder, zu Königsberg 349
Ergänzung und Berichtigung der XVten Biographie, des la Motte im I. Theile . 365
Ergänzung der XXVIIsten Biographie des Johann Funks im I. Theile . . 371

I. Tho-

I.

Thomas Cranmer *)

Erzbischof zu Canterbury, wegen der protestantischen Religion 1556. zu Oxford verbrannt.

Dieser so berühmte Mann, der nicht nur unter die vorzüglichsten Gelehrten, die England jemals hervorbrachte, gerechnet werden muß, sondern auch wegen seines offenen und ganz vortreflichen Caracters, besonders aber wegen seiner Liebe zur Redlichkeit und Wahrheit, wegen seines Eifers, dem Aberglauben zu steuren, und wegen seiner Unternehmungen und Schriften zur Beförderung der Wissenschaften, zum Fortgang des Reformationswerkes in England, noch izt in seinem Vaterlande verehrungswürdig ist, und der spätesten Nachwelt unvergeßlich bleiben wird — war zu Aslacton in Nottinghamshire am 2 Julius 1489. gebohren, und zwar von armadelichen Eltern. Sein Vater, der gleich ihm Thomas Cranmer hieß, führte den Titel

*) S. Burnet histoire de la reformation de l'eglise d'Angleterre T. II. Sammlung merkwürdiger Lebensbeschreibungen aus der brittannischen Biographie, II. Theil, Halle 1754. p. 450—472. und the Life of Thomas Cranmer etc. by Will. Gilpin, London 1785. u. a. m.

Titel eines Esquire, und seine Mutter Agnes, war die Tochter Lorenz Hatfields von Willougby. So wenig auch seine Eltern auf ihn in seiner Jugend wenden konnten, die ihn bloß einem harten und strengen Pfarrer zur Unterweisung in den Schulwissenschaften anvertrauten, von dem er zwar viel erdulden mußte, aber doch nur wenig lernte; so sorgten sie doch dafür, daß er mehrere adeliche Künste als Knabe und Jüngling treiben konnte. Daher kam es denn, daß fast niemand damals besser im Stande war, eine Kuppel Hunde abzurichten, mit dem Bogen zu schießen, oder ein Pferd zuzureiten, als er.

Im Jahre 1503. begab er sich als vierzehnjähriger Jüngling nach Cambridge, und wurde in dem dasigen Jesuscollegio als Mitglied aufgenommen. Hier legte er sich zuerst auf die Sophisterey und unnütze Gelehrsamkeit der damaligen Zeit, bis er sein zwey und zwanzigstes Lebensjahr erreichet hatte; studierte in den folgenden vier Jahren die schönen Wißenschaften, und widmete noch andere drey Jahre dem Studium der Theologie. Da gerade damals Erasmus großen Einfluß auf die Religion in England hatte, und seine Schriften häufig gelesen wurden, weil man seine Feinheit weit mehr schäzte, als Luthers Heftigkeit und Freymüthigkeit, so studierte auch Cranmer ihn sehr eifrig und machte sich, nach Anleitung seiner Schriften, die Bibel bekannt. Allein durch eine unglückliche Heyrath mit der Tochter eines Edelmanns, Namens

Johan-

Johanna, die im Gasthofe zum Delphin als Verwandtin der Wirthin sich aufhielt, — eine Heyrath, welche er bald nach erlangter Magisterwürde vollzog — verlohr er seine Mitgliedsstelle im Collegio. Er zog hierauf in den eben gedachten Gasthof, wodurch denn freylich sein Fleiß im Studieren gewaltig unterbrochen wurde, und er, um sich zu ernähren, sich genöthigt sahe, Vorleser der Predigten im Bukinghamscollegio, so itzo das Magdalenencollegium heißt, zu werden. Doch zum Glück büßte er seine Frau nach Jahresfrist wieder ein, die im Kindbette gestorben war, daher er denn nicht nur seine Mitgliedsstelle im Jesuscollegio wieder erhielt, sondern sich auch sonst noch erwünschte Aussichten geöfnet sahe. Im Jahre 1523. welches das vier und dreyßigste seines Alters war, wurde er Doctor der Gottesgelehrsamkeit und Vorleser der theologischen Lehrstunden in seinem eigenen Collegio, womit er bald die Stelle eines Examinators dererjenigen, welche die Doctorswürde in der Theologie suchten, noch verknüpft sah. Hier bot sich ihm denn allerdings ein weites Feld dar, studierenden Jünglingen nützlich zu werden und die Umformung der bisherigen Art zu studieren, glücklich befördern zu helfen, welche so sehr zur Reformation in England vorbereitete.

Eine zu Cambridge ausgebrochene pestähnliche Seuche veranlaßte ihn, wegzugehen, und sich ins Walthamkloster in Eßex zu begeben, wo er in dem Hause eines reichen Gentleman, Creßy,

wohnte, deßen Frau mit ihm verwandt war, und deßen Söhne er zu Untergebenen auf der Universität gehabt hatte. Hier wurde der Grund zu seinem künftigen Glück geleget. Es traf sich nemlich von ohngefähr, daß Eduardfox, des Königs Allmosenier, und der Sekretair, Stephan Gardiner, in dieses Haus kamen. Hier lenkte sich nun die Unterredung gar bald auf den Gegenstand, mit dem sich die Nation gerade damals am meisten beschäftigte, auf die Ehescheidung König Heinrichs des achten, die damals eben so ernstlich betrieben, als durch die Intriguen und Arglist des römischen Hofes verzögert und verwickelt wurde. Man verlangte von Cranmern, den die beeden Gäste sehr wohl kannten, daß er seine Meynung über diese Sache sagen sollte. Er antwortete daher: "es "würde viel beßer seyn, wenn man von den Got- "tesgelehrten, und nach dem Ansehen der heiligen "Schrift, die Frage entscheiden und ausmachen "ließe: ob ein Mann seines Bruders Frau hey- "rathen könne, oder nicht, als daß man von Jahr "zu Jahr die Sache aufschöbe, und immer zum "Papst seine Zuflucht nähme. Es könnte hierinn "nur eine Meynung die richtige seyn, und diese "würde die heilige Schrift gar bald entdecken und "zu erkennen geben, wenn es von gelehrten Leu- "ten untersuchet würde. Dieß könnte sowohl in "England, auf den Universitäten daselbst, als zu "Rom, oder anderswo geschehen."

Als

Als der D. Fox dem Könige diese Meynung Cranmers hinterbrachte, billigte er dieselbige vollkommen, und machte den kraftvollen Ausspruch: "Dieser Mann hat die Sau beym rechten Ohr gefaßt!" König Heinrich ließ daher Cranmern an den Hof berufen, machte ihn zum Hofprediger, und befahl ihm, über diese Sache von der Ehescheidung zu schreiben. Es wurden ihm hierauf die hiezu nöthigen Bücher gereichet und eine Wohnung in dem Hause des Thomas Boley, Grafen von Wiltshire und Ormond angewiesen. Als seine Schrift zu Ende gebracht war, in welcher er aus Zeugnißen der heil. Schrift, der Kirchenväter und der allgemeinen Kirchenversammlungen gezeigt hatte, daß der Bischof von Rom keine so große Gewalt habe, vom Worte Gottes loßsprechen zu können, so gieng er nach Cambridge, um über diese Sache einen öffentlichen gelehrten Streit zu halten, und überzeugte verschiedene von seiner Meynung. Um diese Zeit wurde er zu einer Pfründe vorgeschlagen, und zum Archidiakonus von Taunton gemacht. Im Jahre 1530. aber schickte ihn der König nebst einigen andern auf die bekanntesten Universitäten in Frankreich, Italien und Deutschland, um die Sache wegen seiner Ehescheidung auszumachen. Als er nach Rom gekommen war, sein Buch dem Papst überreichet, und sich erbotten hatte, öffentlich gegen die Rechtmäßigkeit der Ehe des Königs zu streiten, ohne daß sich ein Gegner fand, der Lust gehabt hätte, mit ihm anzubinden, so suchte ihn der Papst dadurch zu gewinnen, daß er ihn zum Generalpönitentiarius

in ganz England, Irland und Wallis machte, ein Titel, den er annahm, ohne sich vom Papst irre machen zu laßen. Die meisten Universitäten, welche Cranmer auf dieser seiner Reise besuchte, fällten ein Urtheil, das den Absichten des Königes und dem Wunsche seines Geschäfteträgers angemeßen war.

Als er auf seinem Rückwege aus Italien, im Jahre 1530. nach Nürnberg kam, gerieth er mit dem dasigen Prediger an der Lorenzerkirche, und nachherigem Herzoglich Preußischen Hofprediger und Profeßor zu Königsberg, dem so berühmten Andreas Osiander in Bekanntschaft, sahe bey ihm deßen Bruders Tochter, Anna, und heyrathete sie. Auf den im August des Jahres 1532. erfolgten Tod des Erzbischofs Warham, wurde er zum Nachfolger deßselben ernennt; wobey er sich weigerte, diese Würde anzunehmen, wenn er sie nicht unmittelbar von dem König, ohne Bestättigung eben derselben bey dem Papst, erhalten könnte. Osianders Neigung für die freyere und forschende Denkungsart der damahligen Reformatoren, die er sich durch den Umgang mit selbigen eigen gemacht hatte, und seine eigene Verheyrathung war Ursache, daß er dem Papst den Eid der Treue bey Antretung der erzbischöflichen Würde nicht leisten wollte. Indeßen machte man ihm das alles leicht. In Ehestandsangelegenheiten durfte der König ohnehin nicht sehr strenge seyn, und den Eid leistete Cranmer, als er am 30. Merz 1533. von den Bischöffen zu Lincoln, Exeter und St. Asaph zum Erzbischof von Canterbury eingewei-

geweihet wurde, mit der Protestation, daß er ihn nur so weit halten wolle, als es mit den Gesetzen Gottes, den Vorrechten des Königs und den Statuten des Reichs bestehen würde.

Eines seiner ersten Primatgeschäfte, das er schon am 23. May 1533. zu Dunstable verrichtete, war die wirkliche Scheidung Heinrichs von seiner Gemahlin Catharina von Arragonien, und man muß es wirklich mehr auf die Rechnung des indiscreten Königs, als des furchtsamen Erzbischofs setzen, daß Cranmer, der schon vorher in dieser Angelegenheit sich als Stimmensammler so geschäftig bewieß, nun auch der erste Richter seyn sollte. Schon fünf Tage darauf, am 28. May, trauete er den König mit der bekannten Anna Boley, oder Bullen. Bald nachher wurde zu Rom die übereilte Bulle publicirt, kraft welcher Cranmer wegen seines Ausspruchs gegen die Königin Catharina, mit dem Bann belegt wurde, weshalben er sich vom Papst auf eine allgemeine Kirchenversammlung berief. Im nächstfolgenden Parlamente stritt er heftig gegen die höchste Gewalt des Papstes, und zwar mit so einleuchtenden Gründen, daß seine Meynung bald die Oberhand behielt.

Bald nach Antretung seiner erzbischöflichen Würde, und zwar schon im Dezember 1533. stellte er in seinem Sprengel kirchliche Visitationen an, und fuhr nachher eifrig fort, die Kirchenverbeßerung in England möglichst zu befördern. Vor allem

 bewog

bewog er die Geistlichkeit, den König zu bitten, daß die Bibel ins englische übersezt werden dürfte, und als er seinen Endzweck erreicht hatte, so beförderte er den Druck und die Ausbreitung dieser Uebersetzung ungemein. Da er einsahe, daß die Klöster eines der größten Hinderniße der Kirchenverbeßerung wären, so beförderte er die Aufhebung derselbigen. Auch in jedem einzelnen Stücke wendete er alle gelinden Mittel an, die englische Kirche wieder zu ihrer wahren und ursprünglichen Reinigkeit zu bringen. Und damit er die höchste Gewalt des Königs anpreisen und die Kunstgriffe des Papsts, sich über den König und das Volk zu erheben, bekannt machen möchte, so stellte er eine allgemeine Untersuchung der Provinzen an, und predigte über diese Materie in verschiedenen Gegenden seines Sprengels.

Sein Betragen bey dem Prozeße gegen die Anna Boley, im Jahre 1536. gegen welche er Kläger und Richter zugleich seyn mußte, war freylich eine unedle Unterwürfigkeit unter die Leidenschaft eines Tyrannen, da er ohne legalen Beweis eines von der Boley begangenen Verbrechens und nach einem, durch Furcht ihr ausgepreßten Bekenntniße ehelicher Untreue, zuerst in ihre Scheidung willigte, und dann auch an ihrer am 19. May erfolgten Hinrichtung auf dem Blutgerüste, Antheil nahm. Bloß dadurch kann er entschuldiget werden, daß sein sonst so sanftes Gemüth durch die Heftigkeit des Königs hingerißen wurde, ehe er sich zu widersetzen Zeit oder Herz hatte.

In einem beßern Lichte zeigte sich Cranmer, wenn er nachher treulich fortfuhr, an der einmal angefangenen Beßerung der Kirchengebräuche, an Abschaffung allzuvieler, den Aberglauben und Müßiggang unterstützender Feyertage, und an Beförderung der Aufklärung überhaupt, unermüdet zu arbeiten. Besonders rühmlich war es für ihn, daß er, als König Heinrich und die römische Parthey im Jahre 1539. bey der Acte der 6. Artikel durchdrang, in dem Hause der Lords während dreyer Tage, mit aller Freymüthigkeit und Stärke dawider sprach. Ob ihn sein eigenes Intereße so kühn machte, weil der Cölibat der Geistlichen unter andern in den 6. Artikeln bestättiget wurde, und er verheyrathet war; oder ob er sich den Artikeln bloß wegen der ihnen angehängten Strafen, die er grausam fand, widersezte — möchte sich schwer entscheiden laßen. So viel versichert Strype, daß er, als die Acte der 6. Artikel doch durchgieng, seine Gattin nach Deutschland zurück geschickt habe.

Als im folgenden Jahre einige seiner Feinde, unter denen Richard Thornden, Weihbischof von Dover und einige Domherren von Canterbury, oben an stunden, Anklagen wider ihn erhuben, die sein unvermeidliches Verderben nach sich zu ziehen drohten, so beschämte er dieselben auf die edelste Art, und König Heinrich, der es erfuhr, daß diese Männer Cranmers Vertraulichkeit gemisbraucht hätten, ihn anzuschwärzen, betrug sich gegen ihn gleich edel, wenn er ihn, als er beynahe in den Tower gesezt

werden sollte, beschützte, und ihm seinen Ring zu einem Zeichen gab, daß er die ganze Sache auf sich nehmen wollte.

Nach dem Tode des Königs Heinrich ward er nebst einigen andern dazu ernennt, den lezten Willen deßelben zu vollziehen und sich der Regierung des Königreichs mit anzunehmen; allein er gab sich bloß mit kirchlichen Angelegenheiten ab, und besorgte dieselbigen mit aller Vorsichtigkeit. So ließ er, bald nach vollzogener Krönung König Eduards VI. bey dem er Pathe gewesen war, und nach von eben demselben erhaltener Vollmacht, das Amt eines Erzbischofs fortzusetzen, mehrere Predigten verfertigen, und sezte selbst einige auf, von denen in öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen Gebrauch gemacht werden sollte. Er beförderte die Uebersetzung von des Erasmus Erklärung des neuen Testaments, und brachte es dahin, daß die 6. Artikel widerrufen, die Communion unter beyderley Gestalt, und eine neue Kirchenordnung in Absicht dieses Sacraments, eingeführet, die übrigen Kirchenordnungen aber fleissig durchgesehen und verbeßert, fleißig gepredigt, und auf königlichen Befehl von der Tüchtigkeit und der Aufführung der Geistlichen genaue Erkundigung eingezogen werden sollte. Er bewies sich als einen Beschützer der Universitäten, vertheidigte ihre Rechte, sicherte ihre Einkünfte und beförderte die Wißenschaften, die auf selbigem gelehret wurden mit rühmlichstem Eifer. Im Jahre 1549. war er einer von den Bevollmächtigten, die den Bischof Bonner verhören

hören mußten und die Gewalt hatten, ihn gefangen zu nehmen und von seinem Bisthume abzusetzen. Bey dem Aufstand in Devonshire bewies er seinen Eifer für die Religion und seinen Fürsten, dadurch, daß er eine vortrefliche und vollständige Antwort auf die Artikel der Rebellen gab, und auf diese Gelegenheit Predigten verfertigen und halten ließ. In eben dem Jahre ertheilte er verschiedenen Priestern und Diakonen die Orden nach der neuen Art der Einweihung in dem gemeinen Gebetbuche, das auf seine Veranstaltung zu Stande gebracht, und durch eine Parlamentsakte eingeführt worden war, ja bey deßen nachheriger zweymahliger Veränderung und Verbeßerung in den Jahren 1550 und 1552. er die Hauptsache leistete.

Seine Sorgfalt in Absicht auf kirchliche Verbeßerungen, und in Ansehung der Beförderung gelehrter Männer schränkte sich jedoch nicht bloß auf England ein, sondern erstrekte sich auch auf mehrere auswärtige Protestanten, die nach England flohen. So brachte er es dahin, daß Martin Bucer, Lehrer der Theologie, und Paull Fagius, Lehrer der hebräischen Sprache zu Cambridge; daß Peter Martyr, Profeßor der Theologie zu Oxford, Alasco oder Johann von Lasco der erste Prediger der deutschen Gemeinde zu London wurde, daß Peter Alexander, Bernhard Ochinus, Immanuel Tremellius u. a. m. zu den wichtigsten Aemtern gelangten. Eben so rühmlich war es für ihn, daß der berühmte Sleidan von ihm eine Pension

sion bekam und er selbst mit Osiander, Melanchthon, Calvin und dem Erzbischoffe Hermann von Cölln in dem genauesten Briefwechsel stand.

Ein anderer Punkt, darauf er seinen Sinn richtete, war dieser, daß er die Einkünfte der Kirche, welche die geldgierigen Hofleute ohne Verschonen an sich gezogen hatten und unter sich austheilten, derselbigen wieder herstellen und erhalten wollte. Mit rühmlichstem Eifer nahm er sich des Bischofs von Durham, Tonstals an, da er in Gefahr war in dem Hause der Lords, wegen Verhehlung der Verrätherey zum Tode verurtheilt zu werden, und that alle möglichen Vorstellungen gegen so ein Urtheil, ob sie gleich verschiedenen Religionen zugethan waren, so wie er sich schon lange Zeit vorher, im J. 1534. nemlich, aus allen Kräften, obgleich vergeblich, bemüht hatte, dem Bischof Johann Fischer und dem berühmten Thomas Morus das Leben zu retten.

Als im Jahre 1553. König Eduard VI. gestorben war, widersezte er sich der neuen Einrichtung wegen der Thronfolge, da die Krone der unglücklichen Johanna Gray ertheilt werden sollte, und wollte im Anfang mit dem Handel gar nichts zu thun haben, auch keinem einzigen ehrgeizigen Vorschlage des stolzen Dudley Gehör geben. Zulezt nahm er doch auf Dudleys ungestümes Dringen Theil daran, und trat wirklich auf Johannens Seite, aber leider zu seinem Unglück!

Da

Da nemlich, nach der bald darauf erfolgten Hinrichtung dieser überredeten, beklagenswürdigen jungen Fürstin, Maria den Thron bestieg, so kamen Unruhen und Trübsale mit Haufen über ihn. Zuerst bekam er den Befehl, vor dem geheimen Rathe zu erscheinen, und ein Verzeichniß seiner Güter mitzubringen, den er auch am 27. Aug. befolgte, und darauf Hausarrest erhielt. Am 13. September wurde er wieder vor den geheimen Rath gefordert, und erhielt Befehl, sich am folgenden Tag in der Sternkammer einzufinden, worauf er denn in dem Tower gefangen gesezt wurde; theils, weil er das Instrument von der Thronfolge der Johanna Gray mit unterschrieben, theils, weil er sich kurz vorher öffentlich erbotten hatte, das Verfahren des vorigen Königs, in Absicht der Religion, öffentlich zu vertheidigen. Einige von seinen Freunden, die den Sturm vorher sahen, der ihn wahrscheinlich treffen würde, riethen ihm, zu fliehen, er lehnte aber solches durchaus ab, und versicherte: es würde sich in Erwägung des Amtes, das er bekleide, keinesweges für ihn schicken, davon zu gehen; er wollte vielmehr zeigen, daß er sich nicht scheuete, alle Veränderungen in Religionssachen, die auf seine Veranstaltung unter der leztern Regierung gemacht worden wären, zu gestehen.

Im folgenden Parlamente wurde er am 3ten November überwiesen, und zu Guildhall des Hochverraths schuldig befunden, daher denn seine Einkünfte unverzüglich eingezogen wurden. Nun wurde ihm

ihm zwar in der Folge auf sein unterthäniges und wiederholtes Ansuchen die Verrätherey vergeben; allein man beschloß doch, ihm wegen der Ketzerey den Prozeß machen zu laßen. Er wurde daher im April 1554. nebst dem Ridley und Latimer nach Oxford gebracht, damit sie mit den Catholiken einen öffentlichen Streit halten sollten. Dieser wurde auch wirklich am 18 April gehalten, und zwar mit großem Geschrey und Triumphe der Catholiken und mit eben so viel Ernsthaftigkeit, Gelehrsamkeit, Bescheidenheit, und überzeugender Gründlichkeit auf Seiten der protestantischen Bischöfe. Zwey Tage nachher wurde Cranmer nebst den beeden andern Bischöfen, gefragt: ob sie die catholische Religion wieder annehmen wollten? und als sie sich einmüthiglich weigerten, so wurden sie als Ketzer verdammt.

Cranmer berief sich von diesem Ausspruche auf das gerechte Urtheil des allmächtigen Gottes, schrieb an den geheimen Rath, stattete selbigem einen Bericht von dem gehaltenen Streite ab, und bat die Königin nochmals wegen seiner Verrätherey um Vergebung, die ihm aber, wie es scheint, nicht ertheilt wurde. Bald darauf ließ die in diesem Jahre zusammengekommene Versammlung der Geistlichen seine "Vertheidigung der wahren und catholischen Lehre von dem Sacrament des Leibes und Blutes Jesu Christi," verbrennen.

Nun legten einige seiner Freunde die kräftigsten Fürbitten bey der Königin ein, führten ihr zu Gemüthe, wie Cranmer sie selbst zu ihres Vaters

Zeiten

Zeiten einmal durch seine ernstlichste Fürbitte bey Leben erhalten hätte, und wollten sie daraus überzeugen, daß Cranmer sie wirklich liebe, und ihr eher als alle übrigen Geistlichen die Wahrheit sagen würde. Doch alle diese Bemühungen waren vergebens. Weil aber das vom Weston zu Oxford wider ihn ausgesprochene Urtheil, wegen der in England noch nicht wieder hergestellten Gewalt des Papstes, ungültig war; so wurde eine neue Vollmacht zu seinem Verhöre und zu seiner Ueberführung von Rom geschickt. Er erschien daher am 12. September 1555. vor den Bevollmächtigten in der St. Marienkirche zu Oxford; ward daselbst, weil er gegen die catholische Religion geschrieben, der Gotteslästerung; weil er seinen dem Papste geleisteten Eid gebrochen hatte, des Meyneides; und weil er verheyrathet war, der Unzucht oder des Ehebruchs beschuldigt: wogegen er sich jedoch kräftig vertheidigte.

Endlich wurde Cranmer aufgefordert, daß er innerhalb 80. Tagen zu Rom erscheinen sollte, um sich persönlich zu verantworten, das er auch zu thun versprach, wenn der König und die Königin ihn reisen lassen wollten, die jedoch keine Anstalt zu dieser seiner Reise trafen. Die Folge davon war, daß der Papst in Briefen an den Bischof Bonner zu London und Thirlby zu Ely, vom 14. Dezember datirt, Cranmern für widerspenstig erklärte, weil er nicht nach Rom gekommen sey, (das ihm jedoch nicht erlaubt worden war) und ihnen eine Vollmacht an den König und die Königin ertheilte, ihm sein Amt und seine Würden abzunehmen.

Gleich

Gleich nach der Ankunft dieser Briefe, reiseten gedachte beede Bischöfe nebst dem D. Martin und dem D. Story, den Abgeordneten des Königs und der Königin nach Oxford, ihm seine Würden abzunehmen. Zuerst zogen sie ihm alle Kleidungen und Zierrathen eines Erzbischofs an, aber sie hatten, um ihr Gespötte mit ihm zu treiben, alles aus grober Sackleinwand und alten Lumpen verfertigen laßen. Alsdann wurde ihm ein Stück nach dem andern abgezogen. Als sie ihm den Bischofsstab aus der Hand nehmen wollten, weigerte er sich, ihn fahren zu laßen, und zog ein Berufungsschreiben heraus, darin er sich an die nächste allgemeine Kirchenversammlung wendete, auf das man aber nicht achtete. Nachdem ihm also seine Würden abgenommen waren, legte man ihm einen elenden Dienerrock, der schon sehr abgetragen war, an, sezte ihm einen bürgerlichen Hut auf, und führte ihn wieder ins Gefängniß. Aus diesem schrieb er an die Königin, berichtete ihr die schimpfliche Behandlung bey seiner Absetzung und rechtfertigte sich wegen deßen, was er geredet und gethan habe.

Bis hieher hatte der unglückliche Erzbischof großen Muth, Weisheit und Tapferkeit in seinen Leiden blicken laßen; doch nunmehr verleitete ihn die menschliche Schwachheit, daß er einen solchen Fehler begieng, der der größte Schandfleck seines Lebens war. Er ließ sich nemlich von außen durch Schmeicheleyen und Versprechungen auf einer und durch Drohungen auf der andern Seite; von innen aber

aber durch bange Furcht vor dem Tode, dahin bringen, daß er einen Widerruf unterschrieb. In demselben sagte er der protestantischen Religion ab und trat völlig wieder zu der catholischen über; ein Widerruf, der sogleich von seinen Feinden in Druck gegeben und ausgebreitet wurde.

Dem allen ohngeachtet war die unbarmherzige Königin mit diesem Siege noch nicht zufrieden, sondern entschloßen, ihre Rache völlig zu stillen, und den guten **Cranmer** auf dem Scheiterhaufen sterben zu laßen. Sie rief daher den D. **Cole**, Probst von **Eaton**, zu sich, befahl ihm, auf diese traurige Gelegenheit eine Rede aufzusetzen, und unterschrieb am 24. Febr. 1556. den Befehl zu **Cranmers** Verbrennung.

Am ein und zwanzigsten März, welches der ihm bestimmte Todestag war, wurde er in die St. **Marienkirche** geführt, und auf eine Art eines Gerüstes der Canzel gegen über gestellt, und D. **Cole** mußte die Predigt dabey halten. Während daß **Cole** seine Rede hielt, gab der unglückliche **Cranmer** eine große innere Verwirrung zu erkennen. Er hub oft seine Hände und Augen zum Himmel empor, und vergoß die häufigsten und bittersten Thränen. Nach geendigter Rede forderte ihn **Cole** auf, ein öffentliches Glaubensbekenntniß abzulegen, wie er ihm zu thun versprochen hätte. Er betete daher zuerst auf das inbrünstigste, und gab dem zahlreich anwesenden Volke eine herzliche Ermahnung, sie möchten ihre

Gemüther nicht auf die Welt richten, dem König und der Königin gehorchen, einer den andern lieben, und sich gegen die Armen gutthätig erzeigen. Nach diesem legte er ein Bekenntniß seines Glaubens ab; machte dabey den Anfang mit dem apostolischen Glaubensbekenntniße und beschloß mit folgenden sehr rührenden Worten: "Und ich glaube ein jedes Wort, und jeden Ausspruch, der von unserm Heilande Jesu Christo, seinen Aposteln und Propheten im Alten und Neuen Testamente gelehret worden. — Jezt aber sezte er hinzu, komme ich auf die wichtige Sache, die mein Gewißen mehr beunruhiget, als alles, was ich je geredet oder gethan, mein ganzes Leben hindurch. Und dieß ist, daß ich eine Schrift habe ausgehen laßen, die der Wahrheit ganz und gar zuwider ist. Ich erkläre daher allhier öffentlich, daß dieß, was meine Hand schrieb, allem dem zuwider ist, was ich in meinem Herzen für Wahrheit erkannt habe, und daß solches bloß aus Furcht vor dem Tode geschehen seye, um dadurch, wo möglich, mein Leben zu retten. — Dieweil aber diese meine Hand etwas geschrieben hat, was der Meynung meines Herzens zuwider war, so soll sie auch zuerst bestrafet werden, denn wenn ich ins Feuer komme, so soll sie zuerst verbrennen. —" Der anwesende Hause von Catholiken ward durch eine ganz unerwartete Erklärung dieser Art und durch einige harte Ausdrücke Cranmers gegen den Papst, die er mit einfließen ließ, so in Wuth gesezt, als wenn sie vom Donner gerühret wären. Man ermahnete ihn, sich nicht zu verstellen, er

er antwortete aber mit Thränen: "Ach, so lange ich lebte, bis izt, bin ich ein Feind aller Falschheit gewesen, und habe die Aufrichtigkeit geliebt, und mich vor dieser Zeit niemals verstellet!"

Indem er noch bitterlich weinend zu reden fortfuhr, riß man ihn mit äußerster Erbitterung vom Gerüste herab, und brachte ihn zum Scheiterhaufen, der, dem Baliolcollegio gegen über, an eben dem Orte, wo Ridley und Latimer gelitten hatten, aufgerichtet war. Unterwegs verwiesen ihm die mitgehenden Priester seine schnelle Veränderung, allein er hatte ganz andere Gedanken.

Als er zum Pfahle kam, betete er zuerst, sodann legte er seine Kleider selbst in Geschwindigkeit ab, stand im Hemde und ohne Schuhe da, und wurde so mit einer Kette angefeßelt. Da nun bald nachher das Feuer angeleget war, so streckte er seine rechte Hand von sich in die Flamme. Er bewegte sie anders nicht, als daß er sich die Thränen damit abwischte, und hielt sie so lang ins Feuer, bis sie ganz abgebrannt war, und sie war verzehrt, ehe das Feuer seinen Körper berührte. Er bewies keine Ungedult bey den schrecklichsten Schmerzen, die er ausstand, sondern sagte nur zuweilen: "diese Hand hat gesündiget — ach! die unwürdige Hand!" und rief oft unter Emporhebung seiner Augen zum Himmel aus: "Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" Kurz nachher ward er ganz verbrannt.

Auf eine so schreckliche Art endigte **Cranmer** seine Tage in dem 67sten Jahre seines Alters. Er war ein Mann von der offenherzigsten und edelmüthigsten Gesinnung, ein Freund der Redlichkeit und Wahrheit, leutselig und demüthig, nicht leicht aufgebracht, sondern sanft und gelinde im Umgange mit allen, versöhnlich gegen seine Feinde und wohlthätig gegen Mangelleidende. Seine Reichthümer verwendete er meist auf milde Stiftungen, ja er hatte in seinem Hause ein Hospital und Wundärzte für die Seebedienten des Königs, und seine Tafel war wirklich das, was man gastfrey nennen konnte, denn er speisete täglich etliche ehrliche und arme Nachbarn, und war weit entfernt von Schwelgerey oder Pracht. Er hatte eine gute Beurtheilungskraft, aber keine große Geschwindigkeit des Verstandes, und keine sehr bestimmte, sondern vielmehr allzuweitläufige und unordentliche Schreibart. Indeßen besaß er eine ungemein große Gelehrsamkeit in der Theologie sowohl als in dem bürgerlichen und canonischen Rechte. Gemeiniglich brachte er 3. Theile des Tages mit Studiren zu, und weil er einen sehr bewundernswürdigen Fleiß hatte, so zog er aus allen Schriftstellern, die er las, alles, was merkwürdig war, aus, und ordnete solche Excerpte unter allgemeine Titel. Er gab mehrere gelehrte Schriften, und kleinere Tractate im Drucke heraus, die anzuführen, zu weitläufig wäre, noch mehrere aber ließ er handschriftlich nach seinem Tode zurück. Ein Theil dieser seiner Manuscripte wurde erst unter der Regierung **Elisabeths**, aufgesucht, und das meiste davon

kam

kam in das Bennetcollegium in Cambridge. Der größte Flecken, der seinen übrigen ganz vortreflichen Character einigermaßen verdunkelte, war, außer seinem, nachher jedoch genugsam bereueten Widerrufe, dieß, daß er in seinen frühern Jahren, bey dem in England ausgebrochenem Verfolgungsgeiste, zwey Irrlehrer, Johann Bocher und Georg Paris, deren jener die Menschheit Christi, dieser aber seine Gottheit geläugnet haben soll, zum Galgen verurtheilen half und den jungen König Eduard zu diesem Urtheil sogar beredete. Doch dieser Fehler ohngeachtet muß man ihm wirklich nachrühmen, er habe England Ehre gemacht, und seye einer von den vornehmsten Urhebern und Zierden der Kirchenverbeßerung in diesem Reiche gewesen.

II.

Elisabeth Barton *)

eine Nonne, wegen ihrer betrüglichen Weißagungen zu London 1534. enthauptet.

Wenn, oder wo diese Betrügerin, die von vielen Personen die heilige Jungfrau von Kent genennt wurde, gebohren worden seye, das kann nicht mit Gewisheit angezeigt werden. Höchstwahrscheinlich ist es jedoch, daß sie von geringer Herkunft gewesen seye, denn sonst würde sie nicht nöthig gehabt haben, in ihren jüngern Jahren eine Dienstmagd abzugeben. Sie war würklich eine solche bey einem gewißen Knob von Aldington in Kent, und machte ohngefähr im Jahre 1525. noch während ihres Aufenthalts in seinem Hause, den Anfang mit ihren Thorheiten. Da sie nemlich von Mutterbeschwerden und den gewöhnlichen Zufällen einer Geschwulst im Halse, wie auch von Ohnmachten und Anfällen eines Wahnsinnes sich geplagt

*) S. Sammlung von merkwürd. Lebensbeschreibungen, aus der britannischen Biographie, IV. Th. Halle 1757. P. 541 — 569. Burnet Histoire de la reform. de l'eglise d'Angleterre, Tom. I. und allgemeines historisches Lexicon. Leipzig 1722. I. Th. p. 337.

plagt fühlte, wodurch ihre Glieder auf eine seltsame Art verdrehet und in ihrem Cörper sehr ungewöhnliche Bewegungen veranlaßt wurden, so war es in einem so unwißenden und abergläubischen Zeitalter keine schwere Sache, die Leute dahin zu bringen, daß sie bey ihren Zufällen etwas mehr, als bloße Paroxismen der Krankheit wahrzunehmen wähnten, und das Mädchen selbst, eben deswegen einen Gegenstand ihrer Verwunderung und ihres Erstaunens abgeben ließen. Ihre seltsamen Zufälle und befremdenden Geberden, nebst einem kleinen Glück im Wahrsagen, das sie zufälliger Weise hatte, *) breiteten ihren Ruf bald aus und machten, daß die Leute glaubten, sie besitze wirklich göttliche Eingebungen.

*) Es lag nemlich neben ihrem Bette, in einer Wiege das kranke Kind ihres Herrn, und befand sich gerade damals, als sie nach einem heftigen Paroxismo wieder zu sich kam, in den lezten Zügen. Barton fragte bey wieder erlangter Besinnung mit Heftigkeit: ob das Kind tod wäre? Nein, es lebt noch, erwiederte man ihr. Nun so wird es den Augenblick sterben, fuhr das Mädchen sogleich darauf fort, und kaum hatte sie diese Rede geendigt, als das Kind einen tiefen Seufzer hohlte, und augenblicklich den Geist aufgab. Dieses schnelle Zutreffen ihrer Worte, das bloß eine Wirkung des Zufalls war, nebst ihren seltsamen Paroxismen, verschaften ihr bald in der ganzen umliegenden Gegend den Ruhm einer bewährten Prophetin.

Als der Geistliche in ihrem Wohnorte Aldington, der Richard Masters hieß, hievon Nachricht erhielt, entschloß er sich sogleich, sie als eine Prophetin aufzustellen, in Hofnung, dadurch die in England damals ziemlich sinkende römische Kirche wieder zu unterstützen und empor zu bringen, ohngeachtet der Erfolg gerade auf das Gegentheil hinaus lief. Dieses, oder doch wenigstens die Hofnung, seine Capelle berühmt zu machen und durch sie den einträchtlichen Gewinn von Pilgerschaften zu selbiger und beträchtliche Opfergaben der Wallfahrter, zu erhalten, machte ihn sehr geneigt, zu der Betrügerey das seinige beyzutragen und dieselbige fortzusetzen. Zu dem Ende rieth er ihr, vorzugeben, sie besitze übernatürliche Triebe zum Weissagen und alles dasjenige, was sie sage, seye in Wahrheit prophetisch. Richard Masters beredete sie, alles, was sie während ihrer Anfälle vortrage, rühre vom heiligen Geiste her, und drang darauf, daß sie öffentlich bekennen solle, die Sache seye wirklich so beschaffen. Da ihre Krankheit eine ziemliche Zeit anhielt und die Anfälle und Paroxismen derselbigen sich sehr häufig einfanden, so gewöhnte sie sich nach und nach an selbige, und war sogar in der Folge, als sie bereits von der Krankheit wirklich genesen war, im Stande, auf die geschickteste Weise ähnliche Anfälle und Paroxismen nachzuäffen, so daß selbst der schlaueste Beobachter dadurch hintergangen ward. Zu Erlangung einer so großen Fertigkeit in Spielung dieses Betrugs, verhalf ihr nicht bloß ihre eigene Anstrengung und Gewohnheit,

son-

sondern auch der fleißige Unterricht ihres Lehrmeisters Richard Masters, und anderer Mönche, die sich in der Folge mit ihr genau einließen.

Wenn sie durch ihre künstliche Betrügerey sich einen Paroxismum zuweggebracht hatte, so lag sie eine Zeitlang gleichsam in Entzückung; so bald sie aber es für gut fand, wieder zu sich selbst zu kommen, so brach sie, nach vielen seltsamen Geberden und wunderlichen Bewegungen, in andächtige Seufzer, Lobgesänge und Gebete aus. Bald drückte sie sich mit ordentlichen Reden aus, bald sagte sie unzierliche Mönchsreime her, bald versicherte sie, von Gott mit himmlischen Erscheinungen beehrt worden zu seyn, englische Stimmen und Melodien gehöret und Offenbahrungen von vielen wichtigen Dingen empfangen zu haben. In ihren Entzückungen sagte sie öfters, daß sie nach Hause gehen wolle; und zuweilen, wenn sie sich aus denselbigen erholte, daß sie zu Hause gewesen sey. Fragte man sie alsdann, wo sie zu Hause gehörete? so hieß es: im Himmel, wo der heil. Michael die Seelen abwäge und St. Peter die Schlüssel trüge, und wo sie mit unserer lieben Frauen von Court of Street öfters in Gesellschaft sich befände. Es wurde auch ausgesprengt, daß sie starken Umgang mit der heiligen Maria Magdalena und viele Offenbarungen von derselbigen habe, ja daß ihr diese Heilige sogar einen Brief, mit goldenen Buchstaben im Himmel geschrieben, eingehändigt, der aber, wie man nachher erfuhr, von einem Mönch zu Canterbury verfertigt

tigt worden ist. In der Capelle St. Gilles im Closter der Christkirche zu Canterbury, soll sie von Gott durch die Erscheinung himmlischer Lichter, durch den Schall himmlischer Stimmen und Melodien und durch das Gefühl unnennbarer, himmlischer Freude öfters beehrt worden seyn, daher sie sich denn zu dieser Capelle auf besondern göttlichen Befehl vorzüglich bey Nachtzeit gar häufig verfügte, um daselbst Erscheinungen und Offenbarungen durch die Thüre des Schlafzimmers zu bekommen, Offenbarungen, durch welche sich die göttliche Allmacht, ihrem Vorgeben nach, auch außer ihr, an dem Dr. Bocking, einem Canonicus an der Christkirche zu Canterbury, und einigen andern Geistlichen verherrlichte. In der Folge entdeckte man jedoch, daß ihre heimliche Entfernung aus dem Schlafzimmer zur Nachtzeit, welche vier bis fünfmal in der Woche geschahe, nicht um himmlische Erscheinungen zu erhalten, sondern vielmehr deswegen vorgenommen worden sey, damit sie mit ihren Freunden desto ungehinderter unzüchtigen Umgang pflegen und sträfliche fleischliche Wollüste, ausschweifend genießen möchte. Eine von ihren vorgeblichen Weißagungen und Offenbarungen war, daß eine Wurzel mit drey Aesten vorhanden seye, und daß es niemals in England gut stehen würde, bis dieselbe ausgerißen worden; da sie denn durch die Wurzel den verstorbenen Lord Cardinal, durch den ersten Ast den König Heinrich den VIII. durch den 2ten den Herzog von Nortfolk und durch den dritten den Herzog von Suffolk verstand.

Sie

Sie schwäzte jedoch nicht blos vom Himmel, der Hölle und dem Fegfeuer allerley Dinge her, die ihr übernatürlich geoffenbart worden seyen, sondern eiferte auch in ihren Vorträgen wider die Gottlosigkeit der Zeiten und wider das immer tiefer einreißende Laster, auf eine nicht schlechte Art und bewieß sich als eine heftige Feindin der Ketzereyen und Neuerungen in Religionssachen. Ferner ermahnte sie auch zum fleißigen Kirchengehen, zur Besuchung der Meße, zum öfters wiederholten Beichten, zur Anrufung Mariens und aller übrigen Heiligen, kurz, zu allem, wodurch man sich als einen sehr eifrigen Catholiken beweisen könne.

Ihre große Geschicklichkeit in Spielung dieses Betrugs, so wie ihre vorgebliche Gottseligkeit, Tugend und strenge Lebensart, verschafte ihr für alles, was sie sagte, einen unbezweifelten Glauben, indem nicht nur das gemeine Volk sie als eine in der That von Gott begeisterte Person mit vorzüglicher Ehrerbietung ansahe, sondern auch selbst verschiedene berühmte Gelehrte, und Männer von großem Stande, Ansehen und Klugheit, sich überreden liessen, ihren trüglichen Offenbarungen Glauben beyzumeßen. Unter diesen war auch Thomas Morus und Johann Fischer, Bischof von Rochester, wie auch Warham, der Erzbischof von Canterbury. Da der Pfarrer ihres Orts, Masters, diesem lezten die heilige Prophetin wegen ihrer außerordentlichen Vorzüge, die ihr Gott übernatürlich gewähre, bestens empfohlen hatte, so befahl er, sorgfältig auf

sie

sie Acht zu geben, und ihm von den neuen Entzückungen, worein sie in Zukunft gerathen möchte, treue Berichte abzustatten, und fügte dem **Richard Masters** zu diesem Geschäfte, noch den **D. Bocking** und ein paar Mönche aus Canterbury bey. Da alle diese Leute nach angestellter genauer Prüfung an **Barton** eine gute Catholikin fanden, so riethen sie ihr, um von den sogenannten himmlischen Offenbarungen derselbigen auch einige irdische Vortheile ziehen zu können, sie sollte in irgend einer ihrer künftigen Entzückungen aussagen, die heil. Jungfrau Maria wäre ihr erschienen und habe ihr versichert, daß sie niemals wieder genesen würde, bis sie hingienge und ihr Bildniß in der ihr geweiheten berühmten Capelle von Court of Street besuchte. Als demnach der Tag bekannt gemacht worden, an welchem sie hingehen und das erwähnte Bild besuchen wollte, so versammelten sich mehr als 3000. Menschen, um sie dahin zu begleiten, worunter nicht bloß die vom Erzbischofe bevollmächtigten Geistlichen, sondern auch verschiedene Personen von Stande sich befanden. Bey dem Eintritt, den **Elisabeth Barton** in die Capelle that, wurde sie in einem Lobgesange mit dem Ave regina coelorum bewillkommt. Da sie vor Mariens Bildniß hinkam, fiel sie in einer Art von Entzückung nieder, während welcher sie nicht nur allerhand Reden und Reime vorbrachte, die zur Ehre Mariens gereichten, und die Vortreflichkeit der catholischen Religion rühmten, sondern auch versicherte, sie wäre durch göttliche Eingebung berufen worden, in den geist-

lichen

lichen Stand zu treten, und der Wille der Mutter Gottes, den ihr selbige angezeigt habe, erheische den D. Bocking als ihren geistlichen Vater und Seelsorger — von dem in der Folge, der Verdacht mit ihr getriebener Unzucht nur allzugegründet war.

Man machte hierauf überall bekannt, Elisabeth Barton seye auf die Fürbitte unserer lieben Frauen von ihrer Krankheit wunderthätiger Weise genesen, und der Erzbischof Warham befahl, auf den, von seinen Gevollmächtigten abgestatteten Bericht, daß sie in das Nonnencloster zum heiligen Grabe in Canterbury gebracht werden sollte. Hier stellte sie sich, als ob ihre ehemaligen Entzückungen, Gesichte und Offenbarungen sich häufig wieder einfanden, und mehrte die Zahl ihrer bishergethanen trüglichen Wunder, durch viele neue, die sie an allen denen verrichtete, welche nur unserer lieben Frauen zu Court of Street ein einträgliches Opfer bringen wollten.

Nun war also die eine Absicht, der mit Barton im geheimen Verständniße sich befindenden Geistlichen, ziemlich erreicht: es strömte nemlich durch diese vorgebliche Prophetin und Wunderthäterin, derselbigen ein ganz beträchtlicher Gewinn zu. Der Einsiedler befand sich bey den Geschenken und Opfern der freygebigen und leichtgläubigen Pilgrime sehr gut; das Closter rechnete sichs zur Ehre, einer so ganz außerordentlichen und vom Himmel vorzüglich begnadigten Nonne zum Aufenthalte zu dienen und

ihr Ruhm selbst vergrößerte sich nach und nach immer beßer, da verschiedene Schriften zum Lobe ihres heiligen Lebens und mehrere Nachrichten von ihren Erscheinungen, Offenbarungen und Weißagungen, ans Licht kamen. So gieng alles bey dieser geistlichen Farce, mehrere Jahre lang, den Wünschen derer gemäß, die sie spielten, ganz gut von statten.

Da gerade itzo die catholische Geistlichkeit sehr in Sorgen stand, daß die Vermählung König Heinrichs des VIII. mit Anna Bullen, ihrer Religion zu großem Nachtheil gereichen würde, so bedienten sie sich aller nur möglichen Mittel, selbige zu hintertreiben. Unter andern ließen sich auch D. Bocking und die übrigen Gehülfen bey den geistlichen Betrügereyen der Elisabeth Barton, dahin bringen, diese Nonne zu überreden, daß sie in einer ihrer künftigen Weißagungen den König mit dem Tode, oder doch wenigstens mit dem Verlust seiner Crone, bedrohen möchte. Durch ihr bisheriges Glück, und den ihr unwürdig beygelegten Ruhm der Heiligkeit, stolz gemacht, war sie verwegen genug dazu, diesem Rath Folge zu leisten. Sie machte sich daher kein Bedenken, öffentlich anzuzeigen, Gott selbst habe es ihr geoffenbaret: "daß der König, wofern er mit der Ehescheidung weiter fortführe, und sich bey Lebzeiten der Königinn Catharina eine andere Gemahlin antrauen ließe, nicht einen Monat länger, und nach dem Urtheil des allmächtigen Gottes nicht eine Stunde länger, König von England bleiben,

bleiben, sondern den Tod eines Mißethäters erdulten werde." Dieses, sagte sie, wäre ihr zur Antwort auf das Gebet ertheilet worden, welches sie zu Gott geschickt habe, um zu erfahren, ob er die Aufführung des Königs billige oder nicht.

Da dieses dem Bischoff von Rochester, Johann Fischer, und einigen andern, welche es mit der Parthey der Königinn Catharina hielten, zu Ohren kam, so stellten sie mit ihr und ihren Mitschuldigen häufige Zusammenkünfte an. Einige von ihnen gaben dem, was sie sagte, so starken Glauben, daß sie sich nachher alle Mühe gaben, auch viele andere von der Wahrheit dieser Prophezeihung zu überführen, und sie von ihrer Pflicht und Treue gegen den König abzuziehen. Ueberhaupt aber hatten sich die sämmtlichen Patres, so an diesem Complot Theil nahmen, miteinander verabredet, diese wider den König ausgesprochene Prophezeihung der Barton, in ihren Predigten im Königreiche weit und breit bekannt zu machen. Richard Risby, und verschiedene andere Mönche und Ordensleute mehr, machten sichs wirklich zum Geschäfte, im Lande hin und her zu reisen, sich nicht allein bey dem gemeinen Manne, sondern auch bey allen ansehnlichen Familien und bey Leuten von allerley Ständen, sich einzuschmeicheln und einzunisteln, damit sie dadurch Gelegenheit bekämen, überall die heuchlerische Heiligkeit der neuen Prophetin von Kent, zu rühmen, ihre Offenbarungen und Wunderwerke zu erzählen, und ihr allgemeinen

Glauben

Glauben zu verschaffen. Wirklich erreichten diese Betrüger dadurch ihren sträflichen Endzweck nur gar zu sehr. Sie nahmen die Gemüther des Volks wider den König und seine Heyrath ein, erfüllten selbige mit Vorurtheilen in Sachen der Religion, erregten ein Geschrey wider den gottlosen Lebenswandel, den Heinrich führe, erklärten ohne Scheu, daß dieser unwürdige Regent die von Gott ihm anvertrauete königliche Gewalt sträflich misbrauche, wiegelten die Unterthanen deßelben zum Aufruhr wider ihn auf, und sprachen sie gewißermaßen von ihrer Pflicht und Treue gegen ihn los, indem sie öffentlich predigten und anzeigten, daß er Bartons Prophezeihung gemäß, nicht länger König sey.

Da aus dieser Sache kein Geheimniß mehr gemacht wurde, so ist leicht zu erachten, daß auch der König selbst bald Nachricht davon werde erhalten haben. Er schwieg im Anfang lange dazu, verlachte alle diese Reden, und begegnete selbst einem gewißen Franziscanermönch, Peto, nur mit Verachtung, der in der Capelle des Königs sogar in den craßesten Ausdrücken wider ihn los zog, die Worte Eliä wider Ahab: "An dem Orte wo die Hunde Naboths Blut gelecket haben, sollen die Hunde auch dein Blut lecken" zum Text wählte, und sie nachher wider Heinrich, deßen vorhandene Heyrath mit Anna Boleyn höchst unrechtmäßig sey, anwendete. Doch auf die Lezte konnte er solchen Meutereyen nicht länger nachsehen, er befahl daher im November 1533. daß Elisabeth Barton,

und ihre Mitschuldigen, Richard Masters, D. Bocking, Richard Deering, Heinrich Gold, ein Pfarrer in London, Hugo Rich, ein Franziscanermönch, Richard Risby, Thomas Gold, Eduard Twaites, und Thomas Laurence, in die Sternkammer gebracht werden sollten, um daselbst in feyerlicher Versammlung der Lords verhört zu werden.

Bey dieser mit ihnen angestellten gerichtlichen Untersuchung gestanden sie alle, ohne durch Foltern und Martern zum Bekenntniße gezwungen worden zu seyn, ganz freywillig, daß die ganze Sache eine Erfindung und Betrügerey sey. Sie wurden daher verurtheilt in der St. Paulskirche, auf einem mit Fleiß für sie errichteten Schaugerüste zu stehen, eine Predigt des Bischof Bangors, in der von ihren verrätherischen Händeln die Rede wäre, mit anzuhören, und nach der Predigt sollten die Bedienten des Königs einem jeden unter ihnen sein schriftliches Bekenntniß in die Hände geben, damit auch ein jeder daßelbige öffentlich ablesen, und nachher öffentliche Abbitte thun möchte, welches alles auch wirklich geschahe. Man brachte sie alsdann wieder nach dem Tower, woselbst sie bis zur Versammlung des Parlamentes als Gefangene bleiben mußten; während welcher Zeit einige von ihren Mitschuldigen Botschafter an die Nonne schickten, die ihr Muth machen, und sie überreden mußten, alles dasjenige, was sie ausgesagt und bekannt hätte, wieder zu läugnen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Gerücht, welches sich ausbreitete, sie wäre

zu dem Bekenntniße blos gezwungen und verführet worden, den König dahin gebracht habe, ein schärfers Verfahren mit ihr und ihren Mitschuldigen, für nothwendig zu halten.

Es wurde daher im Merz 1534. die ganze Sache vor das versammlete Parlament gebracht und von demselben auf das genaueste untersucht. Da man sie nun für eine Verschwörung wider des Königs Leben und Krone erkannt hatte, so wurde die Nonne und ihre vornehmsten Gehülfen, Masters, Bocking, Deering, Rich, Risby und Heinrich Gold des Hochverraths überführt, folglich der darauf gesezten Todesstraffe für würdig erklärt, Johann Fischer aber, Thomas Gold, Thomas Laurence, Edward Thwaites, Johann Adeson und Thomas Abel, wurden wegen Verhehlung der Verrätherey, für schuldig erkannt, und zur Einziehung ihrer Güter und ihres Vermögens für den König, so wie zur Gefangenschaft auf so lang, als es dem König belieben würde, verurtheilt. Auch Thomas Morus war in der Acte des Parlaments als Verhehler angeführt, jedoch ließ sich der König zulezt mit einiger Schwierigkeit bereden, seinen Namen auszustreichen. *) Auf Fürbitte der Königin

*) Der König konnte es übrigens nicht vergeßen, daß dieser gelehrte und berühmte Mann Umgang mit der Nonne und ihren Mitschuldigen gepflogen hatte, und legte solches in der That nachher bey seiner Verurtheilung zum Tode, zum Grunde.

Königin, Anna Bullen selbst, wurden alle Theilnehmer an diesem verrätherischen und trüglichen Verfahren begnadiget, bis auf die Nonne selbst, und ihre hauptsächlichsten Mitschuldigen, Masters, Bocking, Deering, Risby und Gold, bey denen das Verdammungsurtheil in seiner Gültigkeit blieb.

Die Vollziehung dieses ihres Todesurtheils erfolgte bald nach Aussprechung deßelbigen. Elisabeth Barton und ihre Gehülfen wurden nemlich am 21. April 1534. nach Tyburn gebracht, und daselbst sämmtlich enthauptet. Ehe man die Nonne hinrichtete, hielt sie noch folgende kurze Rede:

"Ich bin hieher gekommen zu sterben, und bin nicht allein die Ursache meines eigenen Todes gewesen, welchen ich mit dem größten Recht verdient habe, sondern ich bin auch die Ursache des Todes aller derjenigen Personen, welche hier anitzo hingerichtet werden. Ich bin aber doch, die Wahrheit zu sagen, nicht strafbar, wenn man bedenkt, es wäre diesen gelehrten Männern wohl bekannt gewesen, daß ich eine arme schlechte Weibsperson ohne Gelehrsamkeit seye. Daraus hätten sie leicht schliessen können, die Dinge, welche ich unternahm, würden auf diese Weise keinen Fortgang haben. Nach ihrer Fähigkeit und Wissenschaft konnten sie alle meine Prophezeihungen, Offenbarungen und Wunder nach ihrem Ursprung sowohl als nach ihrer Beschaffenheit beurtheilen. Weil aber die Sache,

welche ich erdichtete ihnen vortheilhaft war, so rühmten sie mich gar sehr, und bildeten mir ein, daß es der heilige Geist und nicht ich sey, welcher aus mir rede und weißage. Hierauf verfiel ich, weil ich durch ihre Lobeserhebungen aufgeblasen wurde, in einen gewißen Hochmuth und thörichte Einbildung von mir selbst und dachte, daß ich erdichten könnte, was ich wollte, wodurch ich mir denn das itzo mich betreffende Schicksal zugezogen habe. Ich flehe daher anjetzt Gott und des Königs Majestät ernstlich um Barmherzigkeit an, und bitte alle ehrliche Leute unter euch, Gott anzurufen, daß er sich meiner und aller derjenigen, welche izt mit mir den Tod ausstehen werden, gnädig erbarmen möge."

Als hierauf alle mit dem Beile vom Leben zum Tode gebracht worden waren, so wurde der Kopf Elisabethä Bartons auf der Brücke zu London, die Köpfe der übrigen aber in verschiedenen andern Gegenden der Stadt, aufgesteckt.

III. Urban

III.

Urban Grandier *)

aus Intoleranz zu Loudün 1634. unschuldig verbrannt.

Urban Grandier, Pfarrer zu St. Pierre Dü Marché in der Stadt Loudün in der Provinz Poitou, und Domher des heiligen Creuz-Capituls, zog sich durch den Besitz dieser beyden Pfründen die Anfeindung und den Neid der Geistlichkeit der Stadt zu: seine Schönheit, seine Beredsamkeit, seine Neigung zur Galanterie, erwarben ihm auch Neider und Nebenbuhler in andern Ständen. Er war mit den Geistlichen und Ehemännern gespannt, aber der Günstling der Damen, und genoß die Achtung der Gelehrten und Biedermänner seines Landes. Er stand in dem Rufe eines guten Predigers. Er hatte zu Bordeaux, bey den Jesuiten seine Studien vollendet, die an ihm seltene Talente bemerkten. Er hielt dem berühmten Scävola von St. Marthe die Leichenrede. Dieser große Mann starb in Grandiers Armen, der, nach des Sohnes, des Abts von St. Marthe, Ausdruck, ihm in

*) Dieser vortrefliche Aufsatz ist ganz unverändert aus Olla Potrida 1789. IV. Stück p. 42—60. entlehnet.

in seinen letzten Augenblicken Vater, Sohn und Freund gewesen war. Grandier schrieb ein Traité du celibat des Prêtres, das seine Feinde verbrennen ließen, aber er war nicht Verfaßer des Pasquills: Lettre de la Cordonnière de la reine mère, à Mr. de Baradas.

Die Mönche waren seine heftigsten Widersacher, weil er gegen die geistlichen Brüderschaften predigte: doch hätte Grandier nur sie zu Gegnern gehabt, so würde er leicht den Sieg davon getragen haben, denn sein Genie und seine Beredsamkeit gaben ihm zu große Vortheile über sie, so aber hatte er einen allmächtigen Mann gegen sich, der die Gewalt eines Monarchen in Händen hatte, aber nicht seine Tugenden besaß, den Cardinal von Richelieu. Er zeigte bey dieser Gelegenheit, daß sein Haß seinem Ehrgeize gleich kam, und jedermann weiß, daß sein Ehrgeiz ohne Gränzen war. Zu der Zeit, als Richelieu gezwungen wurde, sich nach seiner Priorey Coußoy im Loudünschen zu flüchten, bekam er Streit mit Grandier. Dieser, als Pfarrer von Loudün und erster Geistlicher der Stadt, wollte dem Richelieu, der nur Prior von Coußoy war, bey einer Proceßion den Vorrang nicht laßen. Richelieu konnte sich damals nicht an dem Pfarrer Grandier rächen; aber, als er Staatsminister wurde, fand er bald Gelegenheit dazu, und zwar ereignete es sich folgendergestalt:

Einige Kostgängerinnen bey den Ursuliner-Nonnen zu Loudün, machten sich den Spaß, die alten Matronen durch Spückereyen zu ängstigen. Grandier's zahlreiche Feinde glaubten in diesem Poßenspiele ein Mittel zu finden, ihre Rache zu befriedigen.

Der Canonicus **Mignon** vom heiligen Creuz-Capitel, wurde damals zum Beichtvater der Ursulinerinnen erwählt. Er war einer von Grandier's wüthigsten Widersachern und brannte vor Verlangen, seinen lang verborgenen Grimm an ihm auszulaßen. Einige alte, leichtgläubige Nonnen, beichteten ihrem neuen Beichtvater, welchen Schrecken sie von den Geistern und Gespenstern ausgestanden hätten, die seit einiger Zeit im Closter umgiengen; er suchte sie aber nicht, eines beßern zu belehren. Die jungen Kostgängerinnen, welche diese Spückereyen getrieben hatten, bekannten ihm ebenfalls diesen ihren Scherz, aber weit entfernt, es ihnen zu verbieten, ermahnte er sie vielmehr, ihr Poßenspiel fortzusetzen und nützte der einen Leichtgläubigkeit und der andern Leichtfertigkeit zur Erreichung seiner Absichten. Nur verwandelte er die Geister und Gespenster, in Teufel und Besessene, und gewöhnte unvermerkt die Keckften des Closters, allerhand Taschenspielerstückchen zu machen, zur rechten Zeit in Verzuckungen zu gerathen, kurz, so ziemlich die Rolle der Beseßenen zu spielen.

Diese Nonnen, die in der festen Ueberzeugung standen, daß die schändlichen Farcen, zu welchen man sie beredete, zur Ehre Gottes, des Closters, und ihrer Beichtväter ausschlagen sollten, erklärten ohne Scheu bey dem ersten öffentlichen Exorcismus, daß der böse Feind in ihre Leiber, durch ein Rosenbouket gefahren sey, woran sie gerochen hätten. Auf diese Frage, wer ihnen diese Rosen geschickt habe? gaben sie zur Antwort: **Urbain Grandier.**

In den darauf folgenden Verhören bekannten die Beseßenen, daß der Teufel durch's Waßer bey ihnen Eingang gefunden, daß er aber immer von **Urbain Grandier** abgesendet worden. So bald diese Exorcismen von unpartheyischen Personen, in Gegenwart des Amtmanns von Loudün, und einiger vernünftigen Aerzte geschahen, so beantwortete der Teufel die vorgelegten Fragen schlecht, und weigerte sich entweder Antwort zu geben, oder nahm auf der Stelle Abschied aus dem Cörper der Beseßenen. Einsmals fragte der Amtmann die Superiorinn, wo in diesem Augenblicke **Urbain Grandier** sey? Der Teufel, der in sie gefahren war, antwortete: "im großen Schloßsaal." Man schickte hin und es war nicht wahr. Wenn man in den Teufel drang, in der griechischen, hebräischen oder in einer andern, wenig bekannten Sprache zu antworten, so schwieg er entweder, oder entschuldigte sich durch ein: nimia curiositas, "übertriebene Neugier!" Eben dieser ungelehrte

Teufel

Teufel antwortete auf eine, ihn in Verlegenheit setzende Frage, durch einen derben Sprachschnitzer: Deus non *volo* sagte er, statt: Deus non *vult*.

Man entdeckte also den Betrug gar bald. Da aber die Mönche, die Geistlichkeit, einige Magistratspersonen der Stadt, und selbst der Bischof von Poitiers, dem Grandier feind waren, so dauerten diese Beschwörungen, Unanständigkeiten und Verläumdungen noch einige Monate fort. Endlich erfuhr der Bischof von Bordeaux, als er seine Priorey St. Jouin, zwey Stunden von Loudün besuchte, den ganzen Vorgang. Er sah zu gut ein, daß Pfaffen- und Mönchshaß, der einzige Teufel sey, welcher bey diesen gotteslästerlichen Farcen sein Wesen treibe, und ließ also zu Anfang des Jahrs 1733. eine Verordnung ergehen, in welcher er das Verfahren vorschrieb, das bey solchen Exorcismen beobachtet werden sollte, um die boshaften Ränke der Exorcisten, und die Unverschämtheit der Besessenen aufzudecken. Diese Verordnung war ein Donnerschlag für die Cabale der Feinde des Grandier, und wirkte ein Wunder. Die Teufel zogen aus, die Exorcismen nahmen ein Ende, und alles wurde ruhig. Das aufgebrachte Publicum suchte die Urheber dieses eben so boshaften als schlecht eingefädelten Anschlags, mit Spott und Verachtung heim. Die Eltern nahmen ihre Kinder aus dem Closter aus der Kost, und man scheuete sich, diesen Nonnen junge Mädchen wieder anzuvertrauen. Grandier triumphirte, aber zu früh.

Der Cardinal von Richelieu hatte befohlen, daß alle Schlößer und feste Plätze in Frankreich, die an den Gränzplätzen ausgenommen, geschleift werden sollten. Der Staatsrath Laubardemont erhielt den Auftrag, die Burg zu Loudün demoliren zu laßen. Bey diesem Manne vertrat der Wille des Cardinals Tugend und Gesetz; er gehorchte ihm mit der knechtischten Unterwürfigkeit. Er war schon lange der heimliche Vollstrecker seiner tyrannischen oder blutigen Befehle gewesen, und in seinen Augen galten Gerechtigkeit und Vernunft, nichts, hingegen Geld und der Wille seines Herrn, Alles.

Bey seiner Ankunft zu Loudün wurde er von Grandiers Feinden bestürmt, die ihm diesen Geistlichen als einen Hexenmeister schilderten, welcher die Nonnen und Mädchen von Loudün behext habe, und ihn zugleich als den Verfaßer eines plumpen und abgeschmackten Pasquills, anklagten, das vor vielen Jahren auf den Cardinal gemacht worden war, woran aber Grandier nie Theil gehabt hatte. Sie führten hierauf den Laubardemont in das Ursulinercloster, und gaben ihm eine Vorstellung von einer Beschwörungs-Farce, wo die Nonnen ihre ganze Geschicklichkeit in solchen Teufeleyen auskramten.

Laubardemont reisete ab und versprach den Exorcisten volle Rache. Plözlich kehrten nun, zum Erstaunen der ganzen Stadt, die Teufel in zahlloser Menge nach Loudün zurück. Die Nonnen waren

nicht im Stande, sie alle zu beherbergen; die Leute der Stadt wurden auch von ihnen besessen, und für viele war es eine verdienstliche Sache, einen Teufel im Leibe zu haben.

Die Exorcismen giengen ihren vorigen Gang. Der Franziscaner-Mönch **Lactanz** schrieb ein Buch: la demonomanie de Loudun, worinn die Namen aller Teufel, so wie der Mädchen, in welche sie gefahren waren, und die ganze Litaney der Leiden aufgezeichnet stand, welche leztere von ersteren erdulten musten. Die Absicht bey dieser Schrift war, alle Einfältige und Leichtgläubige auf die Seite der Beschwörer zu lenken. Zu eben der Zeit schrieben die Kapuziner von **Loudün** an den berüchtigten Pater **Joseph**, das Factotum des Kardinals, und meldeten ihm, daß **Grandier** der Verfaßer des Pasquills la cordonniere de Loudun sey. **Laubardemont** seiner Seits, benachrichtigte den Cardinal, wie verhaßt **Grandier** zu **Loudün** sey, und wie er sich jezt an ihm wegen der alten Streitigkeiten rächen könne, die er als Prior von **Coußoy** mit diesem Pfarrer gehabt habe.

Es bedurfte nicht halb so viel, um die Rachsucht des furchtbaren Prälaten aufzuwiegeln. Er ertheilte dem **Laubardemont** die unumschränkteste Vollmacht, und dieser reisete mit dem festen Vorsatz ab, seinem Herrn Genüge zu leisten, wenn es auch auf Kosten der Gesetze, der Vernunft und des Wohlstandes geschehen sollte. Er kam zu **Loudün** den

3. De-

3. December 1633. insgeheim an, und ließ alle Feinde des Grandier zusammenrufen.

In diesem heimlichen Rath wurde der Plan entworfen, wie man den Grandier zu Grunde richten wolle. Der erste Gebrauch, den Laubardemont von seiner Gewalt machte, war ein Befehl, den Grandier, auf die widerrechtlichste Weise, ehe noch eine gerichtliche Untersuchung vorhergegangen war, in Verhaft zu nehmen. Das war das Vorspiel von jenem unregelmäßigen, empörenden und abscheulichen Verfahren, das man sich gegen den armen unschuldigen Mann erlaubte, und wovon die Jahrbücher der menschlichen Bosheit nichts ähnliches aufweisen können.

Man bemächtigte sich des Pfarrers, als er in die Kirche gehen wollte; man ließ ihn auf das Schloß Angers bringen, wo er in den 4. Monaten, die er daselbst gefangen saß, jedermann durch seine Ergebung und Frömmigkeit erbauete. Alle Bemühungen der Verwandten des Pfarrers, waren fruchtloß; alle Hülfsmittel, welche die Gesetze, selbst den größten Bösewichtern zu ihrer Rechtfertigung gestatten, wurden ihm versagt; denn man wollte nicht seine Rechtfertigung, sondern seinen Tod.

Den 9. April 1634. wurde Grandier aus dem Gefängniße zu Angers, nach Loudün in einen eigenen Kerker gebracht, welchen Mignon, der Beichtvater der Ursuliner-Nonnen, hatte für ihn zurecht machen laßen, und wo alle Fenster und Oefnungen

vermau-

vermauert und vergittert waren. Hier blieb er ohne Bette, und mußte auf Stroh liegen. Damals schrieb der unglückliche Geistliche an seine Mutter: "Liebe "Mutter, ich habe Ihren Brief und alles erhalten, "was Sie mir geschickt haben, die sarschenen Strüm- "pfe ausgenommen. Ich ertrage mein Leiden mit "Gedult, und beklage Ihren Kummer mehr, als den "meinigen. Ich bin sehr unpäßlich, weil ich kein "Bette habe; suchen Sie mir das Meinige zu ver- "schaffen, denn, wenn der Körper keine Ruhe hat, "so unterliegt der Geist. Schicken Sie mir auch "ein Brevier, eine Bibel und einen **Thomas a** "**Kempis**, um Trost schöpfen zu können. Betrüben "Sie Sich nicht, ich hoffe, daß Gott meine Unschuld "an den Tag bringen wird. Ich empfehle mich "meinem Bruder, meiner Schwester und allen gu- "ten Freunden ꝛc. ꝛc."

Der Bischof von **Poitiers**, Namens **la Roche-posai**, sein Theologal, ein Franziscaner, Pater **Lactanz** mit Namen; vier Kapuziner, die Patres **Luc**, **Tranquille**, **Protois** und **Elisée**; zwey Karmeliter, Pater **St. Thomas** und Pater **St. Mathurin**; **Barré**, Pfarrer zu **St. Jaques de Chinon**; und **Mignon**, Beichtvater der Ursulinernonnen: das waren die vornehmsten Exorcisten und Feinde des **Grandier**, und die Hauptheilnehmer an der schändlichen That, welche der Cardinal **Richelieu** beschloßen hatte. Ferner gehören dazu der Rädelsführer der Bande, **Laubardemont**, und die sämmtlichen Commißarien. Nur wenige hatten so viel

viel Redlichkeit und Seelenstärke, um dem Willen des Tyrannen nicht zu gehorchen, und sich nicht zu Mitschuldigen dieser Ungerechtigkeit zu machen: Ihre Namen verdienen aufbewahret zu werden. **Constant**, königlicher Anwald beym Präsidial von **Poitiers**, wurde zum Commißar ernennt; allein er weigerte sich, einer zu seyn. Der Amtmann von **Loudün**, ein biederer, einsichtsvoller Mann, ließ viele Festigkeit bey dieser Sache und eine große Verachtung gegen die niederträchtigen Werkzeuge der Rache des Cardinals blicken. **August dü Moutiers**, und **Carl Chauvet**, Aßeßor, waren sogar mit Drohungen von **Laubardemont** aufgefordert worden, Mitglieder der Commißion zu werden, schlugen es aber standhaft aus. **Moutier** wurde das Opfer seines Heroismus. **Laubardemont**, der Gelegenheit suchte, ihm zu schaden, nüzte einen Aufstand zu **Loudün**, um ihn, als den Urheber deßelben, gefangen zu nehmen. Er wurde an Händen und Füßen gefeßelt nach Fort l'Evesque gebracht, allein kurze Zeit darauf losgesprochen und freygelaßen.

Der berühmte Pater **Joseph** kam in eigener Person nach **Loudün**. Er weigerte sich hartnäckig, die Jesuiten zum Exorcismus zuzulaßen, weil er ihnen nicht trauete, und sich von ihnen keine völlige Ergebenheit in seinem Willen versprach.

Dieser unruhige Mönch, dieser grausame Hofmann faßte den Entschluß, den seltsamen Satz in dem Buche des Paters **Tranquille** über die Beseßenen

sessenen von Loudün, als erwiesen anzunehmen, nemlich: "daß ein in gehöriger Form beschworner Teufel gezwungen ist, die Wahrheit zu bekennen, und daß seine Außage für einen gerichtlichen Beweiß gelten kann." Dieser sonderbare Satz wurde zu Loudün zum Grund bey dem Verfahren gegen den Grandier gelegt, und ihm darnach sein Urtheil gefällt; ob es gleich ganz der klaren Erklärung der Sorbonne widerspricht, welche sagt: "daß der "Teufel der Vater der Lügen ist, daß man ihn also "nicht zum Ankläger eines Menschen aufstellen, "vielweniger sich des Exorcismus bedienen kann, "um durch ihn eines andern Mißethaten auf"zudecken rc. rc." Allein Pater Joseph wollte aus diesem Satz einen Glaubensartikel machen, und behauptete, dadurch die persönliche Gegenwart Jesu Christi im Abendmahl unwidersprechlich darzuthun. Er schmeichelte sich, wenn diese Lehre einmal eingeführet wäre, eine Art von Inquisitionsgericht darauf zu gründen, und sie als ein Mittel zu brauchen, das Vermögen, die Ehre und das Leben der Bürger, sonderlich der Protestanten, von dem Willen der Mönche abhängig zu machen.

Die Exorcismen wurden mit noch größerm Aufsehn fortgesezt. Unzählige Menschen, Glaubige und Unglaubige, strömten von allen Seiten nach Loudün, um Zeugen so vieler Wunder zu seyn. Aber die Teufel, welche in den Leibern der Nonnen hauseten, wirkten nie die Wunderdinge, welche sie versprochen hatten, und deren Vollziehung die Exorcisten immer aufzuschieben suchten.

Einer von den Teufeln der Superiorinn (sie hatte deren sieben) versprach, sie zwey Fuß hoch in die Luft zu führen. Pater Lactanz ermahnte den Teufel zu wiederholtenmalen, Wort zu halten: er konnte es nicht. Die Superiorinn, um die Augen des Publikums zu blenden, versuchte, sich etwas in die Höhe zu heben, allein einer von den Zuschauern, der nicht sehr glaubig war, hob den Saum ihres Rockes auf, und zeigte der Versammlung, daß sie auf die Zehen trat. Der Teufel Bebreit, um die Ehre seiner Collegen zu retten, gelobte, das Käppchen des Laubardemont von seinem Kopfe zu nehmen, und es ein Miserere lang, in freyer Luft zu halten. An dem dazu bestimmten Tage wurde der Teufel aufgefordert, sein Versprechen zu erfüllen, jedoch er blieb zu allen Bitten und Drohungen taub, und Laubardemonts Käppchen, wich zum großen Aergerniß der Exorcisten nicht von seinem Haupte. Jemand, der an das Wort des Teufels nicht glaubte, war auf das Decke-Gewölbe der Kirche gestiegen, in welcher die Exorcismen vorgenommen wurden, und hatte ein kleines Loch entdeckt, unter dem Laubardemont in gerader Linie saß. Er that einen Faden weg, der aus dem Loche herunter hieng, und an deßen Ende ein kleiner Hacken war, den Laubardemont an seiner Kappe hatte befestigen sollen, indem er sich stellte, als ob er sie zurecht rückte. Auf diese Art benahm er dem Teufel seine Macht, und das Wunder schlug fehl.

Ein anderer Teufel, der gewahr wurde, daß die Mehresten von den Anwesenden an seiner Macht zweifelten, drohete, den ersten Ungläubigen, der es wagen würde, seinen Unglauben merken zu laßen, bis an das Kirchengewölbe in die Luft zu führen. Der Abbe Quillet, den diese lächerliche Aufschneiderey verdroß, trat kühnlich hervor, und verspottete in Gegenwart der Versammlung den Teufel mit seiner Drohung. Der arme Schwächling von Satan verhielt sich aber ganz leidend, und die ganze Bande der Exorcisten und Beseßenen gerieth in Verlegenheit. **Laubardemont** fertigte in vollem Aerger einen Verhaftbefehl gegen den Abbe aus, der aber **Loudün** und Frankreich verließ und sich glücklich nach Italien flüchtete.

Man murrte laut zu **Loudün** gegen diese schändlichen Betrügereyen, und selbst die Leichtgläubigsten beschuldigten die Exorcisten eines boshaften, lügnerischen Verfahrens. Diese suchten das Volk zu überreden, es sey Pflicht an die Besitzung vom Teufel zu glauben, weil der König, der Cardinal und der Bischof sie glaubten. **Laubardemont** ließ sogar eine Verordnung anschlagen, wodurch verbotten wurde, über die Beseßenen von **Loudün** und ihre Beschwörer zu spotten, oder sonst etwas gegen sie zu unternehmen, wenn man nicht gewärtig seyn wollte, eine Geldbuße von 10000. Livres erlegen zu müßen, oder gar, im ereignenden Falle, mit Leibesstraffe belegt zu werden.

Die unzüchtigen Reden, die unehrbarsten Stellungen, und die Gotteslästerungen, welche die Beschwörungen bey den beseßenen Nonnen wirkten, wurden von der Cabale der Exorcisten, als die deutlichsten Beweise der Gegenwart des Satans ausgelegt; die scandalösesten und ärgerlichsten Auftritte, waren für sie ein Triumph, und die Unverschämtheit und Frechheit der Nonnen, vertraten bey ihnen die Stelle der Wunderwerke, die sie zu thun nicht im Stande waren.

Die Schwester **Elisabeth Blanchard** warf sich in Gegenwart des Bruders des Königs und einer zahlreichen Versammlung dreymal auf den Rücken; ihr Cörper war wie ein Sprenkel gebogen, so, daß sie den Boden nur mit den Fußzehen und der Nasenspitze berührte. Die Superiorinn, **Johanna Belois**, sperrte, unter andern Seiltänzer- und Springerstückchen, ihre Füße so weit von einander, daß ungeachtet ihrer Kleinheit, ein Raum von 7. Schuhen zwischen beyden Füßen war. Sie legte sich auch auf den Bauch und bog Füße und Arme über sich zurück, bis ihre beyden flachen Hände ihre beyden Fußsolen berührten. Wenn vornehme, oder zahlreiche Zuschauer zugegen waren, so ermangelte sie nie, sie mit diesen lezten Kunststücken zu beehren. Die drey Nonnen behaupteten in ihren Außagen und bey ihren Confrontirungen mit **Grandier**, daß sie vier Monate lang Tag und Nacht von der sündlichen Lust gepeinigt worden wären, sich mit ihm fleischlich zu vermischen. Schwe-

ster

ster Clara von Sapille gestand sogar, dieses Verlangen habe sie einsmals beym heiligen Abendmahl, mit einer solchen Heftigkeit angewandelt, daß sie vom Gottestisch weg, und auf ihre Celle gegangen seye, um das Feuer, das sie verzehrte, auf eine andere Art zu löschen. Elisabeth Blanchard bekannte, mehr als einmal bey Grandier geschlafen zu haben, der ihr den Vorschlag gethan, wenn sie mit ihm auf den Hexentanz gehen wolle, so sollte sie Hexenkönigin werden. Das Abgeschmackte dieser Außage, ist schon allein Beweis, welche Lügen man sich erlaubte.

Die seltsamen und angreifenden Rollen, welche diese Nonnen, Anfangs zu ihrem Kurzweil, und zuletzt aus Gefälligkeit gegen Grandiers Widersacher, gespielet hatten, fiengen endlich an, ihnen zur Last zu fallen. Schwester Clara bekannte öffentlich in der Schloßkirche, wo man sie exorcisiren wollte, daß alles, was sie seit 14. Tagen gethan und gesagt hätte, lauter Trug und Lug, und lauter Verläumdung sey, wozu sie von dem Pater Lactanz, dem Pfarrer Mignon und den Carmelitern beredet worden. Sie versprach, wenn man sie von diesen Exorcisten befreyen wolle, alle ihre boshaften Streiche und Betrügereyen zu entdecken. Sie wiederhohlte dieses Geständniß zwey Tage hintereinander; sie versuchte sogar, beym Ausgang aus der Kirche, den Exorcisten zu entwischen; allein, ein Mönch hielt sie auf, und zwang sie durch Drohungen umzukehren.

Schwester Agnes folgte dem Beyspiel der Schwester Clara und widerrief öffentlich in der Kirche. Sie beschwor die Anwesenden mit Thränen in den Augen, sie von der schrecklichen Gefangenschaft zu befreyen, in der sie seufze. Beyde Schwestern sezten hinzu: sie wären überzeugt, man würde sie nun im Closter auf das äußerste mishandeln, weil sie ein Geheimniß entdeckt hätten, das ihnen auf die Seele gebunden worden, aber sie wollten lieber alles leiden, und ruhig in ihrem Gewißen seyn. Auch die Noyaret gestand, daß sie einen Unschuldigen verläumdet habe, und Gott deswegen um Verzeihung bitte. Sie wendete sich bald zum Bischof von Poitiers, bald zum Laubardemont, und sagte: sie fühle sich in ihrem Gewißen verbunden, dieses Bekenntniß abzulegen. Laubardemont lachte nur darüber, der Bischof und die Beschwörer aber behaupteten, es wäre dieses eine listige Eingebung des Teufels, um die Leute in ihrem Unglauben zu bestärken.

Ein Arzt that an eine beseßene Nonne eine Frage in griechischer Sprache; diese Nonne, die ihrer Rolle eben so überdrüßig als die vorhergehende war, antwortete sehr treuherzig: "Ich "verstehe keine Sprache, die ich nicht gelernt habe; "ich bin nicht beseßen. Man plagt mich schon lange, "daß ich vor den Leuten Verdrehungen und Grimaßen machen soll; aber wenn mich Gott nicht "gestärkt hätte, so wäre ich schon lange in Verzweiflung gerathen, denn ich bin recht unglück-

"lich,

"lich, daß ich diesen Leuten in die Hände ge-
"fallen bin."

Doch, eine längere Erzählung der Abgeschmacktheiten, Ungerechtigkeiten, Verläumdungen, und Gewaltthätigkeiten, welche Haß, Fanatismus, und Wuth, dem Laubardemont und seinen Helfershelfern eingaben, um der einfältigsten und Himmelschreyendsten Erdichtung Glaubwürdigkeit zu verschaffen, würde die Gedult des Lesers ermüden! — Das ungerechte und unregelmäßige Verfahren wurde so weit getrieben, daß man den Beklagten nicht einmal zur Vertheidigung zuließ, sondern sich weigerte, seine Widerlegungen und Vertheidigungsschriften anzunehmen, oder ihm, die wider ihn producirten Urkunden und Beweise zur Beantwortung mitzutheilen. Man eilte vielmehr, sein Todesurtheil zu fällen, das am 18. August 1635. im Closter geschah. Laubardemont und die Commißarien sprachen an diesem Tage über den unglücklichen Grandier folgendes Urtheil aus: "Wir erklä-
"ren gedachten Urbain Grandier des Lasters der
"Zauberey, der Behexung und teuflischer Besitzung
"einiger Nonnen dieser Stadt Loudün und ei-
"niger Layinnen schuldig und überwiesen: wir
"verurtheilen diesen Grandier, vor der Haupt-
"thüre der St. Peterskirche, und der Kirche der
"heil. Ursala, im bloßen Haupte, mit dem Strick
"um dem Halse, und mit einer zweypfündigen bren-
"nenden Kerze in der Hand Buße zu thun, und
"Gott, den König und die Obrigkeit knieend um

"Verzeihung zu bitten; er soll, wenn dieses ge-
"schehen, auf den heil. Creuzplatz gebracht, auf
"dem zu dem Ende errichteten Scheiterhaufen an
"einen Pfahl gebunden, und so, nebst seinem mit
"dem Teufel geschloßenen Pact, seinen magischen
"Caractern, und seinem, im Manuscript vor-
"gefundenen Buche wider die Ehelosigkeit der Prie-
"ster, lebendig verbrannt, seine Asche aber in die
"Luft gestreuet werden: von Rechts und Commis-
"sions wegen."

Vor Fällung dieses Todesurtheils, ließ man den Wundarzt Fourneau mit Gewalt in Grandiers Kerker bringen. Dieser Wundarzt hörte, wie Grandier zu einem von den Exorcisten sagte: "Barbarischer Henker, bist du gekommen, mir den "Garaus zu machen? Du weist's, Unmensch, welche "Grausamkeit du an meinem Leibe verübt hast. "Hier! tödte mich vollends!—" Einer von den Richtern befahl hierauf dem Fourneau, dem Gefangenen alle Haare abzuschneiden, und ihm sogar die Augenbraunen und Nägel auszureißen: aber der Wundarzt weigerte sich, diesem grausamen Befehl zu gehorchen.

"Ich glaube, sagte Grandier, Sie sind der einzige, der Mitleiden mit mir hat." Fourneau antwortete: "Lieber Herr, Sie sehen nicht alle Leute.—" Man suchte an seinem Cörper die sogenannten Teufelszeichen auf, aber man fand alles natürlich, und nichts außerordentliches. Ein an-

derer

derer Wundarzt, sein Feind, hatte ihm schon zu wiederholtenmalen die Sonde ins Fleisch gestoßen, um diese vorgeblichen Merkmale, welche der Teufel den Hexenmeistern aufdrücken soll, zu entdecken, und ihn die heftigste Pein ausstehen laßen. Endlich wurde er in den Saal des Gerichtshofes geführt, wo verschiedene Damen von Stande, und die Frau des **Laubardemonts** auf den Stühlen der Richter saßen. Er empfieng hier nur Mishandlungen, und wurde von dem Franziskaner Lactanz exorcisirt, worauf der Greffier ihm das Urtheil verlas. Grandier hörte es unbewegt an, und wendete sich hierauf mit folgenden Worten an seine Richter: "Meine Herren! Ich rufe Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist, und die heilige Jungfrau, meine einzige Fürsprecherin, zu Zeugen an, daß ich nie ein Hexenmeister gewesen bin, daß ich nie Zaubereyen getrieben habe, und daß ich von keiner andern Magie weiß, als der in der heiligen Schrift enthaltenen, deren Lehren ich beständig predigte, auch daß ich mich nie zu einem andern Glauben bekannte, als dem Glauben unserer Mutter, der heiligen catholischen, apostolischen und römischen Kirche. Ich entsage dem Teufel und seinem Wesen, ich bekenne unsern Heiland, Jesus Christ, und flehe ihn an, daß sein am Creuz vergoßenes Blut, mir zu gut kommen möge. Sie aber, meine Herren, beschwöre ich, mäßigen Sie die Strenge meiner Hinrichtung, und bringen sie meine Seele nicht zur Verzweiflung!"

Diese Worte, die von Thränen und Schluchzen begleitet wurden, rührten niemand: so sehr verhärtete der Fanatismus aller Herzen! Man brachte ihn auf die Folter, um von ihm das Geständniß seiner Mitschuldigen zu erzwingen, und doch hatte er keine. Die Franziskaner und die Capuziner waren gegenwärtig, um die Folterwerkzeuge zu exorcisiren, aus Furcht, sagten sie, daß der Teufel die Wirkung der Tortur vereiteln möchte. Diese Mönche legten sogar beym Foltern selbst Hand an, und überhäuften den Leidenden mit Schmachreden. Grandier, deßen Cörper schon durch so vieles ausgestandenes Ungemach entkräftet war, wurde einigemal ohnmächtig, aber man rief ihn durch noch heftigere Schmerzen, ins Leben zurück. Man schlug sogar bey den Beinstöcken zwey Keile mehr, als gewöhnlich ein, so daß die Beine bersteten, und das Mark aus den Knochen sprüzte.

Grandier wurde von neuem ohnmächtig, und als er wieder zu sich kam, wiederholte er seine Betheurung, daß er keine Mitschuldige habe und unschuldig sey. Er verlangte den Pater Grillaut, Gardian der Barfüßer, der sein Freund gewesen war, um ihm seine Beichte abzulegen. Aber er wurde ihm hartnäckig verweigert, und man schlug ihm seinen Todfeind, den Pater Lactanz zum Beichtvater vor. Pater Grillaut fand jedoch Mittel einen Augenblik vor seiner Hinrichtung bis zu ihm zu dringen: "Erinnern Sie sich, rief er ihm "zu, daß unser Heiland Jesus Christus durch Mar-

"tern

"tern und den Creuzestod zu Gott seinem Vater "kam: überlaßen Sie sich nicht der Verzweiflung; "ich bringe Ihnen den Segen ihrer Mutter; sie "und ich, wir bitten Gott, daß er Ihnen gnädig "seyn wolle." Diese tröstlichen Worte schienen den unglücklichen Grandier zu erfreuen und aufzurichten. Er wendete sich voll Vertrauen gegen diesen guten Geistlichen, und bat ihn, seine Mutter zu trösten, und bey ihr Sohnsstelle zu vertreten; er versicherte ihn, daß er in dem beruhigenden Bewußtseyn seiner Unschuld, und im festen Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit seinen Geist aufgeben werde.

Der Gerichtsvogt hatte in Gegenwart aller Richter versprochen, daß man dem armen Sünder einige Zeit laßen wolle, um eine Rede an das Volk zu halten, und daß er erdroßelt werden sollte, ehe der Scheiterhaufen angezündet würde. Allein die Mönche, Grandiers Feinde, fanden Mittel und Wege, dieses mitleidige Versprechen zu vereiteln.

Als Grandier auf den Scheiterhaufen gestiegen war, und das Volk anreden wollte, schütteten ihm die Mönche, denen daran gelegen war, daß er schwiege, eine solche Menge Weihwaßer ins Gesicht, daß es ihm die Sprache versezte: und als er zum zweytenmahl den Mund öfnete, verschloß ihm ein anderer Mönch denselben durch einen Kuß. Das ist Judas Kuß! rief Grandier voller Unwillen, daß man ihn des Trostes beraubte, dem Volke seine Unschuld zu bekennen. Der wütende Ex-

orcist ergriff ein eisernes Cruzifix, stellte sich, als ob er es ihn küßen laßen wollte, und schlug ihn damit einigemal ins Gesicht. Grandier litt es geduldig, und betete eifrig zu Gott.

Das Versprechen, das der Gerichtsvogt dem Grandier gethan hatte, ihn erdroßeln zu laßen, ehe der Scheiterhaufen angezündet würde, konnte ebenfalls nicht gehalten werden, weil die Mönche in den Strick, der zu diesem Zwecke bestimmt war, heimlich einen Knoten geknüpft hatten. Grandier hatte noch so viel Kräfte, den Strick höher hinaufzuziehen, und die Schlinge so zu legen, wie sie seyn sollte, allein Pater Lactanz ergriff eine Handvoll Stroh, zündete es an einer Fackel an, und fuhr dem armen Sünder damit ins Gesicht, indem er ihm zuschrie: "Willst du nicht in dich gehen, Nichtswürdiger, und dem Teufel entsagen?" — "Ich habe nichts mit dem Teufel zu schaffen, erwiederte Grandier, ich entsage ihm und seinem Wesen, und bitte Gott, daß er mir barmherzig seyn wolle. —" Der Pater, ohne des Gerichtsvogts Befehl abzuwarten, griff dem Henker ins Handwerk, und zündete selbst den Scheiterhaufen an. Der arme Grandier, als er diese barbarische That sahe: rief mit kläglicher Stimme: "Wo bleibt das Versprechen, das man mir gethan hat? Pater Lactanz, es ist ein Gott im Himmel, und er wird Richter seyn zwischen dir und mir." Hierauf richtete er die Augen gen Himmel und betete: Deus meus ad te vigilo, miserere mei! Aber die Capuziner, damit das Volk

diese

diese seine lezten Worte nicht hören möchte, schütteten ihm noch alles übrige Weihwasser ins Gesicht.

Der Gerichtsvogt rief dem Henker zu, den Grandier zu erdroßeln, wie ausgemacht worden war; allein der Pater Lactanz, der zehnmal mehr Henker war, als der Nachrichter, hatte den Scheiterhaufen so in Brand gesezt, daß man wegen der lodernden Flammen nicht mehr zu dem armen Sünder kommen konnte: der Cörper dieses beklagenswürdigen unschuldigen Opfers, fiel ins Feuer und wurde lebendig verbrannt.

Durch solche abgeschmackte, ungerechte und grausame Mittel, wußten Richelieu, und eine Bande hartherziger erbitterter Pfaffen, ihre Rachsucht zu befriedigen. Der Cardinal hatte befohlen, daß man den Grandier schuldig finden sollte, und eine Menge Bösewichter wetteiferten aus Haß, oder aus niedrigem strafbaren Gehorsam, ihm, unter dem Schein des Rechts, erdichtete Verbrechen aufzubürden und ihn in den Flammen sterben zu laßen.

Am Tage der Hinrichtung Grandier's machte man folgendes Gedicht auf Laubardemont:

Vous tous, qui voyez la misere
De ce corps, qu'on brûle aujourd'hui,
Apprenez, que son commissaire
Mérite mieux la mort, que lui. *)

Pater

*) Ihr alle, die ihr das Elend dieses Mannes, den man heute verbrennt, anschauet, wißet, daß sein Commißarius eher, als er, den Tod verdienet habe.

Pater Lactanz starb einen Monat darauf, von Gewißensbißen zerfleischt und in der Raserey.

Der Cardinal von Richelieu, deßen Zorn nun gestillt war, und der sich vor einer zu großen Publicität dieser Ungerechtigkeiten und Lächerlichkeiten fürchtete, zog die 4000. Livres Pension ein, welche er den Exorcisten ausgesezt hatte. Es schien, als ob der Teufel bloß auf diesen Umstand gewartet hätte, um Loudün auf ewig zu verlaßen; Beseßene und Beschwörer verschwanden auf einmal; nur das Andenken dieser Abscheulichkeiten blieb zurück. Noch jezt, nach anderthalb hundert Jahren, sind die Einwohner von Loudün gekränkt, daß ihre Stadt der Schauplatz dieser Gräuelthat war. Sie hatten eine Vorstellung beym Könige eingereicht, worinn sie den Betrug der Exorcisten enthüllten, und um Schutz gegen die Ungerechtigkeiten des Laubardemont und seiner Helfershelfer baten; allein diese Vorstellung wurde, so wie die Bittschriften Grandiers und seiner Verwandten unterdrückt.

Diese Scene, welche das Gepräge der Jahrhunderte der Barbarey, der Blindheit, und Finsterniß führt, trug sich in dem so glänzenden und so gerühmten Zeitalter Frankreichs, dem Zeitalter der

der schönen Geister und der Genies zu, das die Corneilles, die Molieres, die la Fontaines entstehen sah; und ihr Urheber war jener gepriesene Cardinal, der nach dem Ruhm eines Beschützers der Aufklärung und Künste geizte, und den die stolze französische Academie für ihren Stifter erkennt. —

Arme Menschheit!

IV. Deme-

IV.

Demetrius *)
als rußischer Kronprätendent in Moskau 1763. enthauptet und zerstückt.

Der Vater dieses unglücklichen Mannes, der eigentlich Griska Otrepief hieß, Sohn eines Edelmanns und von Jaroslaw gebürtig war, wagte es, sich für den Sohn des rußischen Zaars Iwan Wasiliewitsch II. welcher Demetrius hieß, und von dem nach der rußischen Krone strebenden Boris Gudenow, durch Meuchelmörder umgebracht worden war, auszugeben, und sich auf den rußischen Thron zu schwingen. Auf Anstiften eines Mönchs im Closter des heiligen Basilius, in welchem er sich damahls aufhielt, eilte er nach Litthauen, trat bey einem Woiwoden, Wisnewitzky, in Dienste, und beredete selbigen durch Vorzeigung eines mit Diaman-

*) S. Archenholz neue Litteratur und Völkerkunde, 1789. Octobermonat, p. 339 - 361. Köhlers histor. Münzbelustig. V. B. 47. Stück, p. 369. ꝛc. von Rocoles Begebenheiten ausnehmender Betrüger, II. Th. p. 407 ꝛc. Düport du Certre Geschichte berühmter Verschwörungen und Rebellionen ꝛc. Allgemeines histor. Lexicon Leipz. 1722. II. B. p. 28. Zieglers tägl. Schauplatz der Zeit, p. 541. ꝛc.

Diamanten besezten goldnen Creuzes, das ihm bey seiner Taufe umgehängt worden wäre, daß er der Demetrius sey, den Boris umgebracht zu haben glaubte, in der That aber nur einen, statt seiner untergeschobenen, ihm sehr ähnlichen Sohn eines Priesters umgebracht habe. Wisnewitzky, entließ ihn seines Dienstes, versprach ihm, zu seinem väterlichen Erbe behülflich zu seyn, und sendete ihn an den Woiwoden von Sendomir, Mnischeck, der ihm alle Unterstützung, ja selbst seine Tochter zur Gemahlin verhieß, wenn er die catholische Religion in Rußland einführen würde.

Griska Otrepief befand sich bald an der Spize einer Armee, die in die moscowitischen Staaten drang, und obgleich nach Boris Tode, der sich aus Verzweiflung selbst mit Gift umgebracht hatte, Foedor, der 2te Sohn des Zaars Iwan Wasiliewitsch II. von einigen Magnaten, sich die rußische Crone aufgesezt sahe, so glaubte doch der zum Aufruhr so geneigte Pöbel, daß selbiger verworfen, und dagegen der vom Himmel wunderbar errettete Demetrius auf den Thron gesezt werden müßte, der auch wirklich im Julius 1605. zu Moskau mit grossem Gepränge gecrönet wurde.

Da dieser falsche Demetrius und nunmehrige rußische Zaar, bald darauf einige Große des Reichs beleidigte; gegen die Pohlen viele Anhänglichkeit bewieß; neue Sitten und Gebräuche empor zu bringen strebte; eine Vermählung mit einer catholischen Prinzeßin vorhatte, und die Religion derselben, die

auch

auch er bey seinem Aufenthalte in **Pohlen** angenommen hatte, in **Rußland** einzuführen willens war, so fieng **Iwan Wassili Zusky**, ein vornehmer russischer Edelmann, eine Verschwörung wider ihn an, die aber bald entdekt wurde; und ihm das Urtheil zuzog, enthauptet zu werden. Der falsche Demetrius begnadigte ihn hierauf, als er bereits auf den Richtplatz geführet war, um durch diese Großmuth die Liebe des rebellisch gesinnten Volks zu gewinnen; erreichte jedoch diesen Endzweck keineswegs, da Zusky, der ihm wiederfahrnen Gnade uneingedenk, eine zweyte Verschwörung wider ihn anfieng, die für ihn auch wirklich den traurigsten Ausgang nahm. In der, auf seine am 8. May 1606. vollzogene Vermählung mit der Tochter des pohlnischen Woiwoden *Mniseck*, *Anna Maria*, folgenden Nacht, da die ganze meist betrunkene Hofstatt, im tiefsten Schlaf lag, gab die Sturmglocke den Aufwieglern das Zeichen, und nun drang alles ins Schloß. Demetrius entsprang zwar aus dem Fenster, ward jedoch erhascht, in Feßeln geworfen, und auf Außage der eidlich befragten Wittwe des Zaars **Iwan Wasiliwitsch**, "er wäre keineswegs ihr Sohn, ob sie ihn gleich bisher, auf sein Zureden um wegen ihres eigenen Lebens in Sicherheit zu seyn, für den wahren Demetrius ausgegeben habe," von Zusky selbst mit einer Pistolkugel durch den Kopf geschoßen, nachher nackend ausgezogen, äußerst gemißhandelt, drey Tage lang vor dem Schloß zur Schau hingelegt, sodann als gemeiner Mißethäter begraben, in der Folge aber vom Pöbel wieder aus-

geschartt

gescharrt und verbrannt. Seine, einen Tag nur mit ihm verbundene Gemahlin aber wurde ins Gefängniß gesezt und in der Folge ziemlich gelinde behandelt, weil sie gestand, daß sie schwanger seye, das sich auch in der That so befand.

Ungeachtet sie auf das genaueste bewacht wurde, weil man sich durchaus gleich nach ihrer Niederkunft des Kindes versichern wollte, so fand sie doch Gelegenheit, ihren Sohn, mit dem sie entbunden wurde, einem Kosaken, auf den sie viel Vertrauen sezte, zu übergeben. Ein Priester, dem dieses Geheimniß gleichfalls anvertrauet wurde, beizte mit Scheidewaßer, bey der Taufe dem Kinde auf den Schultern gewiße Caractere in Form eines Creuzes ein, die dereinst zum Beweis seiner Geburt dienen sollten. Mit diesem ihm anvertrauten Pfande, entfloh der Kosak glücklich den Nachstellungen des Iwan Wasili Zusky, der nach des falschen Demetrii Ermordung einmüthig von den Moscowitern zu ihrem Beherrscher gewählt worden war, aber bald darauf sich wieder verstoßen sehen mußte. Nicht lange nachher starb auch die Wittwe des Demetrius, die vor ihrem Ende noch einigen ihrer Frauenzimmer das Geheimniß von der Errettung ihres Sohnes entdekte, welche alsdann solche Nachricht nach Pohlen brachten. Aber alle Mühe, die man sich dort gab, den Aufenthalt des jungen Demetrius auszukundschaften, war vergeblich. Sein Pflegvater war kurz nach seiner Ankunft in seiner Heimath gestorben, ohne weder seinem Zöglinge,

noch irgend einem andern das ihm anvertrauete Geheimniß entdeckt zu haben.

Durch ein bloßes Ohngefähr wurde endlich im Jahre 1632. der junge Demetrius zu Samburg, einer kleinen Stadt in Schwarz-Reußen gefunden, eben da er im Begrif war, sich an einem öffentlichen Ort zu baden. Das Zeichen auf seinen Schultern fiel den Umstehenden in die Augen; man bildete sich ein, daß dieser junge Mensch vielleicht durch die Hände der Gerechtigkeit gebrandmarkt seyn könnte, und diese Bemerkung zog ihm eine Menge Schimpfnamen von dem bereits um ihn her versammleten Pöbel zu. Doch seine freimüthige Antwort, daß er sich nicht erinnern könne, wie und wenn diese Zeichen auf seinen Leib eingebrannt worden wären, und er solche, allem Anschein nach, mit auf die Welt gebracht haben müßte, zerstreuete bald jenes gegen ihn gefaßte schimpfliche Vorurtheil. Auch schien sein Vorgeben um so wahrscheinlicher, da diese Charaktere gar keine Aehnlichkeit mit denenjenigen hatten, die man sonst den Mißethätern auf ihren Körper einzudrücken pflegt.

Das Gerücht von diesem Abentheuer verbreitete sich bald durch den ganzen Ort, und wurde endlich auch dem Großschatzmeister von Pohlen, Johann Niklas Danielowsky hinterbracht, der sogleich einigen seiner Bedienten befahl, den jungen Menschen aufzusuchen und zu ihm zu bringen. Man fand ihn in einer elenden Schenke, und in dem

armseligsten Aufzuge. Er hatte einen alten grünen, mit Schafpelz gefütterten Rock an, und trug eine Mütze von dem nemlichen Pelzwerke. Indeß entdekte man doch unter diesem so bettlerhaften Anzuge einen Mann von guter Miene und Gestalt. Danielowsky, dem es sogleich ahndete, daß dieser Unbekannte vielleicht der so lange gesuchte Prinz Demetrius seyn könnte, nahm ihn auf das leutseligste auf, und verlangte, daß er ihm die Zeichen auf seinen Schultern zeigen sollte. Der junge Mann that es ohne die geringste Weigerung. Weil aber der Großschatzmeister diese Zeichen nicht verstand, so ließ er einen rußischen Popen hohlen, der nach Besichtigung derselben endlich den Sinn herausbrachte: Demetrius, Sohn des Zaars Demetrius.

Diese Entdeckung war das Signal zur allgemeinen Freude. Jedermann beeiferte sich, dem auf eine so wunderbare Art gefundenen Prinzen Glück zu wünschen. Er war damals nicht älter als sechs und zwanzig Jahre. Seine Jugend, sein freimüthiges Betragen, und sein wohlgebildeter Cörper nahmen jeden, der ihn sah, für ihn ein. Der Großschatzmeister ließ ihm sogleich prächtige Kleider machen, und schickte eilends einen Courier mit der Nachricht von dieser Begebenheit an den König von Pohlen ab. Dieser, Uladislaus der IV. mit Namen, ein Sohn Sigmunds Königs in Pohlen und itzo Nachfolger auf dessen Throne, der in seinen jüngern Lebensjahren, gleich nach der oben erwähnten Verstoßung des Zusky zum Zaar von Rußland

erwählt wurde, aber die Regierung selbst nicht antrat, *) war über die glückliche Auffindung des bereits für verlohren geschäzten Prinzen ausnehmend vergnügt und befahl, ihn unverzüglich nach Warschau zu bringen. Er erschien also am pohlnischen Hofe, und erwarb sich bald die Liebe und Hochachtung aller Großen des Reichs. Hier war es, wo er mit dem von seinem Onkel verstoßenen Neffen des Tartarchans in eine sehr enge Verbindung trat. Dieser Prinz hatte gleichfalls seine Zuflucht nach

*) Die Ursache davon war folgende: Uladislaus hatte, bald nach seiner Erwählung, einsweilen den Feldherrn Stanislaus Solkowsky in seinem Namen die Huldigung zu Moskau annehmen laßen. Bey dieser Gelegenheit übten die in zahlreicher Menge anwesenden Pohlen, noch von ihren vorher über die Rußen erfochtenen Siegen trunken, die größten Ausschweifungen aus, schändeten ihre Weiber und Töchter, plünderten ihre Häuser und mishandelten sogar ihre heiligen Bilder. Da sich die Rußen nun widersezten, so entstand ein allgemeines Blutbad, und bald war die Stadt an allen Ecken angezündet. Die Wuth der aufs äußerst gebrachten Moscowiter nöthigte endlich die Pohlen, sich ins Schloß zurückzuziehen, und auf erfolgte Ergebung derselbigen, mußten sie sich nicht nur alle aus Rußland entfernen, sondern es wurde auch an Uladislai Stelle ein vornehmer Ruße, Michael Foedorowitsch Romanow einstimmig zum Zaar erwählt, der nachher dreyßig Jahre lang eben so weise als gütig regierte.

nach Pohlen nehmen müßen. Die Aehnlichkeit ihrer beyderseitigen Schicksale trug nicht wenig zu ihrer Vereinigung und Freundschaft bey. Uladislaus, der kinderlos war, begegnete ihnen eben so liebreich, als ob sie seine leiblichen Söhne gewesen wären, und versprach alles, was nur in seiner Macht stünde, anzuwenden, um ihre Rechte, so bald nur möglich, geltend zu machen.

Die Nachricht von der Erscheinung eines neuen Kronprätendenten sezte den Hof zu Moskau in nicht geringe Unruhe. Der damalige Zaar, Alexus Michaelowitsch, Sohn und Nachfolger des Michael Foedorowitsch Romanow, schickte daher sogleich einen außerordentlichen Gesandten nach Pohlen, der um die Auslieferung des Demetrius Ansuchung thun mußte, und deßhalben folgende Rede an den König Uladislaus hielt:

"Wenn jemals der Zaar, mein Herr, Ur"sache gehabt hat, auf die Freundschaft des groß"müthigen Uladislaus, Königs von Pohlen, zu "rechnen, so ist es vorzüglich bey gegenwärtiger "Gelegenheit. Ich komme jezt nicht, Provinzen "zu begehren, oder Schätze zurück zu fordern, wel"cher die Pohlen, während den Unruhen, die der "falsche Demetrius erregte, sich bemächtiget ha"ben. Auch bin ich nicht gekommen, irgend einen "Vortheil für unsre Religion zu suchen, oder we"gen des Vorzugsrechts mich in einige Streitig-

"keiten einzulaßen. Meine Sendung betrift nur
"eine einzige Person, die man bestraft wißen will.
"Und was für eine Person? Einen Betrüger, der
"den strafbaren Willen hegt, das königliche Blut
"der Zaare von Rußland durch seine niedrige
"Herkunft zu beflecken. Mit Betrübniß erinnern
"wir uns noch der Widerwärtigkeiten und der
"Unglücksfälle, die uns jene Betrügerey des Griska
"zugezogen hat; der blutigen Kriege, der Erschla-
"genen bey Tausenden; der Flammen, die unsere
"Hauptstadt in Schutt und Asche verwandelten.
"Dies sind die Unfälle, die uns betroffen haben,
"und die wir jezt noch einmal zu erfahren Gefahr
"laufen, woferne man uns den nicht ausliefert,
"der dazu Anlaß geben kann. Wir erwarten da-
"her von der Edelmuth eines so großen Köni-
"ges, wie Uladislaus in der That es ist, daß er
"Rußland von seinen gerechten Besorgnißen be-
"freyen, und so gegen uns handeln werde, als er
"wünscht, daß man bey eben dergleichen Begeben-
"heiten gegen ihn handeln möchte. Ew. Majest.
"können leicht einer ähnlichen Gefahr ausgesezt
"werden. Es ist nichts seltenes, Betrüger zu se-
"hen, die Königreiche umstürzen, und die gräulich-
"sten Verwüstungen erregen, um Thronen und
"Reiche an sich zu reißen. Der Himmel bewahre
"Sie, daß Sie nicht einst ihre Rechte gegen Be-
"trüger dieser Art vertheidigen müßen. Zu-
"gleich bitten wir aber auch, unser Ansuchen zu
"genehmigen, und denjenigen in unsere Hände zu
"liefern, der uns so lebhafte Unruhen verur-
" sacht.

"sacht. Ew. Majestät werden dadurch einen Beweiß geben, wie sehr Ihnen das Glück des "Zaars, meines Herrn, und die Ruhe seiner Staaten am Herzen liege."

Uladislaus schlug diese Bitte rund ab. "Gehört die Krone von Moskau — sagte er — demjenigen, deßen Auslieferung jezt von mir gefordert wird, so erstreckt sich meine Gewalt nicht bis "über ihn, und ich würde es als ein Verbrechen "ansehen, wenn ich diesen jungen Prinzen dem Stolz "seines Nebenbuhlers aufopfern wollte. Gesezt "aber, daß der, den ihr verlangt, nicht der wahre "Demetrius ist, so sehe ich nicht ein, worüber "ihr euch mit Recht gegen ihn beschweren könnt, "da er zur Behauptung seiner vermeynten Ansprüche "noch nicht das geringste unternommen hat. Wäre "er ein Pohle, und hätte sich eines Verbrechens "schuldig gemacht, so sollte er von den Richtern "dieses Landes nach aller Strenge der Gesetze bestraft werden. Da er aber ein Fremdling ist, der "sich noch außerdem sehr bescheiden beträgt, so "würde ich sowohl den Gesetzen der Gastfreyheit "als auch der wahren Christenpflicht zuwider handeln, wenn ich ihm meinen Schutz entziehen sollte. Man verlange also deshalben nichts weiter "von mir, denn alle Bitten werden in Rücksicht "auf die Auslieferung deßelben jederzeit vergebens "seyn. —"

Mit diesem Bescheid mußte der rußische Abgesandte wieder nach Moskau zurükkehren, ohne daß er das Geringste hätte ausrichten können; da hingegen Demetrius von diesem Augenblicke an, mehr als jemals bey dem pohlnischen Hofe in Ansehen stand. Doch mit dem Tode des Uladislaus, der im Jahre 1648. erfolgte, verschwanden zugleich alle vortheilhaften Aussichten dieses Unglücklichen. Johann Casimir, der Bruder und Nachfolger des Verstorbenen, sahe sich genöthigt, Rußlands Freundschaft zu suchen, weil Pohlen in einen Krieg mit Schweden verwickelt war. Bey diesen Umständen war Warschau für den Demetrius kein sicherer Aufenthalt mehr, er sah sich daher gezwungen, einen andern Zufluchtsort zu suchen und heimlich abzureisen.

Anfänglich begab er sich nach Reval in Liefland, das damals noch Republik war, und von Schweden abhieng. Doch auch hier fand er die gewünschte Ruhe nicht. Der Stadtmagistrat, der sich seinetwegen Verdrüßlichkeiten vom rußischen Hofe zuzuziehen fürchtete, bat ihn, einen andern Ort zu seinem Aufenthalt zu wählen. Um aber diesem Verfahren einen weniger harten Anstrich zu geben, drang man ihm ein ansehnliches Geschenk auf und ließ ihn auf Kosten der Stadt nach Riga bringen. Demetrius gieng nun nach Schweden, aber auch an diesem Hofe waren Staatsabsichten seinen Wünschen entgegen. Der Ruhm des Herzogs von Holstein=Gottorp bewog ihn endlich, bey diesem

sem Fürsten Schutz zu suchen. Anfänglich wurde er an diesem Hofe sehr gut aufgenommen, aber ein dortiger Commißionair rußischer Kaufleute ließ sich bald nachher mit einigen Ministern des Herzogs in Unterhandlungen ein, und machte es ihnen so wahrscheinlich, daß Demetrius ein Betrüger sey, daß sie ihn, auf Befehl ihres Herrn, an die vom Zaar **Alexis** abgeschickten Leute auslieferten. Der Herzog von **Holstein** gewann durch diese offenbare Verletzung der Gastfreyheit und durch die Aufopferung des unglücklichen Prinzen weiter nichts, als die Erlaßung einer sehr mäßigen Summe, welche **Otto Brüggemann**, sein Abgesandter nach **Persien**, eigenmächtig in des Herzogs Namen von der Schatzkammer zu **Moskau** zu borgen gewagt hatte.

Demetrius wurde gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt des rußischen Reichs eingesperrt, und ihm ein Maulkorb angelegt, um ihn zu verhindern, daß er mit niemand sprechen konnte. Hierauf schikte man eine alte Frau, die sonst an den Kirchthüren zu betteln pflegte, zu ihm: "Was, "mein Sohn," — sagte sie zu ihm — "thust du "doch, als wenn du mich gar nicht kenntest! Du "mußt sehr aus der Art geschlagen seyn! Gestehe "dein Verbrechen, und mache mir nicht den Kum"mer, daß ich dich in deiner Verstockung sterben "sehen muß. —" **Demetrius**, der nicht antworten konnte, wandte das Gesicht weg und gab dadurch nur zu deutlich den Abscheu zu erkennen, den ihm

der Anblik und die Rede dieses Weibes verursachte, die auf eine so unverschämte Weise behauptete, daß sie seine Mutter sey. Die Priester redeten mit ihm in dem nemlichen Ton: doch anstatt auf sie zu hören, hob er seine Augen und Hände zum Himmel, und empfahl sich Gott. Der Unglückliche sahe nur zu gut ein, daß man es ihm niemals verzeihen würde, der Sohn eines Mannes zu seyn, der sich zum Herrn von Rußland gemacht, und ihm dadurch einiges Recht zum Besitz dieses Reichs hinterlassen hatte. Auch säumte man nicht lange, das Todesurtheil über ihn auszusprechen. Er wurde 1653. am Neujahrstage vor dem Schloße zu Moskau hingerichtet. Man schlug ihm den Kopf und beyde Arme und Beine ab, die man hernach auf langen Stangen an eben dem nehmlichen Ort aufstekte. Der Rest des Cörpers blieb im Schnee liegen, und wurde von den Hunden gefressen.

Der pohlnische Abgesandte, der an eben diesem Tage Audienz beym Zaar gehabt hatte, wurde auf Befehl deßelben in einem Hofwagen nach dem Ort gefahren, wo man die Hinrichtung des Unglücklichen vollzogen hatte. Dort sah er die traurigen Ueberbleibsel eines Mannes, der vormals unter der Regierung des Königs Uladislaus eine so glänzende Rolle am Warschauerhofe spielte. Der Neffe des Tartarchans, der sich mit seinem Oheim ausgesöhnt, und bereits seit einiger Zeit ihm in der Regierung nachgefolgt war, erfuhr den

Tod

Tod des unglücklichen Demetrius mit inniger Wehmuth. Er konnte sich nicht entbrechen, dem Andenken eines Freundes seine Thränen zu weihen, von dem er einst gehoft hatte, daß er ihn noch auf dem rußischen Throne sehen würde, und der wenigstens in allem Betracht ein so hartes Schicksal nicht verdiente.

V.

Heinrich II. Herzog von Montmorency *) Admiral und Marschall von Frankreich, wie auch Guverneur der Provinz Languedoc zu Thoulouse 1632. enthauptet.

Mit Recht bedauerte man in ganz Frankreich — blos den Cardinal Richelieu und seine Anhänger ausgenommen — diesen tapfern und berühmten Mann, der, vom Bruder des Königes **Ludwigs** des XIII, vom Herzoge von **Orleans Gaston** nemlich, sich überreden ließ, an einer Empörung wider den König Theil zu nehmen, und dafür ohne Gnade auf dem Blutgerüste sein Leben endigen mußte. Er war im Jahre 1595. gebohren, und besaß schon in Absicht seines Hauses eine vorzügliche Größe, denn unter seinen Ahnen befanden sich

*) Siehe Allgemeine Welthistorie, XXXIX. Th. p. 255 — 272. Lezte Gesinnungen zum Tode verurtheilter Standespersonen, II. Th. p. 79 — 98. Erasmi Franzisci hohen Trauersaal IV. Band p. 817 — 950. Iournal de Mr. le Cardinal Duc de Richelieu Tom. II. p. 81 — 190. Joh. Merkens Trauerschaubühne der durchlauchtigen Männer unserer Zeit, Ulm, 1666. p. 570 — 598. Allgem. histor. Lexicon, Lpz. 1722. III. B. 496.

sich vier Feldherren des Reichs, und sechs Marschälle. Hiezu kam noch die Ehre ein Pathe des großen Königs Heinrichs des IV. zu seyn, zween Prinzen vom Geblüte zu Vettern zu haben, und durch seine Vermählung mit Maria Felicia von Orsini, deren Mutter, Isabelle von Orsini eine gebohrne von Medicis war, selbst ein naher Verwandter der Königinn Mutter, Mariä von Medicis geworden zu seyn. Ueberdieß noch besaß er für seine Person eben so große cörperliche Vorzüge, als vortrefliche Geistesgaben, die ihn zum liebenswürdigsten Herrn in Frankreich machten, und zeichnete sich durch seine muthigen Thaten im Kriege als wahren Helden vor vielen andern rühmlichst aus.

Die damaligen Kriege mit den Hugenotten gaben ihm besonders viele Gelegenheit, seine Tapferkeit thätig beweisen zu können. So zwang er mit den unter ihm stehenden Truppen die Stadt Villeneuve durch Hunger zur Uebergab, und um den Mangel der Lebensmittel für seine Streiter zu ersetzen, nahm er zu Lyon 200000. Ducaten auf, und gab dafür den Schmuck seiner Gemahlin in Versatz. Nachdem dieser Ort erobert war, traf die Reihe den festen Flecken Vals, und als vor selbigem sein Liebling, der Marquis von Morese, schwer verwundet wurde, so eilte er mitten durch den feindlichen Haufen, und trug seinen Freund auf seinen eignen Schultern aus der Gefahr glücklich heraus. Ob er nun gleich sich vorgesezt hatte,

um

um seinen Freund zu rächen, diesen Ort gänzlich der Erde gleich zu machen; so bewilligte er doch auf das Zureden des Herrn von Steaux den von den Belagerten vorgeschlagenen Accord. Auch bey der unmittelbar nachher im Jahre 1622. vorgenommenen Belagerung der Stadt **Montpellier** legte der Herzog von **Montmorency** die augenscheinlichsten Proben seiner großen Tapferkeit ab, und als die Belagerten am 13. Sept. einen Ausfall thaten, durch den die königlichen Truppen in die Flucht getrieben wurden, so entflammte dieß seinen Geist, das äußerste zu wagen, um den Feind vom Eindringen ins königliche Hauptlager abzuhalten. Er stürzte sich daher in den feindlichen Haufen, wo er am dichtesten war, erlegte mit eigener Faust mehrere Feinde, bekam jedoch mehrere Wunden und beynahe ganz von seinen Truppen schon abgeschnitten, glückte es ihm sich noch zu retten. Im Jahre 1625. begab er sich mit dem Caracter eines Großadmirals von **Frankreich** nach **Poitou**, um die Anführung der königlichen Flotte zu übernehmen, und segelte gegen die Insel **Ré**, wo der Prinz **Soubise** mit der Rocheller Flotte lag. Dieser nahm bald die Flucht vor den ans Land gesezten Truppen, und als bald nachher die Rocheller die unter **Montmorencys** Befehl stehende Flotte angriffen, wurden sie von selbiger geschlagen, worauf sich sogleich die Insel **Oleron** ergab, und bald nachher auch mit der Stadt **Rochelle** selbst Friede gemachet wurde.

Da

Da im darauf folgenden Jahre der Cardinal von Richelieu, den König überredet hatte, die Stellen eines Admirals und Konnetabels aufzuheben, weil solche, wie er glaubte, mit einer zu grossen Macht und Besoldung verknüpft waren, so mußte der Herzog von Montmorency seine Admiralswürde niederlegen, und bekam dafür vom Könige eine Million Livres, nachdem der Connetabel Lesdiguieres zuvor am 27. Sept. gestorben war, folglich besaß er itzo blos den Character und Amt eines Stadthalters von Languedoc.

Im Jahre 1628. blokirte er den Obrist Valescür, der sich in dem Flecken Galargues mit 1000. Mann gesezt hatte, und wenig Vorrath an Lebensmitteln besaß, mit 500. Reutern und 4000. Fußgängern, und schnitt ihm alle Zufuhr ab, wodurch er ihn zwang, sich ganz auf Gnade oder Ungnade an ihn übergeben zu müßen. Doch versprach Montmorency diesen Gefangenen Leben und Loslaßung, wenn sie es bey dem Herzoge von Rohan dahin bringen würden, daß der König das ihm abgenommene feste Castell Aymargues wieder bekäme. Allein, als er merkte, daß man ihn nur mit leeren Versprechungen aufhalte, und erfuhr, daß der Herzog von Rohan unterdeßen sich des Landguts Mouns, das seinem natürlichen Bruder, Hannibal Montmorency gehörte, bemächtigt und in selbigem 50. catholische Einwohner erbeutet habe, so ließ er auf vorher eingeholten Befehl des Königs, daß man unter den zu Galargues Gefangenen,

einen

einen Ausschuß machen, und die Vornehmsten hinrichten solle, funfzig Personen an Galgen aufknüpfen, worauf der Herzog von Rohan auch die 50. zu Mouns weggeführten Leute, die alle nur von gemeinem Stande waren, um sich hiefür zu rächen, gleichermaßen zu hängen befahl.

Der Herzog von Montmorency war seit einiger Zeit nicht wenig misvergnügt über die schlechte Belohnung seiner, dem König in so vielen Treffen und Belagerungen geleisteten treuen Dienste. Er war im Jahre 1630. nach der Krankheit des Königs wegen besonderer Angelegenheiten von Lyon nach Languedoc gegangen. Die Einwohner dieser Provinz äußerten ihm nemlich ihre große Betrübniß über die Aufhebung ihrer Landtage und über den Verlust ihrer Vorrechte. Nun versprach er ihnen, daß er alles anwenden wolle, um ihre Klagen zu stillen, und bey dem Cardinal Richelieu es gewiß dahin zu bringen, daß die Stände wieder hergestellt werden sollten. Es fügte sich ohnedieß, daß gerade damals ein Brief vom Cardinal an den Herzog von Montmorency ankam, in welchem er ihn nach Hof einlud, weil ihm seine Gegenwart und die, während der Krankheit des Königs so großmüthig versprochene Freundschaft sehr nothwendig wäre. Nun zeigte er diesen Brief sogleich seiner Gemahlin, die als nahe Anverwandtin der Königinn Mutter ihn reizte, sich lieber vor Marien von Medicis zu erklären, als einen, dem ganzen königlichen Hause verhaßten Minister zu unterstüzen.

Da

Da er jedoch von seiner Reise an den Hof nicht abzubringen war, so bat sie ihn, doch wenigstens mit dieser Reise nicht sehr zu eilen, und sich unterwegs durch allerhand Vorwand so lange aufzuhalten, bis man sähe, wie der Kampf zwischen der Königinn Mutter, und dem Cardinal ausfallen würde. Bey Befolgung dieses Raths langte der Herzog gerade damals zu **Paris** an, als **Maria von Medicis** die Oberhand hatte. Nun suchte **Richelieu** um so vielmehr den Herzog von **Montmorency** für sich zu gewinnen, und versprach ihm, bald thätige Merkmahle seiner Dankbarkeit dagegen zu erweisen. Man bot ihm hierauf die Würde eines Marschalls von Frankreich an, die er endlich auch, nach vergeblich gemachter Aeußerung, daß ihm die noch unbesezte Stelle eines Connetabels, die sein Vatter und Großvater bekleidet hätten, lieber wäre, annahm, in Hofnung einst doch noch vielleicht Connetabel oder Generalfeldmarschall zu werden. Nun betrieb er die Wiederherstellung der Stände in **Languedok** aufs eifrigste, und ob er gleich nicht ganz durchdrang, so glaubte doch **Richelieu** ihm einigermaßen sein Verlangen gewähren zu müßen; daher denn beschloßen wurde, daß, statt der ehemaligen Elûs, Kommißarien in jeder Diöces bestellt, und die königlichen Pachter auf Kosten der Provinz entschädiget werden sollten. Durch diese Einrichtung bekam zugleich der Herzog das Verlohrne wieder, und die wiederhergestellten Stände konnten ihm also das vorher gewöhnlich gewesene Geschenk von 100000. Livres jährlich wieder überreichen.

Bald nachher bewarb sich **Montmorency** um die Stelle eines Generalfeldmarschalls, nebst dem besondern Befehl über die Stadt und Cittadelle **Montpellier**; doch **Richelieu**, der die Armeen gern selbst commandirte, oder durch ihn anhängliche Feldherren commandiren ließ, und fein genug war, es zu merken, daß der Herzog mehr der Königinn Mutter als ihm ergeben wäre, hintertrieb solches. Der Verdruß, sich hintergangen zu sehen, und forthin lebenslang blos Marschall bleiben zu müßen, entflammte nun seinen Haß gegen **Richelieu** nur noch mehr, und daher kehrte er denn im October 1631. voll Mißvergnügen nach **Languedok** zurück.

Die Königin Mutter und ihr jüngerer Prinz, der Herzog von **Orleans**, erfuhren bald die unzufriedne Lage, in der sich **Montmorency** befand, und glaubten, daß izt gerade der rechte Zeitpunkt wäre, ihn ganz auf ihre Seite zu bringen. Sie bedienten sich hiezu des Bischofs von **Alby**, der den Herzog an sein ehemaliges Versprechen erinnern mußte, dem Herzog von **Orleans** bey vorfallender Gelegenheit einen nützlichen Dienst leisten zu wollen, wozu sich jezt die beste Gelegenheit wirklich darböte. Zwar suchte ihn Herr von **Soudheilles**, ein Edelmann aus **Limosin** und Vertrauter des von **Montmorency**, durch Vorstellungen davon zurückzuhalten, aber dieser wurde mit Fleiß vom Herzoge entfernt und unter einem Vorwande nach **Paris** geschickt. Zugleich schrieb der Bischof von **Alby** nach **Brüßel**, an den Herzog von **Orleans**, er

glaube

glaube sicher, den Herzog von Montmorency für ihn zu gewinnen, wofern er nur im Stande wäre, mit einer etwas beträchtlichen Macht in Frankreich einzurücken. Sogleich ließ der Herzog Gasto von Orleans dem von Montmorency durch den Abbe' Elbene, den Neffen des Bischofs von Alby, zu wissen thun, daß er von 2000. Mann Reuterey bedeckt, und durch den Herzog von Lothringen mit 15000. Mann unterstüzt, kommen werde, auch überdieß noch von Spanien, aus Roußillon her, eine starke Hülfe zu erwarten habe.

Cardinal Richelieu erfuhr alle diese geheimen Unternehmungen durch sichere Nachrichten ganz genau, und schrieb daher, um solche zu hintertreiben, ohne Wißen des Königes, an den Befehlshaber zu Montpellier, sich des Herzogs von Montmorency, der sich nicht selten in Montpellier zu belustigen pflegte, bey seiner nächsten Ankunft daselbst, zu bemächtigen. Zum Glück für den Herzog erfuhr er solchen Anschlag noch zur rechten Zeit, hatte alsdann die Freude, daß mehrere Edelleute sogleich ihm beyzustehen herbeyeileten; und so verließ er denn, von ihnen und einem zahlreichen Gefolge gedekt, Montpellier, und kam glücklich heim.

Nun drangen seine Vertrauten noch stärker in ihn, den Herzog von Orleans in Languedok aufzunehmen, und erreichten auch wirklich ihren Endzweck, doch unter der Bedingung, daß er nicht eher als bis zu Ende des Augusts von Brüßel abreisen solle, worüber sie sich alle, besonders aber der Bischof

 von

von Alby freueten. Richelieu, dem des Herzogs Entschluß keinesweges verborgen blieb, schrieb hierauf an den Präsidenten der Stände von Languedok, an den Erzbischof von Narbonne nehmlich, er möchte doch den Herzog von Montmorency von den gefährlichen Rathschlägen des Bischofs von Alby und anderer Anhänger der Königinn Mutter so viel als möglich abzuhalten suchen. Der Erzbischof that auch solches; allein Montmorency blieb unbeweglich und stellte sich bloß, noch nicht ganz fest zur Aufnahme des Herzogs Gasto, in Languedok entschloßen zu seyn. Zugleich sicherte er dem Könige in Briefen an den Hof, die stärkste Treue zu.

Richelieu hielt nicht viel auf diese Versprechungen, dem König treu seyn zu wollen; daher wiederhohlte er denn die bereits gemachten Aufträge an den Erzbischof von Narbonne und andere königlich gesinnte vornehme Herren in Languedok, sich allen Entwürfen des von Alby und Montmorency zu widersetzen, ja schickte sogar den Herrn von Soudheilles zum zweytenmahl an den Herzog von Montmorency ab, selbigen wo möglich von seinen, für ihn höchst gefährlichen Unternehmungen zum Besten des Herzogs von Orleans und der Königinn Mutter, noch abzuziehen. Als dieser in Bamols ankam, wo dazumahl Montmorency sich aufhielt, sahe er zu seiner größten Bestürzung, daß sich der gute Herzog leider schon zu tief eingelaßen hätte, und drang durch die ernstlichsten Bitten in ihn, ja beschwur ihn sogar, seine Gesinnungen und seine

Anschläge zu ändern, alleine Montmorency konnte nicht mehr zurücktreten, denn Herzog Gasto war schon in Burgund eingedrungen, und eilte bereits auf Languedok zu. Ob man ihm nun gleich rieth, vom Herzog Gasto sich noch izt unter dem Vorwand loszumachen, weil derselbige wider seine Zusage früher nach Languedok käme: so konnte er sich doch nicht überwinden, sein Wort zu brechen und einen Prinzen zu verlaßen, der, auf seine Großmuth trauend, sich mit wenig Mannschaft zu ihm wagte. Er sicherte also dem Herzoge von Orleans die Aufnahme in Languedok aufs neue zu, bewog die Stände, selbigen zu unterstützen, und ließ sogar den Erzbischof von Narbonne und einige andere königlichgesinnte Herren, um durch sie nicht ferner gehindert zu werden, auf den Rath des Bischofs von Alby entfernen und gefangen setzen.

Bald nachher, und schon in den ersten Tagen des Augusts 1632. kam der Herzog von Orleans zu Lodeve an, und machte dadurch seinen wirklichen Eintritt in die Provinz Languedok, worüber der Herzog von Montmorency sehr unwillig wurde, und sich aus seiner voreiligen Einrückung in Frankreich traurige Schicksale, ja vielleicht den Untergang selbst prophezeihte. Es hatten sich die beeden Marschälle la Force und Schomberg Mühe gegeben, dem Herzog Gasto auf verschiedenen Wegen zuvorzukommen, und ihn vom Einrücken in die Provinz Languedok abzuhalten; jedoch es mislang ihnen solches. Ueberhaupt hatten

 sie

sie den Auftrag des Königs, wider seinen einzigen Bruder, der einst dem König auf dem Thron nachfolgen würde, zu Felde zu ziehen, sehr ungern angenommen, um so viel mehr, da ihnen befohlen war, diesem Prinzen kein Leid zuzufügen, sondern ihm vielmehr mit aller Achtung sowohl als Schonung zu begegnen, das jedoch, bey einem vielleicht vorfallenden Handgemenge beobachten zu können, la Force verneinte.

Da Cardinal Richelieu dem König den Rath gegeben hatte, er möchte selbst nach Languedok reisen, um durch seine persönliche Gegenwart der Unternehmung wider seinen Bruder und deßen Verbündeten, ein desto stärkeres Gewicht zu verschaffen: so hielt er nochmal eine feyerliche Parlamentssitzung, erklärte in selbiger, daß alles vergeßen seyn sollte, wenn der Herzog von Orleans in Zeit von sechs Wochen sein rebellisches Vorhaben aufgeben würde, und trat alsdann in Gesellschaft des Cardinals den Weg nach Languedok über Fontainebleau und Lyon an. Nun erschien die feyerliche Erklärung des Königs, in der Montmorency als Verbrecher der beleidigten Majestät auf das strengste verdammt wurde; ja das Parlament zu Thoulouse bekam zu Ende des Augusts den ausdrücklichen Befehl, ihn als solchen zu behandeln, und ihm, seiner Würde eines Pairs und Marschalls ohngeachtet, den Proceß zu machen.

Unterdeßen hatte der Herzog von Orleans den Grafen dů Fargis nach Spanien geschickt, um

um vom Könige Philipp Hülfstruppen zu begehren, der zwar zu Madrid Ehrenbezeugungen genug, jedoch keine Hülfe erhielt. Eben so bekam auch der Herzog von Montmorency, der um einen Beystand an Geld bitten ließ, nicht mehr als 50000. Thaler. Selbst bey den Languedokern fand der Herzog von Orleans, der sich nun in seinen Patenten den Namen "eines allgemeinen Statthalters des Königs wider die schlimme Administration des gemeinen Wesens" beylegte, aller Bemühungen ohngeachtet, selbige wider den so herrschsüchtigen Richelieu aufzuwiegeln, weit weniger Zulauf und Unterstützung, als er sich versprochen hatte. Ueberdieß rieß auch unter seinen Leuten Uneinigkeit ein, und sein Günstling Puilaurens, der gern überall befahl, feindete den Herzog von Montmorency aus bloßem Neide über deßen getroffene kriegerische Anstalten gewaltig an.

Da izt der Marschall la Force mit seiner Mannschaft nach Niederlanguedok eilte; Schomberg aber geradezu auf den Herzog von Orleans losgieng: so mußte beeden einige Mannschaft entgegen geschickt werden, da denn Elböuf den Haufen zu commandiren bekam, der den Truppen des la Force sich widersetzen sollte, Montmorency hingegen unter dem Herzog von Orleans die Befehlshaberstelle über diejenige Mannschaft erhielt, welche mit dem Schomberg und seinem Heere einen Streit beginnen sollte. Unterdeßen schickte der Marschall la Force, der zu Pont

St. Esprit, alle für ihn bestimmte Truppen erwartete, einige Mannschaft in die Landschaft Vivarez, um ein Regiment zu zerstreuen, das der Vicomte von l'Etrange für den Herzog von Orleans errichtete. Da kam es nun bald zwischen beeden zu Thätlichkeiten, und in einem dreystündigen Gefechte ward l'Etrange gefangen genommen, ihm der Proceß gemacht, und er bald darauf ohne Gnade zu Estrange mit dem Schwerdte hingerichtet, um dadurch die übrigen Anhänger des Herzogs von Orleans in Schrecken zu setzen. Zu gleicher Zeit rückte der Graf von Schomberg mit seinen Truppen gegen Thoulouse zu und wollte Alby belagern, vorher aber hielt er es für dienlich, das Städtchen St. Felix de Carmair drey Meilen von Castelnaudarry gelegen, das der Herzog von Orleans bereits eingenommen hatte, wieder zu erobern. Als dieses der Herzog von Orleans und Montmorency erfuhren, wollten sie dem Ort zu Hülfe eilen, vorher aber der Sicherheit wegen Castelnaudarry besetzen. Doch unterdeßen hatte sich der unter Schomberg dienende Marggraf von Ambres bereits der Stadt St. Felix Carmair, durch Accord wieder bemächtigt, so daß also Schomberg selbst mit aller seiner Mannschaft gegen Castelnaudarry losziehen konnte, das auch wirklich am 1. Sept. geschahe. Da nun Schombergs Mannschaft durch den Fluß Fresquell, über den eine lange und schmale steinerne Brücke gieng, abgehalten wurde, so wollte Montmorency warten, bis ein Theil dieser Truppen hierübergekommen

men seyn würde, und alsdann selbigen angreifen, ehe der Nachtrab des königlichen Heers vollends den Fluß paßirt haben würde, und selbigem zu Hülfe käme. Doch Schomberg wagte einen so langweiligen Uebergang, dazu ihn die schmale Brücke genöthigt hätte, nicht; sondern gieng an einem andern bequemern Orte, ehe sichs **Montmorency** versahe, über den Fluß, und setzte sich an einem vortheilhaften Ort in Schlachtordnung.

Unterdeßen war der Graf **von Moret**, der Nachricht von einem baldigen Gefechte erhalten hatte, mit einem Haufen Reuterey herbey geeilet, verband sich mit den Truppen des Herzogs von Orleans, und übernahm das Commando des linken Flügels, da **Montmorency** den rechten commandirte, und der Herzog von Orleans mitten zwischen beeden sich befand. Als nun **Montmorency** die Stellung des Feindes in Augenschein zu nehmen sich wagte, rückte unterdeßen der Graf von **Moret**, — obgleich verabredet worden war, mit dem Angrif noch so langezu warten, bis das Fußvolk mit dem schweren Geschütze angekommen seyn würde, — aus allzugroßer Hitze, seine Tapferkeit zu beweisen, zu frühzeitig vor, das Treffen gieng an, und **Moret** hatte das Unglück, sogleich ein Opfer seiner Uebereilung zu werden.

Montmorency, da er hörte, daß der Streit auch auf dem rechten Flügel anfieng, eilte nun, der vorhergetroffenen Abrede ohngeachtet, gleichfalls auf den Feind los, wurde aber mit einer so heftigen

Salve bewillkommt, daß ein großer Theil seiner tapfern Streiter, an deren Spitze er sich befand, in wenig Minuten theils niedergemacht, theils in die Flucht getrieben wurde. Montmorency selbst focht dabey wie ein Löwe, bekam aber 17. Wunden, unter denen diejenige besonders wichtig war, welche ihm der durch ihn am Arm verlezte Herr von Beauregord beybrachte, der ihm nemlich mit einer Pistole schräg in den Mund schoß, wodurch ihm nicht bloß ein Theil seiner Zähne weggesprengt, sondern auch der rechte Backen am Ohr durchlöchert wurde. Sein Pferd war zum Unglück ebenfalls sowohl durch eine Kugel, als durch einen tiefen Degenstich, in die Brust verwundet worden; als er daher mit selbigem die Flucht ergreifen und über einen Graben setzen wollte, so stürzte es in den Graben, und zwar so, daß der Herzog unter selbiges zu liegen kam. Nun eilte der Capitain des königlichen Leibregiments, Herr von St. Previl mit einiger Mannschaft herbey, fand den Herzog dem Ersticken nahe und überall voll Bluts; erwiederte die trotzige Rede desselben: "Rücke nicht näher herbey, ich habe noch Lebens genug, um dir das deinige zu rauben" mit der Versicherung, daß er keinesweges komme, um ihn zu tödten, sondern vielmehr ihn zu retten, und als ehemaliger Freund von ihm, ihm zu dienen, und zog ihn mit vieler Mühe unter dem Pferde hervor. Der gefangene Herzog wurde nun auf einem Mantel von einigen Soldaten fortgetragen und zum Marschall von Schomberg gebracht, der ihm, wie einige erzäh-

erzählen, ein diamantenes Armband, woran sich das Portrait der Königin befand, abgelöset, und selbiges dem Herrn von St. Previl verehrt haben soll. Hierauf wurde er vollends aus dem Getümmel der Schlacht getragen, die gleich nachher auf den erfolgten Rückzug des Herzogs von Orleans geendigt war, und in allem keine halbe Stunde gedauert hatte, und in der Folge auf einem Leiterwagen liegend, mit Mänteln und Stroh bedeckt, blaß, verunstaltet, blutend, dem Tode nahe, nach Castelnaudarry gebracht, wo man seine Wunden untersuchte, einige Kugeln aus seiner Lende und Schenkel zog, ihn sodann verband, und mit aller Sorgfalt zu heilen sich bestrebte.

Schomberg hielt die Gefangennehmung des Herzogs von Montmorency für den besten Sieg, blieb noch eine kurze Zeit auf dem Schlachtfelde, und zog nachher, als er die Feinde ganz ruhig zu seyn merkte, mit seinen Truppen frohlockend in Caßelnaudarry ein. Obgleich der Herzog von Orleans am folgenden Tag ein zweytes Treffen anbieten ließ, so wurde doch solches von dem klugen Marschall von Schomberg abgelehnt, und da bald nachher die Herzogin von Montmorency dem Herzoge von Orleans rieth, sich mit seinem Bruder, dem Könige, auszusöhnen, weil sie glaubte, daß solches auch ihrem gefangenen Manne Begnadigung verschaffen könnte: so folgte er, nahm die vom Könige selbst ihm unter gewißen Bedingungen angebotene Verzeihung an, und traf zu Bezieres am

29. Sept.

29. Sept. deshalben mit dem König einen Vergleich, der von beiden Seiten unterzeichnet wurde.

Allem Vermuthen nach würde der Herzog von **Montmorency** nach seiner erfolgten Genesung von dem Könige begnadiget worden seyn, wenn nicht der so heftig wider ihn aufgebrachte Cardinal Richelieu seinen Tod beschloßen und nachher alles angewendet hätte, um seine Rache an ihm befriedigt zu sehen. Des Königs Absicht war keine andere, als diese: man solle den Herzog nach **Paris** bringen, und ihn daselbst, seinem hohen Stande gemäß, vom Parlament verhören und verurtheilen; allein vom Richelieu überredet, erklärte er gleich bey seiner Ankunft zu Thoulouse, am 25. October 1632. das dasige Parlament für das Tribunal dieses unglücklichen Mannes, und gab dem Siegelbewahrer Chateauneuf, der ehehin Page bey dem Vater des Herzogs von **Montmorency** gewesen war, den Vorsitz bey Führung seines Prozeßes. Nun wurde der beklagenswürdige Herzog eiligst nach Tholouse gebracht, und an dem Tage, da die ihn Abholenden zu ihm kamen, hatte er mehrere Stunden über, von den Fenstern des Schloßes aus, einem Haufen von Weinlesern zugesehen, die aus ihrem Betragen deutlich hervorleuchtende Fröhlichkeit bemerkt, und sich dadurch ganz aufheitern laßen. Als ihm deßwegen sein Wundarzt seine Verwunderung hierüber also zu erkennen gab: "Wie ist es möglich, daß Sie, ihrem Untergang und Tod so nahe, und davon so gewiß überzeugt, doch so wenig daran gedenken können?"

nen?" erwiederte er ganz gelaßen: "Ich denke wohl daran, aber diese Gedanken stören mich nicht in meiner Gemüthsruhe." Auf Anordnung des Cardinals wurde er in einem Wagen, den der Marggraf von Bresse mit einer zahlreichen Mannschaft, sicher bedeckte, am 27. October wirklich nach Thoulouse gebracht, wo alle Gaßen, durch die er fuhr, mit Truppen der Sicherheit wegen besezt waren, und sobald er in dem Rathhause ankam, wurde er dem Lieutenant von der königlichen Leib-Garde, de Lunay, zur Verwahrung übergeben.

Da Richelieu beschloßen hatte, seinen Prozeß so viel als möglich zu beschleunigen, damit die häufigen Fürbitten das Gemüth des Königes nicht erschüttern möchten: so wurde, gleich zwey Stunden nach seiner Ankunft in Thoulouse, das erste Verhör angestellt, und von den dabey sitzenden zween Commissarien und Parlamentsräthen de Cadilhac und de Lony, die nöthigen Fragen an ihn gerichtet. Montmorency suchte freylich sein Verbrechen zu entschuldigen, so viel es nur immer möglich war, allein das Treffen bey Castelnaudarry, in welchem er, mit den Waffen in der Hand wider die Truppen des Königs streitend, gefangen worden war, konnte von ihm weder geläugnet noch entschuldiget werden. Am darauf folgenden 28. Octob. wurde der Herzog zu einem neuen Verhöre vorgefordert, bey welchem er abermals manche Fragen mit Nein beantwortete, die Hauptsache jedoch gewißenhaft eingestand. Nie ließ er sich bey diesem gericht-

gerichtlichen Verfahren mit ihm auch nur die mindeste Empfindlichkeit, weder gegen seine Richter, noch gegen die wider ihn aufgestellten Zeugen, merken, nur gleich bey Anfang des 2ten Verhörs, da ihn Chateauneuf, wie gewöhnlich, nach seinem Namen fragte, konnte er seinen Unwillen gegen selbigen nicht ganz unterdrücken, sondern brach in die Worte aus: "Wie ich heiße? Mein Vater hat Ihnen lange genug Brod gegeben, daß sie es wohl wissen können!" Da die beeden Commißarien mitleidsvoll wünschten, ihn bey Leben zu erhalten, so wollten sie ihm noch vor geendigtem Verhör Gelegenheit verschaffen, um die Gnade des Königs anzuhalten. Sie fragten ihn daher, ob er nicht erkenne, daß er durch alle diese rebellischen Unternehmungen, den Glanz seiner hohen Geburt verdunkelt, und so viele rühmliche Thaten befleckt habe, durch welche seine hohen Ahnen sich um das Reich und um die Könige von Frankreich so verdient gemacht hätten, daß selbige sie dafür mit den höchsten Würden im Staat zu bekleiden so freygebig waren? Hierauf antwortete er: er seye äußerst betrübt darüber, daß er den König so sehr beleidigt hätte. Uebrigens habe er bereits die Ursachen alle erzählt, durch die er in dieses Unglück gerathen wäre, und müße aufrichtig gestehen, daß ihm vom Könige mehr Gnade wiederfahren seye, als er je verdienet habe. Alsdann verlangten auch die Parlamentsräthe von ihm, er solle erklären, ob ihm seine Verbrechen nicht herzlich reueten, und anzeigen, ob er nicht Gott und den König um Vergebung bitten wolle? Auf dieß erwiederte

er

er unter Vergießung von Thränen: er habe seine Vergehungen schon bereuet und empfände auch jezt noch wahre Reue darüber, ja wenn der König die Gnade hätte, ihm das Leben zu schenken, so wollte er sich verpflichten, demselbigen weit mehr und redlicher zu dienen, als jemals; übrigens wünsche er die Verlängerung seines Lebens nur aus dem Grunde, um es nebst seinem Blute zum Dienste des Königes einzig anzuwenden, und seine Vergehung so viel als möglich, wieder zu vergüten.

Während dieser gerichtlichen Untersuchung und Verhöres, war der ganze Hof, alle damals zu Thoulouse anwesende Große des Reichs, und alles, was nur menschlichen Empfindungen Raum gab, in Bewegung, und fühlte das schmerzlichste Mitleiden bey dem Unglück eines Herzogs, der so manche Vorzüge, die seinen Vorfahren einzeln eigen waren, in seiner Person alle vereinigte; der im Mantuanischen Kriege einen ziemlichen Theil seines eigenen Vermögens voll Großmuth aufgeopfert, und nicht nur bey dieser Gelegenheit die kaiserlichen Völker geschlagen, sondern auch über die Spanier bey Vegliana gesieget hatte. Allein der Blutdurst des Cardinals Richelieu, und die natürliche Hartherzigkeit des Königes, vereitelten alle diese menschenfreundlichen Bemühungen. Besonders gelang es ihm, den Umstand mit dem Armband und darauf befindlichen Bildniße der Königin, den er durch Spione erfahren hatte, und den er auch sogleich dem König hinterbrachte, als Mittel zu gebrauchen, um den Kö-

nig

nig gegen alle Bitten und Thränen fast von ganz Frankreich taub und gefühllos zu machen.

Nicht nur Gaston, der ja an dem Unglück des Herzogs meistens Schuld war, verwendete sich schriftlich für ihn bey seinem Bruder, dem Könige, aufs kräftigste, und bekam einen Abschlag, sondern auch die Prinzeßin von Condé, Schwester des Herzogs, die nach Languedok gekommen war, um dem Könige einen Fußfall zu thun, die verwittwete Herzogin von Montmorency und die Herzogin von Angouleme, eine andere Schwester des Herzogs, bekamen den Befehl, ja nicht am Hofe zu erscheinen. Kaum konnte der Cardinal de la Valette, nachdem er am 28. October Vormittags vergebens um Begnadigung des Herzogs bey dem Könige gebeten hatte, als er Nachmittags abermals dem Monarchen aufwartete, so viel mit seinem Flehen erhalten, daß Pater Arnoux, Vorsteher des Profeßhauses der Jesuiten zu Thoulouse, der gegen den Montmorency vorzügliche Achtung hatte, zu ihm gelaßen wurde. Dieser Geistliche bekam hierauf vom Siegelbewahrer selbst den Befehl, sich auf das Rathhaus zu verfügen, und den Herzog durch Trost und Unterricht zum Tode gehörig vorzubeiten, der nicht nur dieß traurige Geschäfte willig übernahm, sondern auch durch seine Erscheinung auf dem Zimmer des Gefangenen demselben sonderbare Freude verursachte. Nach einer zwey Stunden langen geistlichen Unterredung entfernte sich der Pater, um den Herzog nicht in seiner nächtlichen Ruhe zu stören. Doch ehe ihn

selbi-

selbiger verließ, bat ihn noch der Herzog, er sowohl, als Herr von Launay, der Aufseher über seine Wache, möchten sich bey dem Könige für ihn auf das dringendste verwenden, daß seine nach dem Wunsch des Cardinals und Königs schon am morgenden Tag zu vollziehende Verurtheilung und Hinrichtung, noch auf einen Tag hinausgeschoben würde, damit er noch mehr Zeit hätte, theils eine allgemeine Beicht in Absicht seines ganzen Lebens aufsetzen und ablegen, theils sich beßer auf den Tod selbst gefaßt machen zu können. Da ihn aber der Herr von Launay fragte, ob es ihm auch recht seyn würde, wenn er sich bemühete, seine völlige Begnadigung auszuwürken? so willigte er darein, und sagte: Melden Sie dem Herrn Cardinal, daß ich ihm ergeben seye, und daß ich auch, wenn er das Herz des Königs zur Erbarmung neigen und ihn bewegen will, mir das Leben zu schenken, mich gewiß jederzeit so verhalten werde, daß er nie es zu bereuen Ursache haben wird. Versichern Sie Ihn aber zugleich, wenn der König und sein Staatsrath es dafür halten, daß mein Tod dem Reiche nützlicher seye, als mein Leben, so verlange ich nicht, daß man zu deßen Verlängerung etwas thue, das dem Dienste des Königs entgegen wäre."

Da man seine Bitte, um einen Tag Aufschub statt finden ließ, so wendete er den 29. October, der ein Freytag war, eben so sehr zur Vorbereitung seiner Seele, als zur Bestellung seiner

Bayerische
Staatsbibliothek
München

häuslichen Sachen an. Gleich frühe zwischen 5. und 6. Uhr kam Pater Arnoux vor sein Bette, traf ihn ganz gefaßt an, und mußte auf sein Begehren die Hand auf seine Brust legen und seinen Puls befühlen, um sich dadurch zu überzeugen, daß ihn keine Angst vor dem Tode peinige. Alsdann verlangte er, daß sein Leichnam oder sein Herz im Profeßhause der Jesuiten begraben werden möchte, und stellte es dem Pater frey, welches von beyden er am liebsten hätte, zu wählen, worauf dieser das Herz begehrte. Bald nachher stand er vom Bette auf und setzte sich in einen Lehnstuhl, um von dem eben angekommenen Wundarzte verbunden zu werden. Und als kurz darauf alles, bis auf den Pater, sich entfernt hatte, so legte er eine lange Beicht ab, und nach Verlauf zweyer Stunden begehrte er auch in der Capelle des Rathhauses eine Meße zu hören, und darauf nochmal zu communiciren. Beedes wurde ihm auch auf besondere Erlaubtniß des Königs gewähret.

Er kehrte hierauf in sein Zimmer zurück, nahm eine kleine Mahlzeit zu sich, führte mit dem Pater erbauliche Reden und besorgte alsdann nachmittags noch einige weltliche Angelegenheiten. Vor allem setzte er seinen letzten Willen schriftlich auf, ernannte den Cardinal la Valette, seinen Freund, zum Vollzieher deßelbigen, überließ es dem Könige, in wie weit er selbigen bestättigen wollte, und bewies in selbigem sogar an demjenigen, den man für die Haupturſache seines Todes hielte, eine

ganz

Bayerische Staatsbibliothek München

ganz außerordentliche Großmuth. Er besaß nemlich unter andern Gemählden 3. vortrefliche Meisterstücke in seinem Pallaste zu Paris, und von diesen vermachte er in solchem Testamente das eine der Prinzeßin von Condé, das andere dem Profeßhauße der Jesuiten, das dritte aber, welches die Hinrichtung des heiligen Sebastians abbildete und ein Werk des berühmten Raphaels von Urbino war, dem Cardinal von Richelieu. Dieß Testament, das er mit eigner Hand geschrieben hatte, übergab er alsdann seinem Freunde, dem Hauptmanne Saint Previl, mit der Bitte, es dem Könige zu überreichen, und um die Bekräftigung desselbigen anzuhalten.

Ehe die Nacht ganz einbrach ergrif er nochmahls die Feder, um folgendes kurzes Abschieds-Billet an seine in Wehmuth ganz versenkte Gemahlin aufzusetzen:

"Mein liebstes Herz!

Mit eben der innigen Zuneigung, die von jeher unter uns beeden statt gefunden hat, sage ich Ihnen itzt das letzte Lebewohl, und beschwöre Sie, um der Ruhe meiner Seele willen, die, meiner Hofnung nach, nun bald im Himmel völlig erquicket werden wird, mäßigen Sie Sich in Ihrer Traurigkeit und nehmen Sie von der Hand unsers gütigen Erlösers dieß Ihnen zugeschickte Leiden geduldig an. Ich habe von seiner Güte so

viel Gnade empfangen, daß Sie alle mögliche Ursache haben, hinreichenden Trost und Zufriedenheit daraus zu schöpfen. Nochmahls Gott befohlen, liebstes Herz!"

Hierauf schrieb er noch zwey Briefe, einen an die Prinzeßin von Condé, und einen an den Cardinal la Valette, las alsdann noch einige Capitel aus der Bibel, und legte sich nachher am letzten Lebensabend ruhig zu Bette.

So verfloß dem unglücklichen Herzoge der 29. October, an welchem sich mehrere Große noch immer viele Mühe gaben, seine Begnadigung auszuwürken. Unter andern suchte der Cardinal la Valette, den die Prinzeßin von Condé eifrigst darum bat, den König nicht nur, sondern auch den Cardinal zu erweichen. Gleichermaßen verwendete sich Saint Simon, der Liebling des Königs, ob er schon ein Feind des von Montmorency war, aufs ernstlichste für ihn bey dem Monarchen. Herr von Vauxpot, der Secretair des Herzogs von Orleans, der deßen schriftliche Fürbitte dem Könige persönlich überbrachte, that demselbigen einen dreymahligen Fußfall, bekam aber hierauf keine andere Antwort, als diese, daß das Parlament die Sache unter den Händen habe. Auch der Herzog von Epernon that sein Aeußerstes, um dem Unglücklichen das Leben zu retten. Er war ausdrücklich deswegen von seiner Statthalterschaft Bordeaux nach Thoulouse gekommen, und glaubte, durch seine dem König in Guyenne erwiesene treue

Dienste

Dienste und demselben dadurch verschafte Vortheile vorzüglich berechtigt zu seyn, eine Gnade sich erbitten zu dürfen. Daher fiel er denn dem Könige um des verurtheilten Herzogs willen, zweymal zu Füßen und verband mit dieser Demüthigung die dringendsten Vorstellungen. Allein da Richelieu das Gemüth des Königs gegen die gesuchte Wirkung aller Fürbitten sattsam verwahrt, ihm den Grundsatz: "bey Staatsverbrechern dürfte kein Erbarmen statt finden" eingeprägt, und überdieß noch die Vergehungen des Herzogs mit den schwärzesten Farben abgemahlet, ja ihn ermahnet hatte, keiner falschen Gnade Raum zu geben, die oft gefährlicher seye, als die Grausamkeit selbst; so hörte Ludwig, durch alle diese Vorstellungen des Cardinals bereits abgehärtet, den Herzog von Epernon, diesen achtzigjährigen Ehrengreiß, stillschweigend an, schlug die Augen nieder, und antwortete auch nicht eine Silbe auf seinen so rührenden Vortrag. Da nun der Herzog von Epernon aus diesem Stillschweigen des Königs schloß, daß keine Begnadigung zu hoffen wäre, so bat er den König um Erlaubniß, Thoulouse zu verlaßen. Auf diese Aeußerung wurde das Gesicht des Königs wieder heiter, und er sagte zu Epernon: Ja, es ist mir ganz recht, ich bin selbst nicht gesonnen, lange hier zu bleiben. Nicht wenigere Mühe gab sich der Herr von Chatelet, um den unglücklichen Gefangenen zu retten. Da ihn nemlich der König äusserst bestürzt erblickte, so redete er ihn ganz kaltblütig an: "Mich dünkt, der Herr von Chatelet

 hätte

hätte wohl gern einen Arm darum gegeben, wenn er den Herzog **von Montmorency** damit hätte retten können." Hierauf erwiederte nun du Chatelet, "Sire, ich wollte meine beeden Arme gerne hingeben, um Ihnen einen Mann zu sparen, der Ihnen schon Siege erfochten hat, und der Ihnen gewiß noch mehrere erfochten haben würde."

Es wurde auch die regierende Königin ersucht, bey dem Könige zum Besten des unglücklichen Herzogs sich zu verwenden, und da er ein Anbeter von ihr gewesen seye, ja gar ihr Bildniß unter seinem Armbande getragen haben soll, so ist leicht zu erachten, daß sie hiezu selbst schon geneigt gewesen seye. Sie hatte sichs auch in der That vorgenommen, ihren Gemahl um seine Begnadigung zu bitten; allein sie hatte doch nicht das Herz, es wirklich zu thun, ohne vorher den Cardinal deswegen zu Rath gezogen zu haben. Richelieu versicherte ihr, er zweifle keineswegeges, daß ihre Fürbitte von der erwünschtesten Wirkung für den Herzog seyn müßte; allein es wäre zu befürchten, daß die Gewalt, die sich der König dabey anzuthun hätte, seinen einmal gefaßten Entschluß zu ändern, auf seine Gesundheitsumstände einen schlimmen Einfluß haben möchte. Diese mit so großer Feinheit gegen die Königin geäußerte abschlägige Antwort bewog sie denn, ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, weil sie besorgte, Richelieu, dem ihre Zuneigung gegen den **Montmorency** vielleicht nicht verborgen wäre, möchte bey dem

Könige,

Könige, wenn sie für den Herzog bäte, die Folge daraus ziehen, daß ihr das Leben des Verbrechers lieber seye, als das Leben und die Gesundheit ihres königlichen Gemahls.

Einige Stunden hatte der gefangene Herzog in der Nacht vor seinem Hinrichtungstage bereits fest und ruhig geschlafen, als er um 2. Uhr nach Mitternacht, vermuthlich vom Tumulte der durch alle Gaßen gerührten Trommel, um die sämmtlichen Truppen an ihre gehörigen Plätze aufzufordern, aufgeweckt wurde. Nun stand er auf, rief seinen Wundarzt, Herrn **Lücante** zu sich, übergab ihm den Abschiedsbrief an seine Gemahlin, und bat ihn, ihr in seinem Namen zu sagen, sie möchte theils seinen Feinden mit eben so willigem Herze verzeihen, mit welchem er ihnen vergäbe; theils ihm selbst manche Kränkungen, die er ihr während ihrer Ehe vielleicht verursacht habe, zu Gute halten. Bald darauf legte er sich wieder zu Bette, schlief vom neuen ein und blieb bis nach 6. Uhr des Morgens liegen, als der Pater **Arnoux** nebst dem ältesten Beichtvater des Königs zu ihm ins Zimmer traten, um durch erbauliche Gespräche ihn zum Tode recht gefaßt zu machen. Beynahe zu der nemlichen Zeit ließ sich sein Wundarzt wieder melden, um ihm seine Wunden nochmahls zu verbinden, erhielt aber folgende Antwort von **Montmorency**: "Nein, mein lieber Freund, eine einzige Wunde wird heute die andern alle heilen!"

Ohngefähr um 8. Uhr Morgens (am 30. Oktober nemlich) ergieng von dem Könige der Befehl an den Capitain der königlichen Leibwache, Hrn. von Charlüs, daß er den gefangenen Herzog in einem Wagen vom Rathhause in den Pallast bringen sollte. Hier wurde er in die große Gerichtskammer geführet, wo das ganze Parlament versammelt war, und bey welchem Chateauneuf präsidirte. Fast alle seine Richter bedeckten bey seinem Eintritt ihr Gesicht mit ihrem Schnupftuche, um ihre Thränen zu verbergen, die sie wegen des ihnen nun obliegenden traurigen Geschäftes vergoßen, und nachdem der Herzog mit gebogenen Knieen und auf das Cruzifix gelegten Händen eidlich versprochen hatte, die reine Wahrheit auszusagen, so wurde ein nochmaliges Verhör angestellet, deßen meisten Puncte er auch ohne alle Widerrede eingestand, und sich sodann wieder entfernen mußte. Nun wurden die Stimmen gesammelt. Herr dû Lony, Dechant der großen Kammer, war der erste, der dem Herzog wegen des eingestandenen Verbrechens der beleidigten Majestät, nach göttlichen und menschlichen Rechten, den Tod verdienet zu haben versicherte, und dabey mitleidige Zähren weinte. Nach ihm gaben alle andere Parlamentsräthe, gleich betrübt wie er, ihre Stimmen ähnlichen Innhalts, und zulezt that solches auch der Siegelbewahrer, Chateauneuf, der alsdann das Urtheil folgendermaßen schriftlich aufsetzen ließ: "Montmorency sollte aller seiner Ehren und Würden beraubet, und auf dem Platze de Salin auf einer Blutbühne enthauptet werden,

werden, seine Herrschaften Montmorency und Damville aber sollten auf ewig den Titel der Herzogthümer und Grafschaften verlieren, und alle seine übrigen Güter und Besitzungen sollten dem Könige heimfallen."

Als hierauf dieß Urtheil dem Könige zur Bestättigung zugeschickt wurde, so milderte er selbiges, auf Anhalten seiner Freunde und Verwandten dahin, daß theils die Hinrichtung im Hofe des Rathhaußes bey verschloßenen Thüren vollzogen werden sollte, worüber aber der Verurtheilte nachher unzufrieden war, theils seine sämtlichen Güter unter seine drey Schwestern, die Prinzeßin von Conde und die Herzoginnen von Angoulesme und Ventadour vertheilt werden dürften, bloß die Grafschaft Dammartin, l'Etang de Gouvieux und die Herrschaft Chantilly ausgenommen, als welche der König für sich behalten wollte.

Unterdeßen war der Herzog durch Herrn von Charlús wieder auf das Rathhauß zurückgebracht worden, und als er daselbst den Herrn von Soudheilles erblickte, so dankte er selbigem für die treue Warnung, die er einst von ihm erhielt, und die, wenn er sie befolgt hätte, ihn für einen so schreklichen Tod verwahrt haben würde, und äußerte auch gegen alle diejenigen, so seit seiner Gefangennehmung mit ihm umgegangen waren und ihn bewachet und gepfleget hatten, die herzlichste Dankbarkeit. Da ihm aber durch so vieles Reden den ganzen

Vormittag über sein ohnedieß von den Wunden noch nicht ganz geheilter Mund, ganz trocken geworden war, so ließ er sich von seinem Arzte ein Gurgelwaßer reichen, und erfrischte sich damit.

Bald darauf wurde dem Herzog angezeigt, daß die Abgeordneten des Parlaments angelanget wären, um ihm sein Urtheil vorzulesen, das er alsdann auch wirklich in der Capelle des Rathhaußes, vor dem Altare knieend, mit heldenmüthiger Gelaßenheit anhörte, den Commißarien für ihre dabey gehabte Mühe dankte, und sie bat, zu versichern, daß er dieses Urtheil der Gerichte des Königes als ein Urtheil der göttlichen Barmherzigkeit erkenne. Als kurz nachher der Herr von Charlûs, dem er sogleich nach abgelesenem Urtheil übergeben worden war, ihm auf Befehl des Königes das Band vom Orden des heiligen Geistes und den Marschallsstab abforderte, so überlieferte er ihm beedes mit den Worten: "Mein Herr und werther Vetter, ich gebe den Stab und Orden meinem König willig zurück, weil er dafür hält, daß ich seiner Gnade unwürdig bin."

An diesem für **Montmorency** so traurigen Tag herrschte in ganz Tholouse eine allgemeine Betrübtniß. Nicht nur die Großen ließen ihre Traurigkeit öffentlich blicken, sondern auch das Volk betete in den Kirchen, daß Gott das Herz des Königs erweichen möchte, so wie schon die beeden vorhergehenden Tage über Proceßionen deshalben angestellt

gestellt und besonders in der Abtey zu St. Sernin die Gebeine Simonis und Judä andächtig besucht worden waren. Viele schrieen auf den Gaßen: Gnade, Gnade, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, und dieß Geschrey drang bis in den Pallast des Königes. Der Marschall von Chatillon nahm daher Anlaß, ihm vorzustellen, daß er einer sehr großen Menge Volks durch die Begnadigung des Herzogs die höchste Freude machen würde; allein der unerbittliche Monarch erwiederte hierauf: "Ich würde nicht König seyn, wenn ich die Gesinnungen der Privat-Personen hätte.

Als der Herr von Charlüs das dem Herzog abgenommene Ordensband nebst dem Marschallsstabe dem Könige zurückbrachte, spielte derselbe gerade mit dem Herrn von Liancourt Schach, dem, so wie allen andern im Zimmer anwesenden Personen bey dem Anblik dieser Ehrenzeichen, sogleich die Thränen in die Augen traten. "Sire, sagte nun der Capitain, ich komme, Ihnen im Namen des Herzogs von Montmorency den Marschallsstab von Frankreich, und Ihr Ordensband, das Sie ihm gegeben hatten, wieder zuzustellen. Er hat mir aufgetragen, Eurer Majestät zu betheuren, daß er bey seinem Tode den größten Schmerz deßwegen empfände, Sie beleidiget zu haben; er wäre auch so wenig geneigt, sich über sein Todesurtheil zu beschweren, daß er selbiges vielmehr in Rücksicht seines begangenen Verbrechens noch für zu gelinde halte." Kaum hatte er, durch Thränen und Schluch-

zen

zen unterbrochen diese Worte gesagt, als er plözlich vor dem Könige auf die Kniee fiel, — das sogleich alle übrige im Cabinete des Königs befindliche Personen ebenfalls thaten — seine Füße mit Thränen benezte, und in die rührenden Worte ausbrach: "Ach, Sire, begnadigen Sie den armen **Montmorency**! Seine Ahnen haben der Krone **Frankreich** so wichtige Dienste geleistet! Gnade, Gnade für einen Verbrecher, der Ihnen nüzlicher seyn würde, als der Unschuldigste und Tugendhafteste unter uns allen!" Allein, obgleich diese Bitte von allen unterstüzt wurde, so blieb doch **Ludwig** unbeweglich, und erwiederte dem Herrn von Charlüs mit verdrießlicher Miene: "Nein, bey mir ist keine Gnade, er muß sterben. Man darf sich über den Tod eines Menschen, der ihn so sehr verdient hat, nicht grämen; man muß ihn nur bedauren, daß er durch sein Verbrechen in ein so großes Unglück gerathen ist. Gehet und meldet ihm, die einzige Gnade, die ich ihm erzeigen kann, wäre blos diese, daß der Scharfrichter ihn nicht anrühren und ihm den Strick nicht über die Schultern werfen, sondern nur den Kopf herunter schlagen soll."

Als nun der Herzog erfuhr, daß keine Begnadigung für ihn zu erwarten sey, so ersuchte er den Pater Arnoux und drey andere gegenwärtige Jesuiten, ihm bis ans Ende mit Trost beyzustehen; die jedoch über sein trauriges Schicksal selbst äusserst betrübt waren, und Trostes bedurften. Da

er

er in der Capelle des Rathhaußes, wo ihm sein Urtheil vorgelesen wurde, noch einige Zeit geblieben war und seine Augen zuerst auf das den Altar zierende Cruzifix, und dann auf sich und seinen prächtigen Anzug gerichtet hatte, so brach er in die Worte aus: "Wie? Sollte ich als ein Uebelthäter in einem so prächtigen Kleide zum Tode gehen, und da noch mich eitel und stolz beweisen können, da ich meinen ganz unschuldigen Heiland nakt und bloß am Creutze sterben sehe? Nein, ich will mich zum Merkmahl meiner Buße und Demuth wegen meiner Sünden, bis aufs Hemde ausziehen — ich will fein weiß ins Paradieß eingehen!"

Er wartete nun, völlig zum Sterben bereit, auf seine Abholung zum Blutgerüste, mit standhaftem Muthe; küßte das in Händen habende Cruzifix zum öftern und unterredete sich mit dem neben ihm, auf einer Bank sitzenden Pater Arnoux auf das erbaulichste. Unter andern fragte er die Anwesenden: "Wann muß ich sterben?" Und als ihm diese versicherten, nach fünf Uhr, so antwortete er: "Könnte ich denn nicht eher und ohngefähr um die Zeit sterben, in welcher Jesus Christus am Creutze gestorben? Ich wollte es für eine Gnade erkennen." Da nun solches seiner eigenen Wahl freygestellt wurde, so rief er aus: "Laßt uns denn sterben! Laßt uns das Haar abschneiden und mich ausziehen!" Als deswegen sein Wundarzt herzutrat, und über dem traurigen Geschäfte, seine Haare abzukürzen, vor heftiger Gemüthsbewegung beynahe

in

in Ohnmacht fiel, so umfaßte ihn der standhafte Montmorency und sagte: "Was macht er, Lücante? Er hat mir so oft in meiner Gefangenschaft zugeredet, daß ich alle meine Leiden als Schickungen der göttlichen Vorsehung ansehen solle, und jezt ist er selbst niedergeschlagener, als ich?" Sodann griff er selbst an seine Locken, schnitt sich selbige ab, und gab sie dem Pater Arnoux, um sie ins Feuer zu werfen.

Da dieß geschehen war, und es eben zwey Uhr schlug, fragte er noch einmal, ob alles fertig seye? Als man ihm nun versicherte, es seye alles in Bereitschaft, so rief er aus: "So laßt uns denn gehen!" Er gedachte, man würde ihn nach dem Innhalte des Urtheils auf öffentlichem Markte hinrichten, als man ihm aber anzeigte, der König erwiese ihm die Gnade, daß er in dem Hofe des Rathhauses enthauptet werden sollte, so versicherte er dem Pater Arnoux, es wäre ihm lieber gewesen, öffentlich zu sterben, damit dadurch sein Leiden und seine Schmach vergrößert würde; allein, da ihm der König dieß als Gnade zuerkenne, so statte er ihm den unterthänigsten Dank dafür ab.

Nun gieng der unglückliche Herzog im bloßen Hemde und Schlafhosen, mit einem Cruzifix in der Hand, über einen Gang, der ihn in den Hof brachte, wo das Schaffot errichtet war. An seiner rechten Seite gieng Pater Arnoux, den er bat, bis an den lezten Augenblik bey ihm zu bleiben und seine

Todes-

Todesgedanken erbaulich zu unterhalten. Einen andern, ihn begleitenden Jesuiten, ersuchte er, er möchte verhüten, daß sein abgeschlagenes Haupt nicht auf die Erde fiele, sondern selbiges lieber auffangen, wenn es ihm anders möglich wäre.

Nun befand er sich in dem Vorhofe des Rathhaußes, wo ihn der Tod erwartete, und gieng durch die paradirende Leibwache unerschrocken hindurch. Als er die hier errichtete Bildsäule Heinrichs des IV. ansichtig wurde, der die Crone zum Theil seinem Vater zu danken gehabt hatte, so blieb er einige Augenblike wehmüthig stehen und sagte zum Pater Arnoux: "Ich betrachtete nur Heinrichs Statue— das war ein großer und edelgesinnter Monarch! Ich hatte die Ehre sein Pathe zu seyn! Laßen Sie uns nur gehen," fuhr er hierauf fort, indem er auf das Schaffot wieß, "dort ist für mich der einzige Weg zum Himmel."

Dieß Blutgerüste, auf das der Herzog von Montmorency in Begleitung des Paters Arnoux stieg, und auf das ihm auch sein Wundarzt, Lücante, folgte, war vier Fuß hoch. Kaum hatte der unglückliche Marschall selbiges betreten, als er sogleich die Anwesenden, die in allem bloß aus dem Gerichtsschreiber bey dem Parlamente, aus dem Ober-Hofrichter und deßen Leibwache und aus den Consuln und Beamten bey der Stadt bestanden, und welchen der Befehl gegeben war, bey der Execution zugegen zu seyn, folgendermaßen anredete:

"Ich

"Ich bitte Sie, meine Herren, zeigen Sie es dem Könige an, daß ich als sein gehorsamer Unterthan sterbe, und daß ich es äußerst bereue, ihn beleidiget zu haben, weswegen ich denn auch Ihn und selbst diese hier anwesende Versammlung um Verzeihung bitte."

Nun erkundigte er sich nach dem Scharfrichter, den er bisher noch immer nicht gesehen hatte. Als sich hierauf derselbige ihm näherte, so sagte er zu ihm: "Mein Freund, feßle mich, binde mir die Augen zu, und verrichte dein Amt geschwind." Man versicherte ihm alsdann, daß er nicht gebunden werden sollte, wenn er nicht selbst wollte, denn der König hätte es so verordnet. Auf dieß erwiederte er aber: "die Schande, die mich bey meinem Sterben treffen soll, kann nicht groß genug seyn," und legte die Arme über einander, zum Zeichen, daß er gebunden zu werden, verlange. Als er sahe, daß ihm sein Wundarzt die Hände binden wollte, so kehrte er sich zum Scharfrichter hin, und sagte zu ihm: "dies ist dein Amt, und also verrichte du es nur!"

Nachdem ihn der Scharfrichter gebunden hatte, so fragte ihn der Herzog: "Ist nun alles recht?" worauf dieser versezte, man hätte ihm die Haare nicht kurz genug verschnitten. "Gut, so kürze sie, so viel du willst, antwortete hierauf Montmorency. Als nun abermal sein Wundarzt bey diesem Geschäfte die Hand anlegen wollte, so wendete er sich von

selbi-

selbigem mit den Worten weg: "Ein so großer Sünder, wie ich bin, kann nicht schmachvoll genug sterben. Jesus Christus ist nicht nur geschlagen, sondern auch von den Händen der Henkersknechte berühret worden." Deßwegen verschnitt ihm denn der Scharfrichter seine Haare, und trennte zugleich auch ein Stück von seinem Hemde oben um den Hals herum ab, um ihn nicht bis auf den halben Leib zu entblösen so wie es sonst andern zu geschehen pflegte.

In diesem Zustande knieete er vor dem Block nieder, küßte das in Händen habende Cruzifix, empfahl sich dem Gebete der geistlichen Väter, und probirte es, eine solche Lage zu nehmen, in welcher ihm seine noch nicht völlig geheilten Wunden, keine zu große Beschwerlichkeit machen könnten. Nun empfieng er die lezte Absolution vom Pater Arnoux, grüßte nochmals die Anwesenden, betete: In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist rc. ließ sich die Augen mit seinem Halstuche verbinden, und erinnerte den Scharfrichter, nicht eher zuzuhauen, als bis ers ihm anzeigen würde. Alsdann legte er den Hals auf den Block, und hub ihn sogleich wieder auf, um ihn in eine noch bequemere Lage zu bringen. Als dieß geschehen war, sagte er zum Scharfrichter "haue frisch zu" fuhr sogleich mit lauter Stimme zu reden fort: "Herr Jesu, nimm meinen Geist auf," und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ihm der Scharfrichter mit einem Hieb den Kopf herabschlug. Die Anwesenden kehr-

ten ihre Augen weg um den Hieb nicht zu sehen — Viele verbargen das Gesicht, jeder weinte, und Seufzer wurden von allen gehöret.

Gleich darauf ließ der Oberhofrichter die Thüren öfnen und sogleich stürzte das Volk haufenweiß in den Hof herein. Alles drängte sich an das Schaffot, und jeder wollte etwas von seinem Blute haben, davon manche sogar tranken, manche aber damit ihre Schnupftücher benezten. Das von seinem Hemde in der Gegend des Halses abgeschnittene Stück wurde in die kleinsten Stückchen getheilt, damit nur jeder was davon bekäme um es als Reliquie aufzuheben.

Zween Geistliche, des Cardinals **von Valette** Bediente, huben alsdann den Leichnam auf und brachten ihn in die Capelle der Abtey von **St. Sernin**, woselbst er durch Closterfrauen gereiniget, von Wundärzten geöfnet, und hernach balsamirt wurde. Nachdem man hierauf den Kopf wieder an den Rumpf genähet hatte, so wurde der ganze Cörper in einen bleyernen Sarg geleget, und in dieser Capelle beygesezt, das herausgenommene Herz hingegen, wurde seiner Verordnung gemäß in der Kirche des Profeßhaußes der Jesuiten aufbewahret. Alsdann hielt ihm der Cardinal **la Valette** feyerliche Exequien, und der größte Theil des Hofstaats so wie das Parlament und alle angesehene Einwohner zu **Thoulouse** wohnten selbiger bey.

Nach vollzogener Execution gieng Pater **Arnoux** zum Könige, um ihm von dem christlichen und

helden-

heldenmüthigen Tode des Herzogs Bericht zu ertheilen. "Sire, sagte er, "Sie haben durch die Hinrichtung des Marschalls von Montmorency ein wichtiges Exempel auf Erden statuiret, aber Gott hat ihn nach seiner Barmherzigkeit zu einem grossen Heiligen im Himmel gemacht." — "Ach, war des Königs Antwort mit einem Seufzer, ich wünschte, daß ich durch gelindere Wege hätte etwas hiezu beytragen können!" — Wirklich bedauerte Ludwig seinen Tod, und so eine natürliche Neigung dieser König zur Strenge hatte, so machte er sich doch nachher selbst heftige Vorwürfe, daß er sich durch die Thränen und Bitten seines ganzen Hofes nicht hatte erweichen laßen, ihn zu begnadigen. Er versicherte dem Grafen von Condé auf seinem Todbette, daß man ihm bey dieser Sache Gewalt angethan, und ihn durch allerhand Staatsgründe hingerißen hätte. Er sezte hinzu, die Könige wären sehr unglücklich, daß sie nichts, als verkehrte Berichte zu hören bekämen; daß sie in ihre nächsten Verwandten, in ihre vornehmsten Bedienten, und selbst in diejenigen, denen sie die größte Gunst erzeigten, Mistrauen sezen, und ihr Verhalten nach dem Hirngespinnste einer Staatskunst einrichten müßten, das gar oft nichts als das Intereße eines andern seye.

Acht Tage nach dieser Hinrichtung wurde der auf so betrübte Weise in den Wittwenstand versezten Herzogin von Montmorency befohlen, aus Languedok sich zu entfernen, und nach Montargis, oder la Fere, oder Moulin zu gehen. Sie

 wählte

wählte alsdann **Moulin** zu ihrem Aufenthalt, weil es am weitesten vom Hofe entfernt lag und beschloß, in das daselbst neuangelegte Nonnencloster von der Heimsuchung Mariä sich zu begeben und ihrem Gemahle daselbst ein prächtiges Grabmal errichten zu laßen. Doch so lange **Ludwig** und **Richelieu** lebten, mußte es unterbleiben, und erst die nachherige Regentin, **Anna von Oesterreich** ertheilte ihr die vorhin lange vergebens gesuchte Erlaubtniß, den Leichnam ihres Gemahls nach **Moulin** bringen zu laßen, und ihm alle nur mögliche Ehre zu erzeigen.

VI.

Wolfgang Vogel *)

Pfarrer zu Eltersdorf, als Wiedertäufer und Volksaufwiegler 1527. in Nürnberg enthauptet.

Dieser unglückliche Mann war einer der ersten Bekenner des Evangelii aus der Schule des seligen D. Luthers und der erste evangelische Prediger und Reformator zu Bopfingen, der jedoch dieß geistliche Amt in dieser kleinen schwäbischen Reichsstadt, nicht länger als von 1523 bis 1524. verwaltete.

Nach diesem begab er sich in das Nürnbergische, und wurde noch in dem nemlichen Jahr 1524. vom nürnbergischen Magistrat zum ersten evangelischen Pfarrer in Eltersdorf, einem zwey gute Stunden von Nürnberg entfernten, gegen Erlangen zu liegenden großen Dorfe, ernennet. Bis dahin war er immer der reinen evangelischen Lehre zugethan, allein zu Ende des Jahres 1526. trat er auf die Seite der Wiedertäufer, widersezte sich den da-

*) S. Wills Nürnbergisches Gelehrtenlexicon, IV. Band p. 210. und Würfels Dypticha ecclesiarum in oppidis et pagis Norimbergensibus, Nürnbg. 1756. p. 53.

gegen von Nürnberg ausergangenen obrigkeitlichen Verordnungen, bethörte viele unwißende Landleute, und stiftete nicht nur unter seinen eigenen Pfarrkindern Unruhen, sondern wiegelte auch die Bauern in Poppenreuth und andern nahe herum liegenden Dörfern des sogenannten Knoblauchlandes *) auf, und verleitete sie zu Religionsirrthümern und zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit.

Da nun dieß Unwesen weiter um sich greifen wollte, so wurde er von des Herrn Marggrafen zu Brandenburg, Georgs, Leuten, aufgehoben, und der Stadt Nürnberg zur Handhabung der Justiz ausgeliefert. Er wurde sodann gefangen gesezt, gerichtlich verhört, als ein Rädleinsführer des aufrührischen Landvolks, und irriger Lehrer erfunden, und verurtheilet, öffentlich enthauptet zu werden. Diese Todesstrafe stand er auch wirklich zu Nürnberg im Jahre 1527. den 26. Merz aus, nachdem ihm zuvor die Weihe von dem Nachrichter abgenommen worden war, denn man hielt es damals nicht mehr für nothwendig, ihn deshalben nach Bamberg, zu deßen bischöflichem Sprengel Eltersdorf gehört hatte,

*) Knoblauchsland wird diejenige, einige Stunden im Umfang habende Gegend genennt, die nahe an Nürnberg gegen Norden und Nordwest liegt, und in welcher sehr viele Arten des vortreflichsten Gemüßes gebauet werden, mit denen nicht nur Nürnberg, und deßen ganzes Gebiet versorgt wird, sondern die auch in angrenzende fremdherrische Orte mehrere Stunden weit verführet werden.

hatte, zu schicken. Uebrigens blieb er bey seinen Irrthümern, aller Vorstellungen ohngeachtet, halsstarrig bis an sein Ende.

Folgende kleine Schrift von ihm: "Ayn tröstlicher Sendbrief und christliche Ermahnung zum Evangelio, an ein Erbaren Stadt und ganze Gemein zu Bopfingen und an alle die, so vom Evangelio und Wort Gottes abgefallen sind, durch Wolfgang Vogel, Prediger zu Eltersdorf im Knoblochland hinter Nürnberg. Viel sind berüft, aber wenig auserwehlt, Matth. 22. J. S. M. D. XXVI. 4to "hat sich so äußerst rar gemacht, daß Herr D. und Profeßor Joh. Daniel Herrnschmid zu Halle, sie bey dem zweyten evangelischen Jubelfeste 1717. in 4to mit einigen Anmerkungen neu aufzulegen, für gut fand, ohne von dem unglücklichen Lebensende ihres Verfaßers etwas zu wißen.

VII.

Ludwig Mandrin *)

Haupt der Schleichhändler in Frankreich, zu Valence im Jahre 1755. gerädert.

Er war der Sohn eines Viehhändlers, wurde zu St. Etienne de St. Geoirs, einem Dorfe an der Küste St. Andre, in der Provinz Dauphine' gebohren, und nahm in sehr jungen Jahren, sobald er nur die Muskete tragen kunnte, unter den französischen Truppen Kriegsdienste. Einige Zeit darauf desertirte er, kam aber nachher bald wieder nach Frankreich zurück, und gerieth auf den sträflichen Einfall, in Gesellschaft seiner beeden Brüder falsche Münze zu machen. Da man bald ihre schlimmen Thaten entdeckte, so bemächtigte man sich seiner Brüder zu Grenoble, richtete den einen mit dem Strange hin und schickte den andern auf die Galeeren, er selbst aber wurde, weil er durch eine schleunige Flucht dem Arm der strafenden Gerechtigkeit

*) S. Hoffs kurze Biographie oder Lebensabriße merkwürdiger Personen. Brünn, 1782. I. Band, p. 167-174. Historischen Bildersaals XII. B. p. 589-602. Leben, Thaten und Tod des berühmten Mandrins, Frankf. 1755. 8vo.

keit entwichen war, blos abwesend für des Galgens würdig erklärt.

Da er sich durch einen Urtheilsspruch dieser Art, aus seinem Vaterlande verbannt sahe, und nicht wußte, was er anfangen sollte, so trieb er einige Jahre lang den Pferdehandel, begieng aber dabey eine Mordthat und ward bey seiner abermahligen Entweichung vom Parlamente zu Grenoble verurtheilt, sobald man sich seiner bemächtigen könnte, gerädert zu werden.

Es befanden sich gerade damahls sehr viele Contrebandiers oder Schleichhändler, die den Generalpächtern, und andern zur Justiz gehörigen Personen sehr viel zu schaffen machten, und beynahe aus sechstausend Mann bestunden, in Frankreich. Diesen gesellte sich **Mandrin** bey und brachte es durch seine List und Kühnheit, die er von sich blicken ließ, bald dahin, daß sie ihn zu ihrem Oberhaupte wählten und von ihm angeführt, die frevelhaftesten Unternehmungen wagten, über welche man um so viel mehr staunen muß, wenn man bedenkt, daß sie in einem Lande, wie Frankreich, gewaget wurden, wo Galgen und Rad die unvermeidlichsten Strafen für Frevelthaten dieser Art sind.

Um nur ein einziges Wagestück **Mandrins** und seines Haufens zu erwähnen, so näherte er sich im October 1754. mit einer dreyfachen Abtheilung der Kühnsten unter seinen Leuten, der

Hauptstadt im Ländchen Breße, Boury, und gieng gerades Weges nach dem Hause des Gouverneurs, bey dem sich eben der Intendant von Bourgogne, Joly de Fleury, nebst einer Anzahl von Damen und Officiers befand. Die ganze Gesellschaft saß gerade bey Tische, als Mandrin und seine Rotte das Haus besezte, und hatte kaum so viel Zeit, durch eine hintere Thüre sich in das Capuzinercloster zu flüchten. Er trat alsdann in den verlassenen Speisesaal und beharrete darauf, daß er mit dem Intendanten sprechen müßte, der endlich zwey Officiers als Deputirte in den Saal zurückschickte. Mandrin erklärte sich zwar anfangs gegen sie, daß es ihm leid wäre, eine so ansehnliche Gesellschaft gestöret zu haben, sezte aber auch noch hinzu, sie möchten dem Intendanten zu wißen thun, er sollte innerhalb 2. Stunden 20000. Livres herbeyschaffen und ihm solche ausliefern. Dieser machte auch keine Weitläuftigkeiten, sondern bezahlte eine so beträchtliche Summe wirklich an den Mandrin aus, der alsdann Taback und eine Anweisung an die Generalpächter dagegen gab.

Da Mandrins Unternehmungen immer kühner wurden und der von ihm angeführte Haufe nach und nach stets größere Ausschweifungen begieng, so mußten einige regulirte Truppen gegen sie geschickt werden, denen jedoch Mandrin hin und wieder schädliche Streiche beybrachte, und sie auf ihren verschiedenen Märschen ungemein beunruhigte. Je fürchterlicher er sich aber in der Folge machte,

desto

desto eifriger bestrebten sich die Pächter seiner los zu werden, und versprachen daher den gegen ihn commandirten Officiers, Morliere und Fischer, jedem 2000. Louisdors, wenn sie sich seiner Person bemächtigen würden; ja nahmen es sogar auf sich, alle Unkosten gerne zu tragen, die bey dieser Unternehmung auf Spionen und geheime Agenten etwa verwendet werden müßten. Eine so große Belohnung munterte auch diese zum möglichsten Eifer auf, aber die Arglist **Mandrins** machte lange Zeit alle ihre Anschläge zu nichte. Endlich ward er berücket und durch vier verstellte Deserteurs, die in seine Dienste traten, auf allen Schritten verrathen.

Im Anfang des Maymonaths 1755. entdeckten es diese Spionen, daß er sich zu Rochefort, einem Schloße aufhalte, das im Savoyischen lag. **Mandrin** hielt sich an diesem Orte für ganz sicher, weil er zu einem fremden Gebiete gehörte und **Morliere** keinen Befehl vom Sardinischen Hofe aufzuweisen hatte, folglich auch ohne Verletzung des Völkerrechts ihn in selbigem nicht angreifen durfte. Doch **Morliere**, der sich stellte, als wüßte er es nicht, daß Rochefort auf Savoyischem Grund und Boden läge, machte sogleich nach ausgeforschtem Aufenthalte **Mandrins** daselbst, die ernstlichsten Anstalten, diesen so gefährlichen Mann aufzuheben, und ihn, es koste auch, was es wolle, lebendig oder todt zu liefern. Er sezte am 11. May mit seinem, 500. Mann starken Commando, über einen tiefen reißenden Fluß, der zwischen ihm und

und dem Schloße Rochefort hinströmte, und zwar mit äußerster Lebensgefahr, denn das Waßer reichte den Soldaten bis an den Hals, kam hierauf, ohne erkannt zu werden, bis ins Dorf St. Genis d'Aosta, tödtete und verwundete in selbigem eine ziemliche Anzahl Bauern, die Sturm geläutet, und sich zur Wehre gesetzt hatten, und befand sich am 12. May, Morgens um 3. Uhr wirklich vor Rochefort. Nun wurden sogleich die Thore aufgesprengt, und der sich widersetzende Schloßvoigt mit einer Kugel todt zur Erde gestreckt. Hierauf gieng ein Lieutenant mit zwanzig Mann nach dem Zimmer der Contrebandiers, dem hundert Mann auf dem Fuß folgten, welche mit ihren Aexten die Thüre eröfneten. Mandrin, und die, welche um ihn waren, griffen zwar nach den Pistolen, und schoßen 8. Mann nieder, endlich aber mußten sie doch der Gewalt weichen, und da hin und wieder einer nach dem andern todt zur Erden sank, so ergab sich auch Mandrin selbst an den Morliere. So bald nun das Haupt dieser Bösewichter und seine drey vorzüglichsten Gehülfen ergriffen waren, so eilte Morliere und seine Truppen mit seinen Gefangenen, so schnell als möglich nach Grenoble und übergab sie daselbst in die Hände der strafenden Gerechtigkeit. Mandrins Beutel von 4000. Livres baar Geld war die erste Belohnung der Soldaten, und wo Morliere mit seiner Beute durch einen französischen Ort zog, da entstund allgemeines Frohlocken.

Kaum hatte der königlich Sardinische Gouverneur des Herzogthums Savoyen von diesem Einfall französischer Truppen in das Gebiet seines Königs Nachricht erhalten, als er schon den größten Theil der Besatzung von Chambery ausrücken ließ, um den Franzosen nachzueilen und ihnen ihre Beute zu entreißen. Doch sie erreichten ihren Endzweck nicht, denn Morliere kam mit seinen Gefangenen glücklich nach Grenoble, und dem König von Sardinien blieb in der Folge auf erhaltene Anzeige dieses Vorfalls nichts weiter übrig, als dieß, daß er wegen dieser gewaltsamen Verletzung seiner Territorialgerechtsame in Paris Klage führte, und Genugthuung deshalben nicht nur, sondern auch die Zurückgabe Mandrins verlangte. Da dieß leztere nicht geschahe, so hielt sich der König von Sardinien für beleidigt, hub alles Commerz mit Frankreich auf, ließ seinen Gesandten von Paris, ohne genommenen Abschied, zurück reisen, und war kaum dadurch zu besänftigen, daß nachher König Ludwig XV. die Unternehmung des Morliere für einen Misbrauch der den Generalpächtern überlaßenen Truppen erklärte, ihm sein Misfallen zu erkennen gab, ihn mit Arrest belegte, und wegen dieser ganzen Sache eine besondere Gesandtschaft nach Turin schickte.

Die Gefangennehmung des Mandrin und seine Hinrichtung war nicht weit von einander entfernt. Er wurde von Grenoble nach Valence geführet, und da es in den vier ersten Tagen jeder-

mann erlaubt war, ihn zu sprechen, so drängte sich eine unglaubliche Menge Menschen in seinen Kerker, um die Freude zu haben, den Frevler in Feßeln zu erblicken, der mit seinem Haufen nicht blos den Pächtern getrotzt, sondern sich auch wider den König und seine Truppen aufzulehnen, erkühnt hatte. "Ja meine Freunde," redete er diese Neugierigen an, "ihr hättet mich sehen sollen, da mirs wohlgieng!" Uebrigens beantwortete er die Fragen derselben so ziemlich bescheiden, nur durften sie nicht vorwitzige seyn, denn diese erwiederte er mit ziemlich unfreundlichen Reden. Vorzüglich mußten sich die Mönche und Geistliche, die zu ihm kamen, manche harte Ausdrücke gefallen laßen. Wahrscheinlich war alsdann der in reicherm Maaß getrunkene Wein davon Ursache, denn Herr **Levet**, sein Richter, befahl, an Speisen und Getränken ihm zu reichen, was er verlangen würde. Man wollte versichern, er habe sich auch gegen diesen seinen Richter grob und übermüthig betragen, doch dem ist nicht so, er bewieß ihm vielmehr bey den mit ihm jedes Tages vor und nach Tische angestellten Verhören, jederzeit den schuldigen Respect. Man confrontirte zween seiner Knechte mit ihm, und da der eine von ihnen, der der große **Bertier** genannt wurde, eine ihm sehr nachtheilige Aussage machte, so war **Mandrins** Antwort darauf diese: "Man müße nicht auf die Aussage eines Knechtes fußen." So oft man ihn aber wegen der gleichfalls gefangenen Theilnehmer an seinen Thaten, gerichtlich befragte, und dieselbigen in seiner Gegenwart,

wart, durch seine Aussagen überführen wollte, so oft versicherte er, daß es ihm seine Ehrlichkeit nicht erlaubte, das geringste über die Aufführung seines Nächsten zu sagen, weil ihm dieses nichts angienge. Ja ein junger Perüquieur, der als Genoße der Schleichhändler ergriffen worden war, wurde auf **Mandrins** Außage, er hätte denselben bloß deswegen, daß er ihn barbiren möchte, erst vor wenigen Tagen zum Eintritt in seine Gesellschafft, gezwungen, in Freyheit gesetzt.

Am 24. May war sein Prozeß geendigt, und ihm sein Urtheil vorgelesen. Es bestand darinnen, daß er, bis aufs Hemd ausgezogen, mit einem Strick um den Hals und mit einer Schrift auf der Brust: **Haupt der Contrebandiers, Hochverräther, Mörder, Straßenräuber und Störer der öffentlichen Ruhe** vor der Thüre der Hauptkirche zu **Valence**, mit entblößtem Haupte niederknieen, sein Verbrechen mit lauter Stimme bekennen, sodann auf dem Schaffot ihm Arme, Beine, Lenden und Rippen zerschlagen, er noch lebend auf das Rad gelegt und wenn er auf demselbigen gestorben, sein Cörper an dem Galgen zu **Valence** aufgehänget werden solle.

Anfangs wollte er Laster mit Lastern häufen, und die Furcht des Todes mit Saufen und Völlerey vertreiben. Als aber das Schreckbild der Ewigkeit den Nebel durchdrang, den Trunkenheit seinem Blick und Geiste vorgezogen hatte, so nahm er seine

Zuflucht

Zuflucht zur Religion, gieng in sich, bereuete seine Mißethaten, und machte sich auf seinen schmählichen Tod gefaßt. Diese seine Sinnesänderung war eine heilsame Folge der religiösen Bemühungen, die sich eine gewiße Dame seinetwegen gab. Nachdem er nemlich geraume Zeit seine Verachtung gegen Priester und Mönche deutlich geoffenbaret und feyerlich erkläret hatte, vor seinem Tode nicht mehr beichten zu wollen, so kam sie zu ihm am 24. Mai, ermahnte ihn, seiner Seelen Wohl doch zu bedenken, und obgleich ihre Ermahnungen anfänglich vergebens waren, so rührte sie doch nachher sein Gewissen, und bewog ihn, daß er sich entschloß, den geistlichen Besuch eines italiänischen Jesuiten, Gasparini, der sich gerade damahls bey dem Bischof von Valence aufhielt, und den sie ihm als einen Mann von allgemein erkannten Verdiensten angepriesen hatte, den ihm auch Herr Levet, sein Richter, sogleich zu senden bereitwillig war, anzunehmen. Als dieser Geistliche zu ihm kam, so unterhielt er sich anfänglich von gleichgültigen Dingen mit ihm, kam nach und nach auf religiöse Materien, und brachte ihn in der Folge zum Entschluß, zu beichten, den er noch am Tage vor seiner Hinrichtung am 25. May nemlich, mit allen äußerlichen Merkmahlen der Reue und Busse ins Werk sezte.

Endlich brach sein Todestag, der 26. May an, und weil er in dem nemlichen Augenblick, da man ihn zu der, vor seiner Hinrichtung noch hergehenden Folter führen wollte, freywillig einige Verbrechen gestand, die er zuvor immer hartnäckig geläug-

läugnet hatte, so wurde er mit derselben verschont. Er gieng mit eben der Unerschrockenheit zum Tode, die er in den Gefechten bey Baune und Grenan gezeigt hatte, sprach sogar denen Muth ein, die ihn zur Standhaftigkeit ermuntern wollten, und sagte unter andern zu einem seiner Mitgesellen in der Bosheit und Strafe, den er Thränen vergießen sah, folgende Worte: "Mein Freund, weine nicht, wende deine Zeit beßer an! Ich gehe zur Richtstätte, wohin du mir auch folgen mußt. Vielleicht bist du glücklicher, als ich, es sey aber wie es wolle, so bedenke doch, daß ein Gott ist, der das Böse nicht ungestraft läßt!" Folglich war er itzo ein ganz anderer Mensch, als damals, da er zu einem seiner Mitgefangenen im prahlenden Tone sagte, es wäre nicht der Mühe werth, Thränen zu vergießen, eine schlimme Viertelstunde gienge ja so schnell vorüber; oder damals, als er die freche Frage aus seinem Munde gehen ließ: "Wie viele Wirthshäuser wohl auf dem Wege nach dem Paradiese lägen?" und noch die Versicherung hinzusezte: "er hätte nur noch sechs Livres unterwegs zu verzehren." Eine solche gänzliche Aenderung und Beßerung seines vorher so verstockten Sinnes war denn auch Ursache, daß selbst seine Richter ihm ihr Mitleid schenkten, und sogar der Scharfrichter ihm seine Thränen nicht versagen konnte. "Um mich," sagte er jedoch zu demselben, "darfst du nicht weinen, weine nur über meine Verbrechen!" Ja als er selbigen umarmt hatte, fuhr er noch gegen ihn also zu reden fort: "Thue deine Schuldigkeit, Freund, so hurtig, als

du kannst!" Als er ganz nahe ans Schaffot hinkam, so stund er einige Augenblicke still, und betrachtete die Bauart deßelbigen mit einer ganz auffallenden Dreistigkeit. Eben so beherzt stieg er unmittelbar darauf auf selbiges und redete nachher nur sehr wenig. Gleich zuerst sagte er: "Jugend nimm ein Beyspiel an mir, und euch, Offizianten bitte ich um Vergebung;" und auf die letzte, da er eben im Begriff war, sich niederzulegen und die schrecklichen Stöße zu empfangen, waren dieß noch seine Worte: "Ich habe jezt meine ganze Stärke nöthig, seyd so gut und gebet mir ein wenig abgezogenes Waßer." Pater Gasparini, der damit versehen war, reichte ihm solches. **Mandrin** trank nicht nur etwas davon, sondern ließ sich auch das Gesicht damit bestreichen, ja der Pater selbst, welchem übel zu werden anfieng, bediente sich deßelben ebenfalls um seine Lebensgeister zu stärken. Er kleidete sich selbst aus, fand den geringen, aus bloßen sechs Livres bestehenden Ueberrest seines Vermögens, das er ehehin durch Raubereyen auf viele Tausende angehäuft hatte, in seiner Tasche, und gab dieß wenige Geld dem Pater mit der Bitte, nach seinem Tode für seine Seele einige Meßen lesen zu laßen. Als man ihm das Gesicht zudecken wollte, so gab er durch ein Zeichen zu verstehen, es seye solches überflüßig, und bekam unmittelbar darauf mit einer eisernen Keule acht Schläge auf Arme und Beine und einen auf den Magen. Nun hätte er, dem Urtheile gemäß, noch lebend auf das Rad geleget werden sollen, al-

lein

lein auf die Fürbitte seines Beichtvaters sowohl, als der versammleten Volksmenge, wurde er erdroßelt und seinen Qualen ein Ende gemacht, welches Mitleiden auf Seiten der Bittenden eben so rühmlich war, als die zugestandene Linderung seiner Strafe, auf Seiten des anwesenden Richters.

Auf eine so peinvolle und schmähliche Art schloß **Ludwig Mandrin** in einem Alter von 39. Jahren, sein Leben; ein Mann, der verwegen genug war, mit seinem Haufen dem Herrn **von** Fischer ein Treffen zu liefern, und glücklich genug, demselbigen zu entrinnen; ein Mann, der besonders in den beeden letztern Lebensjahren als Haupt der Schleichhändler die kühnsten sowohl, als schädlichsten Unternehmungen wagte und ausführte, denn vom Rheine bis zum Mittelländischen Meere war kein Fußsteig den er nicht kannte; ein Mann endlich, gegen den sich die Natur selbst auch in Bildung seines Cörpers nicht stiefmütterlich bewiesen hatte, denn er war sechsthalb Fuß hoch, gut gewachsen und hatte den schönsten Fuß, den muntersten Blick aus hellen, blauen Augen, und das bestgelockteste röthlich braune Haar, kurz besaß die einnehmendste Gestalt, die sich denken läßt. Möchte er nur diese Stärke und Vorzüge des Cörpers blos zu rühmlichen Thaten genützt, und die Kräfte seines Geistes, die bloß einer beßern Ausbildung in seinen jüngern Jahren bedurft hätten, zu Handlungen gebraucht haben, die auf die Erreichung seiner eigenen Wohlfahrt, so wie auf die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen abzweckten!

 VIII. Pi-

VIII.

Piquenot *)

zu Cherbourg als Räuber 1789. gehängt.

Bey einem 1789. entstandenen Auflaufe in der Stadt Cherbourg, ward das Eigenthum verschiedener würdiger Bürger, eine Beute der Grausamkeit und Raubgier eines zügellosen Pöbels. Unter den Geplünderten war auch ein gewißer Kaufmann, de Lamprey, der sich damals auf einer Geschäftsreise in England befand. Man versicherte sich indeßen der Rädelsführer bald darauf, es ward ein eigener Bote dem Herrn de Lamprey nachgesandt, und dieser kam eben des Abends vor der Hinrichtung der Aufrührer wieder nach Hause.

Er fand die Einwohner unter den Waffen, begab sich nach dem Gefängniß, und ward angewiesen, die Mißethäter bewachen zu helfen. Wie erstaunte er, unter diesen verschiedene anzutreffen; denen er vormahls Arbeit und Brod gegeben hatte! Vertraulich fragte ihn einer aus diesen, wie er sich befinde? Piquenot hieß dieser Bube, der beym Aufruhre alle mögliche Nachsuchungen angestellt hatte,

*) Aus Beuekens Jahrbuche für die Menschheit, II. Bandes drittem Stücke. 1790. pag. 268. ꝛc. 278. gezogen.

hatte, den Herrn de Lamprey aufzufinden, um das Vergnügen zu haben, ihm den Kopf abzuschlagen.

Herr de Lamprey konnte es nicht glauben, daß ein Mensch so entsetzlich undankbar gegen einen andern seyn könne, der sein Wohlthäter gewesen war, und befragte ihn selbst: ob die Beschuldigung gegründet sey? Ganz kaltblütig erwiederte der Schurke: "Hätte ich Sie damals aufgefunden, so wäre ich allerdings wohl so neugierig gewesen, einmahl zu sehen, wie Sie wohl ohne Kopf aussähen; vielleicht hätt' ich's schon des andern Tags bereut. — Doch geschehen ist geschehen, und morgen muß ich sterben. Liegt etwas dran, ob ich an einem Fieber sterbe, oder gehangen werde? Mir ist es gleichgültig, wenn ich sterben muß. Aber ich hoffe, Herr de Lamprey, Sie werden mir etwas schenken, daß ich einmal trinken kann, dann mögen Sie meinetwegen mit mir machen, was Sie wollen."

Des andern Morgens war dem Piquenot und einem seiner Mitschuldigen unmittelbar vor der Execution das Urtheil vorgelesen, und ein Geistlicher erschien, sie zum Tode vorzubereiten. Der halsstarrige Bösewicht schwur: er würde nicht eher beichten, bis er zwey Maas Wein im Leibe habe. Ein Mitleidiger gab ihm den Wein. Als er diesen trank, sprach er spöttisch zum Geistlichen: "ich danke Ihnen für diesen herrlichen Schluck; was aber ihre frommen Ermahnungen betrift, so können

Sie Sich Zeit und Mühe ersparen; für mich ist das alles Unsinn." Guter Freund! gab der Geistliche zur Antwort, denkt doch ein wenig über eure Lage nach, und wohin ihr im Begriffe steht, zu gehen; die Ewigkeit ist gerade vor euch. "O, versetzte der Bube, das weiß ich recht gut, und Sie sind Schuld daran; aber wir werden uns schon einmal wieder treffen, und dann denk ich mit Ihnen abzurechnen."

Als er sich so weigerte zu beichten, riß ihn der Polizeybediente aus dem Gefängniße, und der Nachrichter fragte ihn nach herbeygebrachtem Schlendrian: ob er seinen Richtern und Zeugen verzeihe: "Ja, gab Piquenot zur Antwort, ich verzeihe Ihnen und euch, Herr Knochenhauer, denn mein Herz ist beßer, als das Eurige." Darauf verlangte er, daß ihm seine Sentenz nochmahl vorgelesen werden müßte, denn das zu fordern, sey er berechtigt, da er gehangen werden solle.

Auf dem Wege vom Gefängniße zum Richtplatze betrug er sich mit äußerster Gleichgültigkeit, nahm freundlich Abschied von seinen Bekannten, vor denen er vorüberkam, und sagte ihnen, daß er sie nie wieder sehen würde. Als er bemerkte, daß sein Camerad über sein nahes Schicksal sehr bewegt war, that er, was er konnte, ihn zu zerstreuen, bat ihn, nicht darauf zu achten, was der Pfaffe sage: — "Johann, es ist alles Unsinn! das Evangelium hilft nicht wider ein hänfenes Halsband; du mußt sowohl baumeln als ich."

Sein

Sein Camerad ward zuerst gehangen, und der Geistliche gab sich noch immer Mühe, Piquenot zu bewegen; dieser aber kehrte ihm den Rücken zu, und als er den sterbenden Gehenkten zappeln sah, rief er: "Was der Pursche da für Grimaßen macht! Herr! meynt ihr, daß ich mich auch so kindisch gebährden werde?" Einen Augenblik darauf berührte ihm der Zappelnde mit einem Fuße die Schulter. Piquenot rief ihm lachend zu: "Bist du denn mit deinem Männchenmachen noch nicht fertig?"

Er bestand darauf mit einem seiner Bekannten noch einmahl trinken zu wollen, ehe er die Leiter bestiege, aber man schlugs ihm ab. "Gut, sprach er, ihr wollt mich hängen, hängt nur zu, aber ehe ich sterbe, will ich schon für einen andern Leckerbißen sorgen."

Als er die Leiter hinaufstieg, schrie er auf jeder Stufe um einen Trunk, und als er merkte, daß er nun abgestoßen werden sollte, sagte er: "Wenn ich keinen Schnaps haben kann, Herr Halsschnürer, so muß ich ein Schmäckchen von dir haben, ehe ich abfahre. —" Darauf biß er den Meister Mathies in den Arm — und ward für ewig vom Stapel gelaßen.

IX.

Matthias Klostermayer, *)

oder der sogenannte Bayrische Hiesel, Anführer einer Wildschützenbande zu Dillingen 1771. gerädert.

Da ein großer Theil von Schwaben und Bayern durch diesen listigen und muthwilligen Bösewicht, der bey treuer Anwendung seiner ganz guten Naturgaben, allerdings ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft hätte abgeben können, mehrere Jahre lang ungemein beunruhigt wurde, und der sich wirklich durch Trotz und Frechheit vor andern ähnlichen Verbrechern gar merklich auszeichnete, so wird vielleicht ein kurzer Auszug aus einer von seinem Leben und Ende im Druck erschienenen weitläufigen actenmäßigen Geschichte, hier in dieser Sammlung nicht am unrechten Orte stehen.

Sein

*) S. Leben und Ende des berüchtigten Anführers einer Wildschützenbande, Matthias Klostermayers, oder des sogenannten bayrischen Hiesels, aus gerichtlichen Urkunden gezogen, mit Kupfern. Augsp. Frankf. und Leipz. 1772. 8vo. und Thaten und Feinheiten renomirter Kraft- und Kniffgenies. Zweyt. Band, Berlin 1791. von S. 141-334.

Sein Geburtsort war der in Bayern liegende, zum Landgerichte Friedberg gehörige Hofmarkt Küßing, an welchem er im Jahre 1738. die Welt erblickte. Sein Vater, deßen Haus man nach alter Bauerngewohnheit zum Brentan hieß, war ein armer Hirte, der ihm eine, nach seinen geringen Umständen ganz gute Erziehung gab und ihn nicht nur in die Schule schickte, sondern ihn auch zu Hause zur Arbeit, besonders aber zum Spinnen fleißig anhielt. Als er erwachsen war, half er seinem Vater beym Viehhüten, blieb bey ihm bis in sein sechzehntes Jahr, und betrug sich, einige Proben seines jugendlichen Leichtsinns ausgenommen, während dieser Zeit ganz gut. Vom siebzehnten bis zum neunzehnten Lebensjahre diente er zu Mergenthau, einem, den Jesuiten gehörigen Schloße, und führte zwar einen freyen Lebenswandel, zog sich aber doch keineswegs durch schlimme Streiche Verweise seiner Herrschaft zu. Selbst auch bey seinem nachherigen Dienste in einem Bauernhause seines Geburtsortes, ließ er noch keine Spuren eines boshaften Gemüthes von sich blicken, wohl aber Merkmale eines muntern und aufgeweckten Naturells, vermöge deßen sich, nach seinem eigenen Geständniße, eine Neigung zum Wildschießen bey ihm nach und nach einschlich, der er auch, wiewohl jederzeit in Begleitung des Küßinger Jägers, nachhieng, wodurch er sich wirklich ganz unvermerkt eine ziemliche Fertigkeit und Gewißheit im Schießen erwarb. Zuweilen wagte ers, auch allein die Wildbahn zu betreten, und da es ihm an Gelegenheit nicht fehlte, sein

geschoß-

geschoßenes Wildpret heimlich zu verkaufen, und sich dadurch einen ganz beträchtlichen Gewinn zu verschaffen, so feuerte ihn dies nur noch mehr an, seine Lieblingsneigung immer häufiger und kühner zu befriedigen.

Als er diese Lebensart, ohne ertappt zu werden, ohngefähr fünf Jahre lang getrieben hatte, und während dieser Zeit, bey den im Landgerichte Friedberg öfters angestellten Auswahlen der zur Militz tauglichen Bauernjugend, durch blindes Glück des Looses, eilfmahl aus der Besorgniß, Soldat zu werden, gerißen worden war, so fügte sich's, daß er im Jahre 1761. ohne erst zum Loos gezogen zu werden, von einer Werbung weggenommen wurde. Da er merkte, daß ihm alle seine Beredsamkeit, oder gewaltsame Widersetzung hiebey nichts helfen würde, so nahm er seine Zuflucht zur List, stellte sich ganz heiter, ward mit den Werbern ganz vertraulich, ließ sich gutwillig nach Friedberg bringen, wo er unter die Neugeworbenen gestoßen wurde, und wartete so einen bequemen Zeitpunkt zur Flucht ab, der ihm auch gar bald erschien. Er entwischte nemlich kurz darauf den gegen ihn besonders gutherzigen Werbern, als sie beym Trunke weniger auf ihn Acht gaben, entkam durchs Stadtthor, eilte, um über den Lech nach Schwaben zu flüchten, war eben an diesem Fluße, als ihn die nachjagenden Werber beynahe einholten, wagte sich, weil kein anderes Rettungsmittel für ihn übrig war, als von Kindheit auf geübter Schwimmer, durch den, wegen

gen seiner Untiefen und verborgenen Gründe, sonst sehr gefährlichen Strom, erreichte glücklich das jenseitige Ufer und langte nach verschiedenen Umwegen zu Appertshausen an. Hier fand er zwar erwünschte Sicherheit, fiel aber kurz darauf in eine durch seine beschwerliche Flucht veranlaßte gefährliche Krankheit, bey der er würde haben verschmachten müßen, wenn sich nicht sein Wirth, der ihn gleich Anfangs beherbergte, über ihn erbarmt, und ihn, der nicht mehr als 7. Kr. damahls besaß, drey Wochen lang unentgeldlich verpflegt hätte.

Während dieses seines Krankenlagers gerieth er mit einem berüchtigten Wildschützen, Xaverius Bobinger, der schon viele Jahre lang die Wälder in Schwaben durchstrichen hatte, in Bekanntschaft, und verband sich, aus Noth sowohl, als aus Neigung, mit ihm, so bald er nur völlig genesen war. Da jedoch seine Geschäfte unter diesem Anführer bloß im Treiben, Wildprettragen und andern ähnlichen Verrichtungen bestunden, deren er als geübter Schütze bald überdrüßig wurde, auch sein geiziger Herr ihm seine Dienste nur ganz schlecht bezahlte, so trennte er sich bald von ihm und fand kurz darauf Gelegenheit in eine solche Wildschützenbande eintreten zu können, in welcher man das erlegte Wildpret zu gleichen Theilen vertheilte. Mit dieser Gesellschaft durchstrich Klostermayer die meisten Waldungen von Schwaben und Bayern, eben so vermeßen als glücklich, bis er im Jahre 1765. als ein Streifcommando auf dem Lechfeld

seiner

seiner Bande nachstrebte, ertappt, und nebst einem seiner Cameraden, zuerst nach Landsberg in die Frohnveste, und nachher auf 3 Vierteljahr ins Zuchthaus nach München gesezt wurde.

Statt durch diese Züchtigung gebeßert worden zu seyn, sammelte er gleich nach seiner Loslaßung auf dem Rückwege von München eine sich ihm darbietende Anzahl handfester Wagehälse, stellte sich an ihre Spitze und durchstrich nun mit mehrerer Kühnheit als zuvor, die Wälder. Dieß machte, daß er durch ganz Bayern berüchtigt wurde, daß jedermann schon vor Hiesels Namen erschrak, und demjenigen eine große Belohnung versprochen wurde, der ihn zur Bestrafung ausliefern würde.

Hiesel hatte also nun genug zu thun, den Schlingen zu entgehen, die ihm gelegt wurden, die er aber stets mit vieler Schlauheit vermied. So hatte er gehört, daß der Müller auf der, eine Stunde von Mahringen entfernten Ottomühl, das Projekt gemacht habe, ihn in seine Hände zu bekommen, und daß er zu dieser Absicht sich einen außerordentlich großen Fanghund gezogen habe. Dieß war genug, Hieseln auf den Gedanken zu bringen, nicht nur diesen Entwurf zu vereiteln, sondern sich auch in den Besitz dieses Hundes selbst zu setzen, weil er glaubte, ein solches Thier könne ihm bey seinen Streifereyen sehr nützen.

Hiesel wußte, daß ihn der Müller nicht persönlich kenne, auch so verschlagen eben nicht seye,

er

er gieng also zu ihm, gab sich, seines grünen Kleides ohngeachtet, für einen Mühlknecht aus und bat um Dienste. Da ihm dieß abgeschlagen wurde, so bat er, ihm doch wenigstens etwas zu eßen zu verschaffen. Dieß geschah, und der Müller sezte sich selbst zu diesem seinem Gast, der sichs recht gut schmeken ließ, und unterhielt sich mit ihm. Nach einigen Erzählungen lenkte der Gast das Gespräch auf den berüchtigten Hiesel, versicherte mit ihm genau bekannt zu seyn, schilderte seine List und Kühnheit als ganz einzig in ihrer Art, und machte zulezt des Rühmens von ihm so viel, daß der Müller im größten Unwillen losbrach, er mache sich für seine Person nichts aus Hieseln, ja getraue sich sogar, mit Hülfe seines, eben zu diesem Endzwecke abgerichteten grossen Hundes, diesen so schädlichen Störer der öffentlichen Sicherheit in seine Gewalt zu bekommen.

Hiesel stellte sich hierüber ganz erstaunt, und drang nun ernstlich in den Müller, ihm doch diesen so gerühmten Wunderhund zu zeigen. Nach langer Weigerung und erst durch die Lobsprüche, die sein verstellter Mühlknecht dem Herrn so wie dem Hund ertheilte, kirre gemacht, willfahrte er ihm, und holte das große Thier aus dem Stalle, wo es immer wegen seiner Bißigkeit eingesperrt war, herbey. Kaum war dieser Hund, der eine starke Schnauze, feurige Augen, große Pfoten, außerordentliche Kräfte, und die Größe eines ziemlichen Kalbs hatte, und bräunlich und schwarz gesprengt war — in die Stube gekommen, als er sogleich zu murren anfieng und

die

die Zähne auf den verstellten Mühlknecht blöckte. Ob nun gleich der Müller seinen Gast vor diesem Hunde warnte, und diesen wieder entfernen wollte, so war es doch zu spät. Das wütende Thier stürzte sich pfeilschnell auf Hieseln, riß an ihm und drohte, alles Schlagens seines Herrn und alles Wehrens auf Seiten des Hiesels ohngeachtet, diesen leztern zu Boden zu werfen und zu zerfleischen, so daß der Müller in großer Angst kein Rettungsmittel wußte als dieß, den Hund erschießen zu müßen.

Hiesel jedoch verlohr den Muth nicht, sondern besaß so viel Stärke und Geistesgegenwart, daß er den Hund nicht nur immer von sich abzuhalten, sondern ihm auch die Faust in den offnen Rachen hineinzustecken wußte. Als dieß geschehen war, und der Hund in Gefahr zu ersticken sich befand, riß ihn Hiesel mit leichter Mühe zu Boden, band ihn mit einem Strick, den er in der Absicht mitgebracht hatte, und trug ihn so aus der Stube durch den Hof in einen nahgelegenen Wald, wo er ihn einem schon auflauernden Wildschützen übergab, indeß der Müller noch immer, staunend mit großen Augen und offnem Munde, dastand. Hiesel schickte hierauf einen seiner Leute an den Müller, der ihm sagen mußte: er habe heute den bayrischen Hiesel zum erstenmahl, seinen Hund aber zum leztenmahl gesehen.

So wenig freundschaftlich auch die Art war, mit der Hiesel und der Hund ihre erste Bekanntschaft gemacht hatten, so vertraute Freunde wurden

sie doch in kurzem. Der Hund selbst war seinem neuen Herrn in der Folge sehr nützlich, ja fast unentbehrlich und verstand die kleinsten Augenwinke deßelbigen. So lang sein Herr sicher war, lag er ruhig zu deßen Füßen, oder auf dem Tische in den Schenken, doch rollten seine großen Augen immer umher, und spürten alle Feinde des Haufens, den er deckte, auf; und eben dieß, daß er selbst unter einer großen Menge Menschen gerade diejenigen zu unterscheiden wußte, von denen Hiesel Nachstellungen zu befürchten hatte, machte, daß einige abergläubische alte Mütterchen im Wahn stunden, Satanas selbst habe seine Wohnung in diesem bezauberten Thiere aufgeschlagen.

Während seiner dreyvierteljährigen Gefangenschaft hatte Hiesel einen unversöhnlichen Haß auf die Jäger und Gerichtsdiener geworfen, und in der Folge befriedigte er an ihnen diese seine Nachsucht, so oft er nur konnte. Das erste unglückliche Opfer derselben war der Jägerssohn, zu Tannhausen, Franz Joseph Bauer. Als er diesen Unglücklichen, nebst seinem jüngern Bruder zur Abendszeit antraf, wie er eben die Vogelgerichter besichtigte, so befahl er ihm noch in der Ferne unter schreklichen Bedrohungen, stille zu stehen, und hezte, weil er entfliehen wollte, seinen großen Fanghund auf ihn, der ihn erhaschte, zu Boden riß und so lang hielt, bis Hiesel nebst seinen 4. Cameraden ankam. Bey einer Stunde lang wurde dieser Jägerspursch geängstigt, durch Schläge und Rippen-

stöße

stöße mishandelt, seiner Flinte, Hirschfängers und Pulverhorns beraubt, und zulezt unter Flüchen und Drohungen, in Zukunft nebst andern ja keinen Streifzug wider sie zu wagen, entlaßen.

Bald nach dieser gelungenen Frevelthat zog Hiesel nebst seiner Bande in die Waldungen der vorder-Oestreichischen Lande, und obgleich die Jäger und Forstknechte die schärfsten obrigkeitlichen Befehle hatten, sie zu verfolgen, so richteten sie doch, wegen des kalten Winters und wegen der heimlichen Unterstützung, Beherbergung und Warnung, die der mit dem Wild unzufriedene dasige Landmann ihm und seiner Gesellschaft gab, wenig aus. Gleich im Frühjahre 1767. zog er und sein Anhang in die Wälder, machte alle Gehölze um Augsburg her unsicher, wurde aber auch von Jägern und Soldaten überall verfolgt. Der erste Angriff auf ihn geschahe in dem sogenannten **Münsterkau** des **Waldbergerwaldes**. Hiesel war nur sechs Mann stark, die streifende Parthey hingegen viel zahlreicher, daher zog er sich denn weislich zurück, ob er gleich so vermeßen war, hinter einen Baumstamm gelehnt, auf den ihn, in der Hitze zu weit nachfolgenden Sohn des Jägers zu **Waldberg** sein gezogenes Rohr los zu brennen und ihn dadurch zu lehren, ein andersmahl klüger zu seyn.

Weil einer aus Hiesels Bande bey diesem Rückzuge das Unglück hatte, vom Streifcommando erhascht zu werden, so wurde Rache dafür zu üben, beschloßen, und da Hiesel glaubte, daß der Meßner

zu

zu Steinenkirch, Eucharius Layd, ihn und seinen Anhang an die Jäger verrathen habe, so wurde gleich Tags darauf sein Haus besezt, er selbst aber nebst einigen trat unter gräulichen Flüchen hinein. Als ihm die erschrockenen Kinder unter vielen Thränen versicherten, ihr Vater wäre mit dem Jäger ausgegangen, so schlug er alle Fenster ein. Nun kam die hochschwangere Meßnerin herbey und bat knieend um das Leben ihres Mannes; doch der Racheathmende Hiesel sezte ihr das aufgezogene Gewehr vor die Brust, und drückte solches unter den heftigsten Bedrohungen, ihren Mann unfehlbar zu erschießen, zweymahl los. Diese fast unvermeidlich scheinende Todesgefahr verdoppelte das Jammern und Klagen des Weibes und der Kinder, worüber Hiesel lachte, und sie noch beßer zu beten ermahnte, weil der jüngste Tag eben kommen werde. Hierauf entfernte sich dieser Wüterich aus dem, zum Theil zerstörten und mit Angst erfüllten Hause, und eilte wieder den Churbayerischen Gehölzen zu.

Weil Hiesel theils aus eigener Erfahrung, theils aus den Nachrichten ihm treuer Landleute, wußte, daß überall Soldaten und Jäger wider ihn aufgeboten waren, so verpflichtete er seinen Anhang zur festesten Treue und Herzhaftigkeit, und drohete, jeden, der in Gefahren weichen würde, zu erschiessen. Alle gelobten ihm Gehorsam, Muth und Treue an, und nun zog er mit verdoppelter Kühnheit aus, ja eilte sogar den streifenden Partheyen höchst verwegen entgegen.

Die erste von diesen Partheyen bestand aus Türkheimischen Jägern, welche die 8. Mann starke Hieselische Bande in der Waldung ohnweit Simnach antrafen. Zween Wildschützen trugen eben einen geschoßenen Hirschen in einen Busch, um ihn da zu verstecken und lagerten sich sodann nebst den übrigen, um ein von Hiesel und zween andern aus dem nahegelegenen Dorfe herbeygebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Als die laurenden Jäger den Hiesel und seine Cameraden gegen den Wald zu hergehen sahen, befahlen sie ihnen sogleich still zu stehen. Da nun zween von ihnen, statt der Antwort, auf die Jäger schoßen, so rannten sogleich die übrigen Wildschützen zur Hülfe herbey, es fielen über 30. Schüße, durch die jedoch nur ein Jäger verwundet wurde, und Hiesels Bube, Andreas Mayer wurde gefangen genommen, in der Folge aber auf 3. Vierteljahre nach München ins Zuchthaus gesezt.

Hiesel zog hierauf mit seinem Haufen in die Münsterhausischen Förste herab, entfernte sich aber bald wieder, weil von dem dortigen Jäger eine Streifung wider ihn veranstaltet wurde. Als kurz nachher Hiesel nebst 8. Gehülfen die beeden Münsterhausischen Jäger in der Gegend des Tirolerhofs antraf, so umringte er sie, und befahl den übrigen Wildschützen, sie mit den Gewehrkolben zu Boden zu schlagen, sie bis auf den Tod zu ängstigen, und ihnen zulezt das Seitengewehr zu nehmen, das auch geschahe. Nach schrecklichen Mishandlungen wurden

wurden sie unter fürchterlichen Drohungen des Todes, wenn sie ihnen in Zukunft wieder was in den Weg legen würden, entlaßen.

Die Wildschützenbande Hiesels erhielt immer neuen Zuwachs und deswegen wurde sie auch von Tag zu Tag vermeßener. Hiesel befand sich im Jahre 1768. nebst einem Theil seiner Rotte im Wirthshause zu Schnerzhofen, als eben der Jäger zu Wald, Leonhard Schenk, dem er gehäßig war, vorbey gieng. Als dieser auf Hiesels Einladung, einen Trunk zu thun, sich zu kommen weigerte, so hohlten ihn zween Wildschützen mit bloßen Hirschfängern und gespannten Gewehren in die Schenke. Bey seinem Eintritte in die Stube ward ihm sogleich der Tod angekündiget, und nachher bald das Rohr auf die Brust gesezt, bald der Hirschfänger, mit der Drohung ihm den Kopf zu spalten, gezogen. Endlich trat Hiesel einige Schritte zurück, schlug sein Gewehr an und drohte ihm die Nase aus dem Gesicht zu schießen, damit er den übrigen Wildschützen kenntbar würde, und ließ ihn zulezt nach ausgestandener Todesangst und erlittenen vielen Stößen und Schlägen los, mit der Versicherung, seine Hütte solle ihm bey der geringsten fernern Beleidigung, über den Kopf angezündet werden.

Noch ärger und grausamer war folgende That des Hiesels und seiner Rotte, die er im December 1768. verübte. Der falsche Argwohn, daß der

Pachter auf dem Hauserhofe, Joseph Lahner, bey einer vorherigen Streifung einen von ihnen erschoßen habe, rückte Hiesel mit 14. Cameraden auf seinen Hof los, umringte sogleich den Stadel, wo man eben drasch, trat hinein, und bot sich nebst seinen Leuten an, mitdreschen zu wollen. Als sichs der erbleichende Bauer verbat, gab Hiesel Befehl, selbigen zu dreschen. Sogleich schlug ihn einer zu Boden, daß er ohne Sinnen lag, und als er sich wieder besann, haueten alle zugleich mit bloßen Hirschfängern auf ihn los, ja wo sich nur der Unglückliche hinkehrte, um zu entfliehen, bekam er Stöße von Flinten und Hiebe von Gewehren. Einer von diesen leztern verwundete ihn so gefährlich am Kopfe, daß er ohnmächtig zur Erden stürzte, worauf ihn Hiesels Bande im Blute liegen ließ, und sich entfernte. Der Mishandelte kam zwar nach langwieriger Cur mit dem Leben davon, blieb aber ein elender Krüppel.

Bald nachher war Hiesel in der augenscheinlichsten Gefahr, von einer Fuggerisch-Kirchbergischen Streifparthey aufgehoben zu werden, als er, nebst einigen aus seiner Bande, auf den Krauthöfen übernachtete. Der Mayerhof war umringt ehe es Hiesel gewahr wurde, und alle Ausgänge besezt, daher denn Hiesel in großer Verlegenheit war, als man ihm befahl sich ohne weitere Gegenwehr zu ergeben. Er that als wäre er hiezu geneigt, und bat bloß, sich zuvor ankleiden zu dürfen, allein in der That nüzte er blos diese kurze

Frist,

Frist, um einen Ausfall durch die Hinterthür zu wagen. Hiesel öfnete diese Thür, und schlich mit seinen 3. Cameraden hinaus, doch nun gaben die auf diesem Posten gestandenen Jäger Feuer, und trafen würklich einen Wildschützen durch die Brust, der sogleich todt zur Erde stürzte. Zween Jäger warfen hierauf ihr Gewehr von sich, und wollten die verwundeten Flüchtlinge mit dem Hirschfänger in der Faust einhohlen, allein Hiesel wandte sich auf einmal, und schoß nach dem einen dieser Jäger so gewiß, daß er augenblicklich todt zur Erde fiel, ja in dem nemlichen Augenblick traf auch den andern Jäger ein gleichfalls tödtlicher Schuß von Hiesels Cameraden, so daß Hiesel und seine Gehülfen Zeit genug hatten, das Gehölze zu erreichen, frisch zu laden, und weiter zu fliehen, denn das Streifcommando, das izt zween aus ihrem Mittel im Blute schwimmend und einen bereits entseelt, den andern noch röchelnd, fand, stellte das weitere Verfolgen ein, und trug die erschoßenen ins Haus. Unter dieser ihrer Beschäftigung gelang es sogar dem noch im Keller zurückgebliebenen Wildschützen, sich durch die Flucht zu retten.

Hiesel war zwar verwundet, aber nicht gefährlich, und statt durch die überstandene Gefahr gebeßert worden zu seyn, sann er vielmehr in der Folge auf neue Rache. Diese mußte auch wirklich bald nachher der Bischöflich Augsburgische Forstmeister Hasel und deßen Jägerknecht im Frankenhoferwalde fühlen, den Hiesel und seine 12. Mann

 starke

starke Rotte schlugen, mit auf die Brust gesezten Gewehren, und Hirschfänger bis zum Tod ängsteten, mit den Füßen auf ihm herum sprangen, und ihn nach Beraubung des Gewehrs, nebst seinem Bedienten halb todt liegen ließen. Gleich nachher mishandelte diese Bande zween Bauern von denen sie verrathen worden zu seyn glaubte, und den Richartshauser Jäger, **Anton Möselen**, auf die nemliche grausame Art, und zog sodann gegen die Churbayrische Stadt **Wertingen** herab, wo die Gränzen verschiedener Herrschaften zusammenstoßen, und also eine schleunige Flucht von einem Gebiet ins andre, leicht möglich war.

Einige Zeit nachher kehrte Hiesel nebst einem großen Theil seiner Rotte in der Grafschaft Burgau ohnweit Binswangen im Zollhause ein, war aber bald verrathen, und wurde von einer kaiserlichen Soldatenstreife aufgesucht. Er erfuhr solches noch vorher, wußte sogar die Anzahl seiner Verfolger, und glaubte, daß er mit den Seinigen dieser Mannschaft gar wohl gewachsen seyn würde. Er rückte also wohlbewäfnet derselben im Dorfe entgegen, ließ sogleich Feuer auf sie geben, und da sie sich hierauf ins Schloß zurück zog, hatte er sogar den tollkühnen Vorsatz, sie im Schloße anzugreifen, wovon ihn jedoch einige seiner Freunde zurück hielten. Doch mußte sich nachher der Burgauische Zollner zu Binswangen, der diesen Ausfall wider ihn veranlaßt hatte, desto schrecklicher dafür ängstigen, durch Schläge mishandeln, und sein Haus verwüsten laßen.

In

In der Folge übte Hiesel nebst 4. Gehülfen zu Ettenbayren an einem ihm verhaßten Jäger von Schönenberg, Wolfgang Mögele die frechsten Frevelthaten aus. Er traf selbigen im dasigen Wirthshause an, bot ihm einen Trunk, und als er selbigen ausschlug, so wurden zuerst alle übrige Gäste mit bloßen Seitengewehren aus der Stube getrieben, alsdann aber giengs über den unglücklichen Jäger los. Hiesel selbst trat, in der Linken seine gespannte Kugelbüchse und in der Rechten den bloßen Hirschfänger haltend, zu ihm hin, und gab ihm mit selbigem gleich Anfangs 7. Hiebe wovon drey in den Kopf und vier in den Arm giengen. Alsdann hetzte er seinen Fanghund auf den ohne dieß schon verwundeten Jäger, der ihn durch mehrere grimmige Biße so erbärmlich zerfleischte, daß er nachher lebenslang lahm blieb. Hierauf wurde er auf Hiesels Befehl in die Küche geschleift und von deßen Gehülfen aufs neue mishandelt. Diese leztern würden ihn völlig umgebracht haben, wenn nicht ein zum Todtschwachen herbeygerufener Geistlicher durch Bitten und Vorstellungen Hieseln bewogen hätte, daß er seiner Rotte weitere Gewaltthätigkeiten zu üben verbot.

Am 14. Sept. 1769. befand sich Hiesel im Wirthshause zu Breitenthál, um sich nebst seinen Leuten auf so viele mühevoll überstandene Gefahren was zu Gute zu thun. Als man diesen seinen Aufenthalt erfuhr, wurde ein Roggenburgisches Streifcommando wider ihn ausgeschickt, wovon er

jedoch durch seine getreuen Anhänger die schleunigste Nachricht erhielt. Statt zu entfliehen, postirte er sich vielmehr mit seinem Haufen auf dem Platze vor dem Wirthshause und war fest entschloßen die heranrückende Mannschaft mit einer allgemeinen Salve zu bewillkommen. Da sich jedoch diese in den nächstgelegenen Baurenhof begab und ihm folglich das offne Feld räumte, so verfolgte sie Hiesel nebst den Seinigen mit größtem Ungestümm, bekam einen Corporal von ihnen zum Gefangenen, den er wider alle Billigkeit selbst prügelte und mit dem Hirschfänger verwundete, um nach seinem Vorgeben zu erfahren, ob seine Vestigkeit aufgelösset werden könnte, und trieb die übrigen in die Flucht.

Stolz über diesen Sieg, blieb Hiesel nebst seiner Rotte nicht nur denselben Tag noch im Wirthshause, sondern zog sogar nebst vieren von seinen Leuten nach Roggenburg selber; forderte, gleich einem auf Execution ausgeschickten Officiere, vom Wirthe ein Mittagmal, und als dieser ein herrschaftliches Verbot vorschüzte, so spottete er über diesen Befehl und versicherte, daß er die Küchen- und Kellerschlüßel schon selbst finden wolle. Als hierauf ein oberamtlicher Befehl ankam, sich sogleich aus dem Wirthshause und ganzen Ort zu entfernen, so verspottete Hiesel den deshalben an ihn geschickten Boten noch mehr, schlug zum Beweiß seiner Verachtung der Ortsobrigkeit, sein Gewehr auf die unterm Thor stehende Schildwacht an, mit der Drohung Feuer zu geben, wenn nicht sogleich der Posten verlaßen

verlaßen würde, und trozte, man solle nur keck das ganze Contingent, zugleich aber auch Wägen die Verwundeten und Todten wegzufahren schicken, wenn dieß verjagt seye, wolle er mit seinen Leuten ins Closter fallen, und den Reichsprälaten in seinem eigenen Zimmer erschießen.

Durch diese und andere glücklich abgelaufene Frevelthaten mehr verbreitete er überall Furcht und Schrecken, und da sich fast niemand zum Streifen wider ihn gebrauchen laßen wollte, oder doch wenigstens die wider ihn ausgeschickten, bey seiner Annäherung bebten, auch wohl vor ihm wichen, ja, da er fast von allen Nachstellungen sichere und zeitige Nachrichten bekam, so gelang es ihm, seinen Muthwillen fast in ganz Schwaben ungehindert ausüben zu können. So sezte er sich gleich im Anfange 1770. der nach ihm ausgeschickten Streifparthey im Markt Buchloe äußerst vermeßen entgegen, erwartete sie auf der Straße gegen das dasige Zuchthaus zu, mit seinen Leuten postirt, empfieng sie mit einer allgemeinen Salve, wovon sogleich zwey Mann tödtlich verwundet niederstürzten, der Rest des Commando aber die Flucht ergriff, und that zum Zeichen seines Siegs vom erfochtenen Wahlplatz aus ins Zuchthaus und in nahegelegene Wohnungen, verschiedene Schüße.

Bald nachher kam ihm der Amtknecht von Blauhofen, Teisler in dem Weg. Hiesel befahl ihm unter schreklichen Flüchen, still zu stehen, und

da er solches unerschrocken that, so sah er sich augenblicklich von Hiesels Leuten umrungen, die ihm die Spitzen ihrer Hirschfänger auf die Brust sezten, mit den flachen Klingen derselbigen schlugen, und den beißigen Hund auf ihn hezten. Nun griff ihn Hiesel selbst an, und wollte ihn zu Boden werfen, doch der stärkere und im Ringen geübtere Amtknecht packte ihn bey der Brust und schleuderte ihn augenblicklich zu seinen Füßen nieder. Da die Wildschützen dieß sahen, so rächten sie ihren Anführer, und hauten alle auf seinen Besieger los, wodurch sie ihm, unterstüzt von dem sich wieder aufrichtenden Hiesel 3. Wunden über die Arme und eine über die Hand machten, so daß er, zu aller Gegenwehr unfähig, sich würde haben völlig ermorden laßen müßen, wenn nicht noch just zur rechten Zeit, sein Vater nebst mehrern Wasenknechten und Hunden herbeygeeilet wäre und ihn mit genauer Noth noch errettet hätte.

Kurze Zeit darauf am 7. Febr. 1770. begieng Hiesel mit seiner 13. Mann starken Bande neue Frevelthaten in dem Marktflecken Buchloe. Nach thätlichen Beleidigungen eines eben in dem Posthause angekommenen Fremden, zog er und seine Rotte vor das dasige Amthaus, forderte unter Schimpfwörtern die Wache auf, that, weil sich ihm niemand entgegen stellte 5. Schüße ins Amthaus, und entfernte sich sodann aus diesem Orte, um zwischen dem Lech und der Wertach Schrecken zu verbreiten.

Kaum

Kaum war er mit seinem zahlreichen Gefolge in diesen Gegenden angelanget, als man schon Anstalten traf, sich ihm zu widersetzen. Als man in Augsburg erfuhr, daß dieser Haufe Bösewichter sich in dem Dorfe **Pfersen** befinde, so rückte am 7. Merz 1770. ein starkes Soldatencommando wider selbigen aus, und wollte Tags darauf den langen und engen Steg über die **Wertach** bey **Pfersen** besetzen.

Hiesel hatte dieß Streifcommando genau ausgekundschaftet, und konnte selbigem entfliehen, allein er war so kühn mit fünfen von seinen Leuten sich dieser zahlreichen Mannschaft zu widersetzen. Ohne je die Kriegskunst studiert zu haben, gelang es ihm auf die ihm vortheilhafteste Weise seinen Verfolgern zuvor zu kommen, und den Steg selbst zu besetzen. Er postirte sich mit größter Geschicklichkeit bey einer, nur wenige Schritte vom Steg entfernten kleinen Capelle, von welchem Platze aus er den ganzen Steg, auf dem kaum 2. Personen neben einander gehen können, zu bestreichen im Stande war. Alsdann befahl er seinen Leuten nicht zu schiessen, sondern nur immer ihm und einem vorzüglich geübten Schützen, dem Tiroler, stets neugeladene Gewehre zuzulangen. Der Anführer des Streifcommando's wagte sich mit seinen Leuten bey Erblickung des Hiesels und seiner Leute nicht über den Steg, blos 3. Soldaten waren so vermeßen, hinüber zu marschiren. Hiesel höhnte sie und drohte ihnen, da sie aber sich nicht irre machen ließen,

brannte

brannte er nebst seinem Cameraden, um sie zu warnen, los und schoß über sie hin. Als die drey Helden hierauf gleichfalls Feuer gaben, so brannte der Tiroler sein Gewehr los und traf den mittelsten unter diesen 3. Soldaten gerade durchs Herz, daß er todt hinstürzte. Nun kehrte der Anführer des Streifcommando mit seinen Leuten um, und Hiesel zog sich nach kurzem Verweilen auf dem Wahlplatze eben so geschickt als behutsam in die Burgauischen Gehölze zurück.

Unter den vielen neuen Ankömmlingen, durch die seit einiger Zeit Hiesels Bande verstärkt wurde, befand sich auch sein sogenannter Bube, der ihm vorzüglich treue Andreas Mayer, der gleich nach seiner Entlaßung aus dem Zuchthause wieder in seine Arme eilte, ihm äußerst willkommen war, und von der Zeit an noch mehr als zuvor sein vertrautester Freund und Liebling wurde. Er hatte bald nachher Gelegenheit, thätig es zu beweisen, daß er an List und Vermeßenheit Hieseln wenig nachgäbe.

Als dieses Wildschützenheer zu Kellmünz, wo eben Nachkirchweihe war, ankam, so nahm es in dem dasigen Cronen-Wirthshause die Einkehr, und nachdem die Thüre mit Wache besezt war, und einige auf der Gaße postirte auf alles aufmerksam Acht gaben, so machte sich Hiesel so lustig als möglich, tanzte, sof, und begieng mit seinen Leuten die zügellosesten Ausschweifungen. Gleich bey seiner Ankunft versammelte sich fast das ganze Dorf, um diese

diese so vielen Lebensgefahren schon glücklich entgangenen Helden zu sehen, denn die meisten schwäbischen Landleute bewunderten nicht nur Hieseln, sondern hegten sogar eine Art von Zuneigung gegen ihn, wovon theils sein äußerliches gutes Ansehen und der lebhafte Blick seiner unstäten auf allen Seiten herumschweifenden Augen, theils seine und seiner Leute Fertigkeit mit dem Gewehre, theils seine große List, Muth und Geschicklichkeit die geheimen Anschläge sowohl als die gewaltsamen Ueberfälle seiner Verfolger bisher alle zu vereiteln, theils aber auch seine Beredsamkeit Ursache waren, durch welche leztere besonders es ihm gelang, das Bauernvolk zu überreden seine gewaltthätige Widersezlichkeit gegen die Jäger, Gerichtsdiener und Soldaten, wäre bloß erlaubte und rechtmäßige Vertheidigung seines Lebens und seine eigenmächtige Aufräumung des Wildes geschähe zum Besten des Landmannes, damit seine fruchtvollen Felder weniger verheeret würden.

Mit dergleichen Lobpreisungen seiner Thaten unterhielt Hiesel gerade auch auf dieser Kellmünzer Kirchweih das auf ihn zuströmende und mit aufgesperrtem Munde ihm zuhörende Bauernvolk, dessen Staunen sich noch vergrößerte, als sie Augenzeugen waren, wie er zum Beweiß seiner Kunst und Fertigkeit nicht nur einer in der Wirthsstube von ohngefähr auf der Ofenstange sitzenden Henne den Kopf herabschoß, sondern auch seinen getreuen Buben, **Mayer**, mit einem Spiele Karten in der Hand,

Hand, zwanzig Schritte weit auf die Gaße stellete, und solches alsdann mit einer losgeschoßenen Kugel in der Mitte durchlöcherte. Ja die Landleute staunten nicht nur hierüber, sondern beeiferten sich auch, ihm und seinem Anhange sich gefällig zu erweisen und ihn nach Vermögen mit einer freygebigen Beysteuer zu unterstützen. Bald darauf machte ihm die ausgestellte Wache bekannt, daß ein Churbayrischer Reuter vor dem Amthause angekommen wäre, dem bald ein zahlreiches Commando nachfolgen würde, weshalben sich denn Hiesel mit den Seinigen in Bereitschaft sezte, alle zum standhaftesten Kampf ermunterte, die Gewehre zu laden befahl, und sie mitten auf dem Platze in Schlachtordnung stellte. Nun rückte die Streifparthey vor das Wirthshaus, in der Meynung daß Hiesel und seine Rotte sich darinnen befände, doch dieser schlug sogleich auf den ersten Mann vom Commando, den er erblickte, seine Flinte an, und stürzte ihn todt nieder. Sein ihm an der Seite stehender Bube, Mayer, brannte gleich nachher auf einen andern Soldaten los, und traf ihn so, daß er seinem Cameraden des andern Tages in die Ewigkeit nachfolgte. Nun wurde auf beeden Seiten fortgefeuert, und obgleich die Wildschützen manchen vom Commando trafen, so hielt es Hiesel doch für rathsamer, sich zurückzuziehen, um so vielmehr, da man zween von seinen Leuten als Gefangene bekam, und den Weg nach Memmingen zu nehmen, unterwegs aber am andern Tag im sogenannten Affenbad seine entronnenen Gehülfen wieder zu sammlen. Ja

weil

weil er merkte, daß alles wider ihn im Harnisch war, so wich er größern Gefahren aus und zog mit seiner verwegenen Bande in die obern Gegenden des Schwabenlandes.

Da sich ihm nun auch in diesem Distrikte, Jäger sowohl als Gerichtsbediente wider ihn wafneten, und ihm und seinen Leuten überall nachstellten, so hatte er bald Gelegenheit mit einzelnen von ihnen Streit anzufangen und sie grausam zu mishandeln. Als Hieseln und vieren seiner Gehülfen der Landvogteyische Revier-Jäger, Bitsch, im Walde zu Gesichte kam, und selbiger ihm entfliehen wollte, so wurde ihm der Weg verrennet, er erhascht, seines Gewehrs beraubt, durch den an ihn gehezten Hund niedergerißen, und gefährlich gebissen, ja als er sich wieder aufrafte und aufs neue die Flucht ergreifen wollte, durch die Hirschfänger mehrerer Wildschützen so sehr verwundet, daß er ohnmächtig umsank, wodurch Hiesel so gerührt wurde, daß er ihm in die Wunden Schießpulver streute, und von seinem eigenen Hemde Stücken zum Verband derselben hergab, und nachher mit seinen Leuten ihn todtschwach verließ. Ein ähnliches Schicksal traf bald nachher den Zollner zu Unterkirchberg, Hildebrand, der Hieseln als er in seinem Garten einige Aepfel abriß, einen Dieb schalt und ihm den Hut nahm. Eine solche Beleidigung konnte Hiesel nicht ungerochen laßen. Er rief daher seine Leute, die alle vor ihm giengen, zurück, verlangte, von ihnen unterstüzt, zuerst seinen Hut zurück, der ihm

sogleich

sogleich unter reuiger Abbitte, mit Zittern und Beben entgegen getragen wurde, ergriff hierauf den Zollner, gab ihn seinem Hunde Preiß, der ihn zu Boden riß, befahl seinen Leuten mit den Flintenschaften ihn abzuprügeln, die es auch unbarmherzig thaten, und schleppte ihn alsdann bey den Haaren bis mitten auf die Ilerbrücke, um ihn da in den tiefen Strom hinabzustürzen und zu ersaufen, wovon ihn jedoch die Bitten seiner Cameraden zurückhielten. Gleichermaßen wurde auch kurz darauf der Landvogteyische Streifer Merk mishandelt, von dem es Hiesel erfahren hatte, daß er auf alle seine Schritte Acht gäbe, um der Landesobrigkeit es anzuzeigen, wie man seine Verhaftnehmung am besten veranstalten könne. Nachdem er den ihm nachstrebenden Hiesel eine geraume Zeit ausgewichen war, so gelang es diesem doch, sich seiner zu bemächtigen. Auf eingezogene Nachricht, daß er sich in einem Beckenhause zu Leutkirch aufhalte, überfiel er ihn in selbigen mit 4. Wildschützen, sezte ihm sein Gewehr auf die Brust und ängstigte ihn bis auf den Tod, gab hierauf seinen Cameraden einen Wink, die mit entblößten Seitengewehren von allen Seiten auf ihn eindrangen und ihm Todesfurcht einjagten, befahl zulezt noch, seinen Fanghund auf ihn zu hetzen, der ihn auch gräulich herumriß und verwundete, ließ hierauf den armen Merk los, und gestattete sich mit seiner Rotte nachher im nemlichen Hause alle nur mögliche Ausschweifungen und Lustbarkeiten. Wenige Tage darauf drang er mit seinen Leuten in das Haus des Gräfl. Wurzachi=

zachischen Jägers, Werzens, zu St. Johann, der ein von Hieseln angeschoßenes Wildkalb gefunden und heimgebracht hatte, sezte die Jägerin, deren Mann zum Glück abwesend war, durch Drohungen und Flüche in Schrecken, forderte das Wild zurück, und da sie selbiges zu besitzen läugnete, so räumte er alle vorhandene Gewehre auf, nahm den an der Thüre angebundenen Schweishund mit, und entfernte sich unter Ankündigung des gewißen Todes in Absicht ihres Mannes, wo er ihn nur erblicken würde. Einem Bauern von Rieden, der, wie Hiesel erfuhr, das äußerst abgeschmackte Project bekannt gemacht hatte, man solle den Aufenthalt der ganzen Bande ausspähen, sodann das Haus untergraben, und mit Pulver in die Luft sprengen, schwur der hierdurch gekränkte Hiesel nicht nur den Tod, sondern zog in sein Dorf, besezte sein Wohnhaus, und da er nach genauester Durchsuchung deßelben, den närrischen Rathgeber nicht fand, so ließ er, alles Bitten und Weinens der Bäurin und ihrer Kinder ohngeachtet, alle Fenster verwüsten, und zog unter der Drohung, ihren Mann überall, wo er anzutreffen wäre, erschießen zu wollen, weiter. Da jedoch der furchtsame Bauer nachher durch mehrere bey Hieseln vieles geltende Personen, Fürbitten bey ihm für sich einlegen ließ, so wurde dieser besänftigt, und ließ dem Bauer Sicherheit und Schonung versprechen, jedoch unter der Bedingung, daß er ihm eine Parthie geschoßenes Wildpret mit seinem Fuhrwerk nach Leutkirch liefern sollte, das dieser auch am folgenden Tage

unter der Bedeckung aller Leute des Hiesels wirklich that.

Kaum hatte Hiesels Rotte zu **Leutkirch** im Wirthshaus den Eintritt gemacht, als derselbigen ein kaiserliches Streifcommando nacheilte, das jedoch selbige nicht daselbst aufzuheben für gut fand, sondern ihren Aufbruch abwarten und sie unterwegs angreifen wollte. Als Hiesel solches erfuhr, brach er mit den Seinigen eiligst auf, wurde aber, als er dem **Wurzachischen** Dorfe **Rieden** zueilte, mit einer starken Musketensalve begrüßet, durch die sein treuer Bube, **Mayer**, stark verwundet wurde, weswegen er sich denn, so geschwind als möglich, aus dem Staub machte und kaum sich Zeit nahm, den Verwundeten in einem, unweit **Memmingen** gelegenen einsamen Häuschen unterzubringen, um ihn daselbst heilen zu laßen.

Durch diese und andere bald darauf ihm zugestoßene unangenehme Begegniße überzeugt, daß er in diesen Gegenden forthin ohne augenscheinliche Lebensgefahr nicht mehr bleiben könnte, zog er auf **Wildenroth** zu, und erreichte, so sehr man auch unterwegs überall auf ihn lauerte, durch seine Freunde treulich zurecht gewiesen, seinen Endzweck glücklich. Hier bot sich ihm bald Gelegenheit dar, seine längst gewohnte Grausamkeit an einem Jägersjungen von **Wildenroth**, der seiner Pflicht gemäß in einem Forste, der **Mühlhart** genannt, auf die Jagd gegangen war, auszuüben. Sein durch 3. Hunde unter-

unterstüzter Haufe war 7. Mann stark, die den ihnen aufgestoßenen, sie angstvoll grüßenden Jüngling sogleich umringten, ihm sein Schieß und Seitengewehr nahmen und ihn nicht nur durch Prügel, sondern auch mit Hülfe der angehezten Hunde so zurichteten, daß er halbtodt und ohnmächtig auf dem Platze bey ihrer nachherigen Entfernung liegen blieb. Dem Ueberreuter zu Wildenroth hatte Hiesel und seine Rotte ein gleiches Schicksal zugedacht, und man eilte also in seine Wohnung. Zum Glück war er abwesend, so daß daher die Tyrannen bloß das Haus plündern und seine Mutter bis auf den Tod ängstigen konnten. Noch ein anderer Wildenrothischer Jägersjunge mußte sich von ihnen bald darauf gleichfalls barbarisch prügeln und alles des Seinigen berauben laßen.

Nach ausgeübter Grausamkeit an diesen Jägerjungen, traf drey Augsburgische, zum Craiscontingent gehörige Soldaten, die Reihe, die Wirkungen der Wuth Hiesels zu empfinden. Diese waren zur Sommerszeit auf dem Lechfelde, beschäftigten sich mit Einsammlung der Feldfrüchte, um dadurch einen Nebenverdienst sich zu verschaffen, und hatten, als damals gerade unbewafnete Leute nichts weniger im Sinne, als dem schnell mit 6. Wildschützen und 2. Hunden heranrückenden Hiesel irgend was in den Weg zu legen. Doch Hiesel packte den einen sogleich wütend an, und hieb mit seinem Hirschfänger auf seinen Rücken und Arme los, eilte sodann zum zweyten, und schlug und verwundete

ihn gleichermaßen, während seine Rotte auf den dritten losstürzte, der 8. Wunden dadurch bekam, die zum Theil sehr gefährlich waren. Zulezt mußten noch die angehezten Hunde diese 3. unglücklichen Kriegsmänner anfallen, und sie durch ihre Biße mishandeln und peinigen.

Zu Ende des Wintermonats 1770. kam Hiesel unter währendem Gottesdienste in das untere Wirthshaus auf dem Lechfeldkirchlein, und traf daselbst nebst noch einem andern, einen kaiserlichen Werbsoldaten an. Wütend, fluchend, und mit gespanntem Hahn, stellte er sich vor diesen an den Tisch hin, drohte ihm den Tod, und bediente sich dabey unter andern dieser Ausdrücke: Alles sey wider ihn, ja Kaiser, König und Papst mache sich, ihn zu verfolgen, auf; allein, wer es auch seye, der ihn angreife, wider den wolle er sich bis auf den lezten Blutstropfen wehren. Er hezte hierauf seinen Hund an den Werber, allein dieser war zu Hiesels größtem Erstaunen, auf keine Art zu bewegen, daß er dem Soldaten einiges Leid zugefügt hätte. Ja er schien bey fortdauernden Reizungen Hiesels eher seinen Herrn, als den Soldaten angreifen zu wollen. Als Hiesel unter diesem Tumulte sein Gewehr auf den Tisch hinlegte, so nüzte dieß der schlaue Werber, und entsprang zur Thüre hinaus. Hiesel, durch das ganz unerwartete Betragen seines Hundes nachdenkend gemacht, eilte nun dem entflohenen Werber nach, bat ihm weinend die ihm zugefügte Beleidigung ab, drang

in ihn, wieder umzukehren, und als derselbige wieder ins Zimmer getreten war, nöthigte er ihm seine Freundschaft auf, und ließ ihm auf seine Kosten Wein vorsetzen.

So gut wie dieser Werber kamen bald nachher zween Irrseeische Soldaten nicht davon, die er zu Retterschwang im Wirthshause ertappte, wo sie im Quartiere lagen. Er drang mit zwölfen von seinen Leuten in die Wirthsstube und sezte sich mit ihnen an den Tisch, auf den sie alle ihre Gewehre vor sich hinlegten. Nach ausgestoßenen Schimpfreden wider das zur Abtey Irrsee gehörige Oberamt, sprang Hiesels Hund, ohne angehezt worden zu seyn, mit einemmahl auf einen von den beeden Soldaten los, packte ihn bey den Schultern, hob ihn etwas in die Höhe, und riß ihn sodann mit großer Gewalt zu Boden. Als der andere Soldat dieß Schicksal seines Cameraden gewahr wurde, so sprang er aus der Stube, ward jedoch von dem ihm nacheilenden Wildschützen sogleich wieder ergriffen, und ins Zimmer zurückgebracht. Hier wurde er nun unter schrecklichen Drohungen bis auf den Tod geängstet, sodann mit Schlägen gleichsam über und über belastet und endlich fiel das Urtheil dahin aus, daß ihm zwar nicht der Kopf, aber doch zum Angedenken und zur Warnung der Haarzopf abgehauen werden solle, ein Urtheil, das man sogleich vollzog.

Nicht lange nachher, als er in einen Bauernhof, dreyzehn Mann stark einfiel, mußte selbiger

seine Wuth empfinden. Weil nemlich die Hauswirthin in selbigem für ihn und seine Leute nicht genug zu eßen zubereitet hatte, so ließ er nicht nur Fenster und Oefen einschlagen, sondern ängstigte auch die arme Bäuerin so lange, bis sie so viel Lebensmittel herbeyschafte, als hinreichte um die hungerigen Freybeuter zu sättigen. Wegen der immern zahlreichen Heere die wider Hieseln von allen Seiten her ausgeschickt wurden, sahe sich dieser — seiner Meynung nach — genöthigt, die Menge seiner Wildschützen täglich vermehren zu müßen. Da nun aber diese immer kostbarer zu erhalten waren, so unternahm Hiesel, von ihnen unterstüzt, auch immer gewaltsamere Angriffe und begieng beträchtliche Räubereyen, die ihn nach und nach immer reifer für die in der Folge seiner wartende fürchterliche Todesstrafe machte.

Von dieser Art war sein Ueberfall des Amtshauses zu Tefertingen, einem unweit Augsburg gelegenen Dorfe, und die Beraubung deßelben, welche alle seine vorher begangene Uebelthaten weit übertraf. Es wurden nemlich am 16. Novemb. 1770. 3. falsche Spieler, ein Sattler, Ortlieb, ein Brauknecht, Sauer, und ein Wirth, Säckler, von dem Amte zu Tefertingen mit Civilarreste belegt. Tags darauf aber fanden Sauer und Ortlieb Gelegenheit zu entwischen. Beede suchten alsdann Hieseln auf, klagten ihm ihre Noth, ließen sich seiner Rotte einverleiben, und baten ihn, das ihnen zugefügte Unrecht zu ahnden. Hiesel nahm sie mit Freuden

auf,

auf, versprach ihnen gänzliche Genugthuung, rückte nachher am 14. Dezember mit 18. bis 20. Mann vor das Amthaus und besezte es auf allen Seiten. Hiesel drang sodann mit einigen gewaltsam in die Amtsstube, wo eben der Schreiber, Sauter, und der Untervoigt Sailer anwesend waren, und zeigte selbigen an, daß er und seine Leute das den Spielern bey ihrer Gefangennehmung abgenommene Geld wieder abhohlen wollten. Gleich zuerst nöthigten sie den Obervoigt unter schrecklichen Drohungen, daß er die beeden Schreibpulte öfnen mußte; worauf sie denn, wie hungerige Wölfe auf selbige fielen, sie durchwühlten und alles darinn gefundene Geld mit räuberischen Händen an sich rißen. Als der Obervoigt hierauf ein drittes Pult, worinn herrschaftliche Gelder lagen, vor ihrer Plünderung durch Zuschließung deßelbigen, sichern wollte, so bekam er von der flachen Klinge eines bloßen Hirschfängers einen so starken Schlag, daß ihm das Blut haufenweiß über die Hand herabfloß. Zu gleicher Zeit umringten ihn und seine schwangere Gattin neun Gefährten Hiesels, mit gezückten Hirschfängern und auf die Brust gesezten Kugelbüchsen unter beständigen Drohungen des augenblicklichsten Todes bey der geringsten Widersetzlichkeit. Wollte also dieser auf den Tod geängstete Beamte sein Leben retten, so mußte er alle, in der Amtsstube sowohl als in dem Wohnzimmer befindliche Schränke, öfnen, woraus sie alles, was nur in ihren Augen einen Werth hatte, raubten. Blos die Heiligenschränke verschonten sie, ob sie gleich aus toller Wuth zuweilen mit

 bloßen

bloßen Hirschfängern auf selbige schlugen. Alles übrige wurde geplündert und sogar aus den Beinkleidern des Obervoigts so wie des Amtknechts, das vorräthige wenige Geld geraubt. Der Schreiber Sauter entgieng zwar dadurch persöhnlichen Beleidigungen, daß er, gleich im Anfang, als der Obervoigt Hieseln mit seiner Rotte in den Amtshof eindringen sah, und solches lautschreyend bekannt machte, sich hinter einen Verschlag in der Amtsstube verkroch, allein er konnte doch alles im Verborgenen hören, und die Furcht, alle Augenblicke entdeckt, hervorgezogen und schrecklich mishandelt zu werden, verursachte ihm beynahe Todesangst.

Ein Henkersschwerdt, das in der Amtsstube, an einer Säule als Antiquität aufgehängt war, rissen sie herab, warfen es auf den Boden und traten es mit Füßen, ohne es jedoch nachher mitzunehmen.

Während dieses Hauptsturmes und der Eroberung des Amthauses, bey der sich der Untervoigt noch zu rechter Zeit in Sicherheit gesezt hatte, war ein Theil der Leute Hiesels abgegangen, um eben diesen Tefertingischen Untervoigt in seinem Wohnhause aufzusuchen. Zweymal drangen sie in selbiges mit entblößten Hirschfängern und ängstigten sein Weib nicht wenig, indem sie selbige befragten, wo der Scherg seye. Sie versicherte ihnen hierauf, daß ihr Mann in der Stadt wäre, und zwar so feyerlich, daß sie ihr zulezt zwar glaubten, aber demohngeachtet

geachtet ins Haus eindrangen, um es auszuplündern. Zu allem Glück kam eben Hiesel aus dem Amthause zurück und befahl sogleich den eindringenden, sie sollten von ihrem Vorhaben abstehen, der arme Teufel hätte ja selber nichts!

Den Schreiber, Sauter, wollten sie beständig haben, um ihn zu maßacriren, wie sie sagten — Donnerworte für ihn in seinem Schlupfwinkel! Nicht minder verlangten sie vom Obervoigt, daß er ihnen den Untervoigt herbey schaffen solle, der jedoch wirklich damahls in der Stadt war. Als sie nun nichts mehr im Amthause zu plündern wußten, so gaben sie dem Obervoigt die ihn sehr bestürzende Nachricht: sie wollten heute noch den Gerichtsvoigt von Kriegshaber auf die nemliche Art überfallen, ja ihn sogar noch ärger mishandeln, und verließen alsdann das Amthaus. Allein kaum waren sie aus selbigem getreten, als Hiesel mit zween Cameraden in die Amtsstube zurückeilte. Hier versicherte er nun, daß er dem Obervoigt noch was anzubringen hätte, dieß nemlich, daß er seinen silberbeschlagenen Hirschfänger und eine alte Flinte noch mit funfzehn Gulden auslösen müßte. Nachdem er zu guter Lezte noch einen Schwall fürchterlicher Drohungen, bey nächster wiederholter Einkehre alles ermorden zu wollen, ausgedonnert hatte, so zog er mit seinem ganzen Haufen ab und brachte einen sehr beträchtlichen Raub mit sich weg, der sich laut eidlich beschworner Außagen über 2000. Gulden belief.

Kaum hatte Hiesel, von seinen Helfershelfern unterstützt, diesen öffentlichen Raub verübt, als er an dem Amtsknechte zu Agawang beinahe eine Mordthat begieng. Dieses unglückliche Schlachtopfer seiner Wuth, ließ er aus dem Wirthshause zu Unternefsrieth, wo er eingekehrt war, durch seine Leute unter dem Vorwande herausholen, daß er einen Wegweiser für sie nach Agawang abgeben solle. Bey jedem Schritte, den er mit ihnen machen mußte, wiederfuhren ihm neue Mishandlungen. Flintenstöße und Hiebe von ihren Hirschfängern wechselten immer mit einander ab. Als zulezt der elende Amtsknecht, der acht Wunden auf dem Kopf hatte, worunter 3. tödtliche waren, dem die linke Hand verstümmelt und zweyer Finger beraubt war, dem sie mehrere Stiche durch beede Füße beygebracht hatten, umsank und der Marter unterlag, so stießen sie ihm die Hirschfänger auch in den Leib, verursachten ihm dadurch in der linken Seite eine tiefe Wunde, urd hörten nur dann erst auf, ihn zu quälen, als zween behaupteten, er seye bereits völlig todt, und im Dorfe dieser Grausamkeiten wegen ein Aufruhr entstand.

Dieß Hinderniß, welches seiner Mordgier von den Bauern des Dorfs verursacht wurde, reizte ihn so sehr wider dieselben, besonders aber wider den Pfarrer des Orts, daß er unter diese Leute mehrere Salven geben ließ, das Pfarrhaus umringte, die Fenster deßelben einschoß, den Bewohner deßelben schreklich lästerte, und sodann nach befriedigter

ter Rache sich mit seinen Leuten aus dem Staub machte.

Bald darauf fiel es Hieseln ein, an dem Hrn. von Rackenitz, deßen Förste er öfters durchstrichen hatte, der nun Anstalten wider ihn machte, die er erfuhr, sich rächen zu wollen. Da er sie aber an deßen eigener Person nicht auszuüben Gelegenheit hatte, so mußte sie sein Staabsamtmann dafür empfinden. Dieser speisete eben im Closter Medlingen. Hiesel kam daher in selbiges, begehrte von den Geistlichen die Auslieferung dieses Beamten, und war bey einer mit ihm im Closter, in Gegenwart einiger Geistlichen gehaltenen strengen Zuredesetzung, und nach schreklichen Drohungen wider ihn und seinen Herrn, nicht eher beruhigt, als bis sich der Amtmann, unter Vermittelung der Geistlichen entschloß, durch 20. Conventionsthaler sein Pferd auszulösen, das im Wirthshause stand und deßen sich einsweilen Hiesels Leute bemächtigt und selbiges durch Schläge sehr mishandelt hatten.

Wenige Tage nachher mußte ein Bauer aus Haunsheim, Ortlieb, von dem Hiesel erfahren hatte, daß er wünschte mit ihm anzubinden, um ihm den Meister zu zeigen, im Wirthshause zu Medlingen seine Rache empfinden. Hiesel sezte ihn deshalben zur Rede, und als er verstummte, so gab er seiner Bande den Befehl: "Packt den Hund an!" Sogleich fielen zween den unglücklichen Landmann an und schlugen gräulich auf ihn los. Da er sich jedoch mit ziemlich glücklichem Erfolge wider diese

beede

beede wehrte, so zogen die übrigen herumstehenden Wildschützen ihre Hirschfänger und hieben ihm über den Kopf, daß es gleichsam Wunden regnete. Auch wider diese Barbaren gelang es dem Bauern, sich glücklich zu setzen, und wirklich richtete er sich dreymahl wieder auf die Füße. Hiesel, erzürnt hierüber, schrie ihm zu: "Warte, Kerl, weil du dich so gut wehren kannst, so will ich meinen Hund eines mit dir versuchen laßen." Indem gieng die Stubenthüre auf und Ortlieb nützte diesen Zufall zu seiner Flucht, stürzte zuerst zween von seinen Peinigern zur Thüre hinaus, sprang sodann über sie weg, und glaubte, dadurch entweichen zu können. Allein der ihm nachgeschickte Hund holte ihn auf der Tenne ein, ergriff ihn beym Ohr, und stürzte ihn zu Boden. Nun fiel Hiesel in eigener Person über ihn her, und zerschlug ihm mit seinem großen silbernen Ringe die Augen und das Gesicht, daß es schreklich aufschwoll, und ganz blutrünstig ward. Nachdem seine Gehülfen gleichfalls durch ihre Hirschfänger sattsam auf ihn losgehauet hatten und auf seinem Leibe mit Füßen herumgesprungen waren, so stürzten sie ihn die Stiege herab. So gräulich zugerichtet dieser arme Bauer auch war, so sammelte er doch seine lezten Kräfte, und entfloh in eine nahe Scheune, wohin ihm fünf Barbaren nacheilten, die ihn da aufs neue so lange schlugen und auf ihn herum traten, bis er kein Anzeichen des Lebens mehr von sich gab, ob er sich gleich nachher wieder einigermaßen erholte, und in ein nahes Bauernhaus rettete.

Nach diesen Frevelthaten hielt sich Hiesel für nicht mehr sicher in dieser Gegend: er zog daher mit seinem Haufen in dem obern Theil von Schwaben und kam in den lezten Tagen des Jahrs 1770. zu Elchingen an. Hier kehrte er in der Crone ein, um daselbst zu übernachten, und hatte sich bereits völlig, bis auf die Beinkleider entkleidet, und sogar seine Schuhe zum Ausbeßern zum Schuhmacher geschickt, als nach dem Abendeßen, da er eben mit seinen Leuten ein Würfelspiel anfieng, zween Schüße vor dem Wirthshause von dem in aller Stille herangerükten Ulmer Streifcommando geschahen. Gleich darauf sprang einer vom Commando mit aufgepflanztem Bajonete und gespanntem Hahne zur Thüre herein, und rief ihnen zu, sich gefangen zu geben.

Hiesel strich hierauf ganz kaltblütig sein gewonnenes Geld zusammen und steckte es zu sich, alsdann ergriff er seine Kugelbüchse und schoß damit einen Musketier, der vor der halbgeöfneten Thüre stand und sogleich todt zu Boden stürzte. Dieser Angriff ward durch einige Flintenschüße von außen, in die Stube hinein, beantwortet. Alle übrige Gäste, die gern neutral bleiben wollten, krochen hierauf sogleich unter die Tische und Bänke.

Hiesel rief seinen Leuten in demselbigen Augenblick zu: "Alle Lichter ausgelöscht! die Gewehre geladen! Schießt alle diese Hunde zusammen!" Sogleich wars stockfinster, und die geladenen

nen Büchsen lagen vor Hieseln auf dem Tisch, der immer eine nach der andern abschoß und die Soldaten vom Hereindringen dadurch abhielt. Der Wind hatte indeßen die Thüre zugeworfen, weswegen denn die Mannschaft selbige wieder eröfnen und alsdann eindringen wollte. Doch ehe dieß geschah, schoßen fast alle Wildschützen durch die verschloßene Thür, wovon der Feldwaibel Katzenwadel, getroffen wurde, der auch gleich zur Seite des commandirenden Lieutenants todt niederfiel. Hiesel lobte diese That, und feuerte seine Gefährten an, ferner muthig zu seyn. Einer von den Wildschützen gieng nun zur Thür, hielt sie so lange zu bis seine Cameraden geladen hatten, dann riß er sie plözlich auf; und als die Feinde sich dieser Gelegenheit bedienen wollten und in großen Haufen hereindrangen, so begegneten diesen so wohltreffende Kugeln, daß fünf sogleich tödtlich verwundet zu Boden stürzten.

Nun hezte Hiesel seinen Hund auf die Feinde. Dieser fiel plözlich einen Soldaten an, und riß ihn beym Kinnbacken nieder, ließ selbigen jedoch gleich wieder fahren, und rannte dagegen mit noch nie an ihm bemerkter Wuth auf einen Wildschützen, den er packte, eiligst zu Boden warf und ihm eine gefährliche Wunde versezte.

Die Wildschützen feuerten indeß unermüdet auf die Soldaten und das nemliche thaten auch diese gegen jene. Da aber der Lieutenant sahe,

daß

daß er schon einige Leute verlohren hatte, und ohnedieß wider die allzugut postirten Wildschützen nichts würde ausrichten können, so zog er sich zurück, ließ aber auf dem Rückzuge noch immer auf Hieseln und seine Leute Feuer geben.

Da Hiesel nun merkte, daß das ganze Haus von den Soldaten gereiniget wäre, so zog er sich mit seinen Gefährten ins obere Stockwerk, ließ hier alle Winkel genau durchsuchen, und stellte dann allenthalben Wachen aus. Er schoß hierauf aus dem Fenster auf das wegeilende Commando und der sogenannte Bube stellte sich mitten auf den Tisch, und schickte so seine Kugeln den Soldaten mit größter Verwegenheit nach.

Als hierauf einer der getreuesten und kühnsten Gefährten Hiesels, Peter, auf deßen Befehl die Hinterthüre öfnete, um nachzusehen, ob nicht noch einige Soldaten sich außerhalb derselben versteckt aufhielten, so flog ihm augenbliklich eine Menge Kugeln entgegen, denn ein Theil des Commando hatte sich hieher gezogen. Da aber Hiesel aus den Fenstern unermüdet auf sie schoß, so nahmen auch diese bald die Flucht, und ließen Hieseln als völligen Sieger auf dem Schlachtfelde zurück. Die Soldaten begaben sich hierauf von Elchingen in das nächstgelegene Dorf.

Der Wirth, der gleich Anfangs entwichen war, kam nun auch wieder zurück, und da er auf Hiesels Befehl nachgesehen hatte, ob kein Soldat

mehr

mehr zu erblicken seye, so ertheilte er bald die Botschaft, daß sich alle völlig zurückgezogen hätten. Nun rief Hiesel alle seine Leute vom obern Zimmer herunter. Einer von ihnen zog dem todten Feldwaibel die Stiefel aus und bemächtigte sich seines Degens und anderer Sachen, die ihm brauchbar schienen. Vom Tennen aus begaben sie sich in die Gaststube, wo der verwundete Soldat mit dem Tode rang. Einer der Wildschützen, der rothbärtige Schneider, wollte ihm vollends den Kopf abhauen, und da ihm Hiesel solches nicht erlaubte, so schlug er ihm doch wenigstens sein umgekehrtes Gewehr drey bis viermahl um den Kopf. Hiesel fragte nun den in Zügen liegenden Soldaten, wie stark das Commando gewesen wäre; dieser beantwortete die Frage, und bat sich einen Trunk Bier zur lezten Labung aus, worinn ihm auch Hiesel leutselig willfahrte.

Endlich machte sich der sieghafte Hiesel mit seinen tollkühnen Leuten zur Abreise fertig, und ließ sich vom Wirth ein Pferd satteln, um den vom Hund gefährlich gebißenen Wildschützen fort und an einen sichern Ort zur Heilung hinbringen zu können. Izt erst bemerkte er mit größter Bestürzung, daß sein ihm so lieber, und tapferer Hund unter dem Streit verlohren gegangen seye. Da ihm dieser Verlust äußerst schwer fiel, so suchte er selbst überall nach, und ließ ihm sorgfältig nachspüren, allein es war alles umsonst. Hierauf zog er noch in derselbigen Nacht mit seiner ganzen Bande ab unter großem

Froh-

Frohlocken über seinen Sieg, der zwar wichtig genug war, von den Bauern aber doch zu sehr vergrößert, und sogar für übernatürlich ausgeschrieen wurde, als welchen Hiesel einige in den Stuben gefundene Kugeln vorzeigte, und versicherte, er habe sie in der Luft mit seiner Hand aufgefangen, das sie, als wenn es ein Evangelium wäre, glaubten.

Hiesel zog hierauf mit seinen Leuten über die Donau zurück; doch wollte er, noch ehe er das Ulmische Gebiet verließ, sich an demselben, für den auf ihn gemachten Angriff, rächen. Er kam nemlich am 30. December 1770. zu Holzschwang an, und drang sogleich mit seinem Haufen in das dasige Jägershaus ein. Der Jäger las eben die Zeitung, als diese, sieben an der Zahl, auf ihn losstürzten und ihm wütend zuriefen: "Du Ulmischer Hund mußt sterben! deine Herren haben heute ein Commando von 150. Mann gegen uns abgeschickt!"

Der Jäger erschrak, suchte sich aber doch gleich wieder zu faßen. "Cameraden, was giebts? Hab ich euch je beleidiget?" fragte er sie. "Hund, du mußt sterben!" schrieen alle noch einmahl. Hierauf umringten ihn fünf Wildschützen, um ihn sogleich, wie sie sagten, umzubringen. Der Jäger bat nur für das Leben seiner schwangern Frau, man möchte nur diese schonen, indeß die Wildschützen mit den geladenen Gewehren ihm immer näher auf den Leib rückten, und zulezt so eng einschloßen, daß er sich weder vor- noch rückwärts bewegen konnte.

 Indem

Indem der Jäger so von den fünf Wildschützen eingeengt stand, durchsuchten die andern beyden indeßen die Stube, und nahmen alles, was ihnen gefiel. Die Frau des Jägers stürzte indeß herein, sah die Gefahr ihres Mannes, und rief: "O laßt ihn nur leben!" worauf die Wütriche aber immer antworteten, der Ulmerhund müße ohne Gnade sterben! In der größten Angst lief die Frau aus der Stube, und versperrte sich in eine Kammer in dem obern Stokwerke. Die zwey Wildschützen, die indeß die Stube aufgeräumt hatten, eilten ihr nach, und befahlen ihr, sogleich aufzumachen, mit der Drohung, sie im Weigerungsfalle sogleich zu erschießen. Zitternd machte sie die Kammerthüre auf, die Wildschützen drangen ein, und schloßen sogleich zwey Kästen auf, woran die Schlüßel stacken, und nahmen daraus, was ihnen gefiel. Hierauf sprengten sie, aus Ermangelung der nicht gleich zu findenden Schlüßel noch zwo Kammern ein, fanden aber nichts für sie taugliches, daher sie denn wieder in die Stube hinabeilten, und den in Todesangst schwebenden Jäger anredeten: "Wo hast du, Ulmischer Hund, dein Pulver, Bley und Pulverhorn wie auch deinen Stutzen? Schaffe alles her, oder du bist des Todes!"

Hiesel trat izt selbst unbewafnet in die Stube, und fragte den Jäger, wie alt sein Hund seye, der ihm darauf antwortete, er wäre erst ein Vierteljahr alt und noch gar nicht zu gebrauchen. Die beyden Wildschützen hatten indeß auf Hiesels Befehl zum

zweytenmahl die Stube durchsucht, und da sie nichts fanden, gieng einer nach dem andern zur Thüre hinaus. Hiesel selbst war der lezte, reichte dem Jäger zum Abschied die Hand, und sagte: deine schwangere Frau war diesmahl dein Glück. Als sie alle außen stunden, warfen sie dem Jäger noch eine Muskete, die sie zu Elchingen dem erschoßenen Feldwaibel abgenommen hatten, unter der höhnischen Spottrede, "er brauche als Jäger doch ein Gewehr zum Bürschen," zum Fenster hinein. Der Werth des dem Jäger geraubten belief sich wenigstens auf 150. Gulden.

Von da aus sezte Hiesel mit seiner ganzen Räuberbande über die Donau, und kam auf verschiedenen Abwegen am 6. Januar 1771. zu Geßertshausen an, um dem dasigen Jäger, der seit langer Zeit ein wachsames Auge auf ihn und seine Leute gehabt und manche ihrer Unternehmungen vereitelt hatte, dafür seine Rache empfinden zu laßen. Nachdem er selbst mit gespanntem Gewehr die Hausthüre besezt hatte, und selbige von zweyen seiner Leute gewaltsam aufgesprengt worden war, so drangen die übrigen alle ins Haus ohne eine lebendige Seele darinnen anzutreffen, ließen ihre Wuth an den Geräthschaften aus, nahmen an Geld, Kleidern und Gewehre so viel mit sich weg, daß dadurch der Jäger in einen Schaden von mehr als 500. Gulden kam, und verließen sodann das geplünderte Haus. In dem nemlichen Augenblick kam die Jägerin von der Kirche heim, entdekte die Ver-

heerung und Plünderung äußerst bestürzt, und flehte den noch anwesenden Hiesel um Erbarmung mit gerungenen Händen an. Dieser stellte sich mitleidig, gab vor, er hätte seinen wütenden Leuten nicht Einhalt zu thun vermocht, befahl ihnen einen Theil der geraubten Kleidungsstücke wieder zurückzugeben, gab jedoch durch einen Wink ihnen zu verstehen, daß sie solche nachher wieder mitnehmen sollten. Zuletzt gab er der Jägerin eine kräftige Ermahnung zur Sparsamkeit, durch welche sie den Verlust, den ihr heute seine Leute verursacht hätten, leicht und in kurzem wieder ersetzen können, und zog sodann weiter.

Nicht weit von diesem Orte theilte der ganze Haufe den Raub ganz friedlich, worauf sie alsdann den Weg nach Frankenried nahmen und daselbst im Wirthshause einkehrten. Von da aus schickte Hiesel sechs von seinen Leuten in das dasige Jägershaus, und befahl ihnen, den Jäger zu ihm herzubringen, im Weigerungsfall aber ihn todt zu schießen und all sein Gewehr wegzunehmen. Sie gehorchten ihm, drangen in die ihnen angezeigte Jägerswohnung, zertrümmerten gleich beym Eintritt in selbige Thüren, Fenster, Gläser, Geräthschaften und was ihnen vorkam. Der Jägerstochter, die sie zu ihrem Unglück ganz allein antrafen, sezten ein Paar von ihnen die gespannten Gewehre auf die Brust, während die übrigen alles durchsuchten, und was sie an Gewehren und Kleidern vorfanden, sich zueigneten. Schwer beladen mit diesem Raub eilten sie nach einer Viertel-

telstunde ins Wirthshaus zurück, wo Hiesel sie wegen ihres Gehorsams und kühnen Muthes lobte und zur Belohnung hiefür alles mitgebrachte sogleich unter sie vertheilte.

Gleich nachher wagte es der ins Wirthshaus gekommene Geistliche des Ortes, Hieseln zuzureden, daß er das geraubte dem Jäger wieder zustellen sollte, der jedoch nichts davon hören wollte, sondern vielmehr desto ärger fluchte und den Jäger schimpfte, je mehr der Pfarrer für ihn bat. Verdrüslich über sein Zureden befahl Hiesel drey ausgemusterte schlechte Flinten zurückzuschicken, hielt aber zum Ersatz hiefür diesen so mitleidigen Pfarrer an, statt ihrer aller nach ihrer Entfernung die Zeche zu bezahlen.

Hiesel hatte nun alle seine Heldenthaten verrichtet und war im Begriff seine lezte zu wagen, die, weil sie ihm mislang, für ihn die traurige Wirkung hatte, daß alle vorher ihm gelungene, ihm nichts nützten. Weil nemlich seine Bande immer zahlreicher, seine Vermeßenheit immer ärger und seine Frechheit zu rauben und zu plündern immer sträflicher wurde, so hielten mehrere Stände des schwäbischen Craises dafür, es seye hohe Zeit, sich dieser Rotte mit aller Gewalt zu widersetzen, und vermittelst eines wider sie ausgeschickten weit stärkern Commando's, als alle vorige waren, nicht eher zu ruhen, als bis man sich ihrer lebendig oder todt bemächtigt haben würde. Eine solche Unternehmung gelang auch wirklich und zwar der ziemlich zahlrei-

chen Schaar Fürstbischöflich Augsburgischer Grenadiere unter Anführung des Premierlieutenant Schedels, in deren Gefolge sich auch mehrere Jäger, Amtknechte und Hunde befanden. Dieß Commando eilte, des tiefen Schnees und der starken Kälte ohngeachtet, Hieseln und seinen Leuten auf dem Fuße nach und war, auf eingezogene Nachricht, daß sie alle im Wirthshause zu Osterzell, einem Dorfe ritterschaftlicher und Closter Rotenbuchischer Herrschaft, übernachteten, nach, die ganze Nacht durch mühsam zurückgelegtem Weg, so glücklich, früh Morgens um sieben Uhr sie wider all ihr Vermuthen zu überraschen.

Sie hatten zwar, die ganze Nacht über ihre Wachten gewöhnlicher Weise ausgestellet, und zu ihrer Sicherheit die dienlichsten Vorkehrungen getroffen. Allein gegen Morgen, als sie glaubten, sie hätten keine weitern Nachstellungen zu befürchten, zogen sie selbige ein, hielten sich aus Verblendung um so viel eher ganz Gefahren frey, weil mit Anbruch des Tages ein starker Nebel fiel, vor dem man nicht auf drey Schritte weit sehen konnte; und brachten die Zeit mit Kartenspielen zu. Dieses günstigen Zufalls bediente sich das Commando bestens. Man rückte allgemach ans Wirthshaus heran, und die Jäger besezten nun zuerst einen Wald, der einige Büchsenschüße vom Wirthshause entfernt lag, damit, wenn die Wildschützen zu ihrer Rettung hieher fliehen wollten man ihnen auch diesen Weg zur Flucht abschneiden könnte. Die übri-

übrigen umgaben das Haus sogleich von allen Seiten. Diejenigen Soldaten, die auf die Stube den Angriff wagen sollten, mußten unter den Fenstern hinkriechen, damit sie von Hiesels Leuten nicht entdeckt würden. Der Küche des Wirthshauses gegen über lag das Haus eines Taglöhners; hier wurden auch einige Soldaten hineingelegt, damit sie die Küchenthür, die auf die Straße hinausgieng, bestreichen könnten, wenn die Wildschützen etwa aus dieser einen Ausfall wagen sollten.

Kaum war dieses alles in Richtigkeit gebracht, als Hiesels Bube etwas von dem Streifcommando entdeckte und solches seinen Cameraden anzeigte. Sogleich liefen alle in die Küche, in der sie, gleich einem Zeughause, ihre Gewehre aufbewahrt hatten, um sich damit zu bewafnen. Sobald dieß geschehen war, sezten sie sich in die beste Stellung und feuerten auf das herandringende Commando. Einer von Hiesels Gefährten schlug sogleich auf den Oberlieutenant von Schedel an, und wollte ihn zu Boden strecken, allein die Büchse versagte. Wäre dieser Streich gelungen, so hätte sich Hiesel höchst wahrscheinlich auch noch aus dieser Gefahr gerettet und das zwar starke, aber ihres Befehlshabers beraubte und dadurch vielleicht muthlos gewordene Commando zurückgetrieben.

Man forderte nun Hieseln und seine Leute mehrmahls auf, sich zu ergeben, allein diese beantworteten alle dergleichen Zumuthungen mit ihren Büchsen. Sie nahmen in der Küche ihre Stellung

so vortheilhaft, daß sie von da aus drey Thüren zu gleicher Zeit mit ihren Gewehren bestreichen konnten, und wehrten sich mit dem unerschütterlichsten Muthe, ohngeachtet durch alle Fenster und Thüren von den Soldaten und Jägern unausgesezt auf sie geschoßen ward.

Hiesel eröfnete während diesem Scharmützel die Küchenthüre ein wenig, legte auf einen der größten Grenadiere, Steiner, in größter Schnelligkeit an, schoß ab, und hatte so richtig gezielt, daß dieser, mitten durch die Brust getroffen, todt zur Erden stürzte. Kopp, ein anderer Grenadier ward ebenfalls von Hieseln tödtlich verwundet; diesen trug man sogleich in ein benachbartes Bauernhaus, wo er kurz darauf den Geist aufgab.

Die Soldaten waren aber nicht minder thätig und hatten durch ihre fast unzähligen Schüße die Thür gleich einem Siebe durchlöchert. Hiesel hingegen war im Abschießen der Büchsen eben so blitzschnell als unermüdet, und jeden seiner Schüße begleiteten die fürchterlichsten Flüche, z. E. ich will mit euch allen wie mit den Ulmern umspringen; Eure Seelen sollen alle zur Hölle hinab tanzen, und andere ähnliche Floskeln mehr.

Schedel fieng nun an, einzusehen, daß er auf diese Art schwerlich siegen, ja wohl noch manchen seiner Leute einbüßen würde, weil er mit Leuten zu thun hatte, die sich mit größter Verzweiflung wehrten, und entwarf daher einen andern Plan. Er befahl

fahl nemlich einem Theil von den Soldaten und Jägern, sich in die obere Stube zu begeben, die gerade über der Küche war. Da jedoch diese Leute vor einer Thür vorbey mußten, aus der Hiesel und seine Gefährten beständig feuerten, so mußten sie so geschwind als möglich vorbey rennen. Es gelang ihnen auch allen, nur ein einziger Jäger, Schmid, der von jeher vorwitzig war, konnte sich auch izt nicht enthalten, aus Neugierde in die Thüre auf Hieseln und seine Leute hineinzuschauen, mußte aber dafür sein Leben laßen, denn eine Kugel stürzte ihn todt zur Erde.

Indeß nun unten das Gefecht auf beyden Seiten mit größter Heftigkeit fortgesezt wurde, hatten die abgeordneten Grenadiere und Jäger das obere Zimmer erreicht, wo sie sogleich den Fußboden aufhoben, und als sie unter selbigem ein gemauertes Gewölbe fanden, mit Hülfe einer Axt durch selbiges eine Oefnung machten. In einer anstoßenden Kammer fand man ein Bette, man zerriß daher den Strohsack in selbigem, wickelte Stroh um Pulverpatronen, zündete das Stroh an, und warf es brennend durch die Oefnung auf die Wildschützen hinunter. Diese leztern unterließen nun zwar nicht auf ihre Feinde hinauf zu schießen, allein ihre Schüße blieben meistens ganz unwirksam, ja als einer durch die Oefnung seine Flinte abfeuerte, so bekam er einen Schuß von oben, der ihm die untere Kinnlade ganz wegriß und ein anderer wurde noch in derselben Minute durch die Brust

getroffen, und stürzte todt nieder. Es ist leicht zu erachten, daß durch das beständige Hinauf- und Hinunterschießen, so wie durch die brennenden Strohpatronen in der Küche nicht nur Hitze, sondern auch heftiger Dampf entstehen mußte, daher denn Hiesel und seine Leute nicht mehr sehen, ihre Pulverhörner nicht mehr finden, nicht mehr laden konnten, und folglich nicht mehr wußten, wie sie sich vertheidigen sollten. Sie hielten deswegen für rathsam, aus der Küche in das gleich daran stossende Speisegewölbe sich zurück zu ziehen.

Unterdeßen fieng das Feuer von der Küche aus weiter um sich zu greifen und die Soldaten waren selbst in Gefahr im Rauche zu ersticken. Da man jedoch kein Waßer hatte um die Flamme zu dämpfen, die das ganze Haus in die Asche zu legen drohte, so nahm man ein in der obern Kammer zu gutem Glück gefundenes großes Gefäß mit Bier, das man zur Abkühlung in selbiges gethan hatte, und goß es durch die Oefnung hinab, so daß nun der unten liegende verwundete Wildschütze den der Dampf beynahe erstickt und deßen Kleider die Flamme fast schon von seinem Leibe abgebrannt hatte, in Gefahr zu ersaufen kam. Das zischend ins Feuer hinabströmende Bier erregte nun noch größern Dampf, daher denn die ganze Rotte mit ihrem Anführer noch weniger auszuhalten im Stande war, und die Bestürzung und Verwirrung derselben allgemein wurde. Hiesel sah schon zween von seinen Gefährten todt zu seinen Füßen liegen, die übri-

übrigen waren fast alle, und zwar ziemlich gefährlich verwundet, er selbst aber von zweyen Kugeln in die Beine getroffen. Er sahe, wie einer seiner Gefährten sich in den Backofen, der andere aber unter selbigem verkroch; wie der Bube, seiner ehemahligen Herzhaftigkeit ohngeachtet, sich mit seiner geladenen Flinte in das Ofenloch versteckte, wie der Sattler in den Camin hinaufkroch und sich dort unter geräuchertem Fleische verbarg, kurz, wie der eine hier, der andere dort einen Schlupfwinkel suchte und schloß daraus ganz richtig, er seye dießmal verlohren.

In dieser ganz verzweifelten Lage rief er denn mit lauter Stimme aus: Ob denn gar kein Pardon zu hoffen sey? und sobald man dieß oben gehört hatte, so befahl der Befehlshaber, von Schedel, daß man mit dem Schießen innehalten sollte, und versprach zugleich dem Hiesel, daß ihm, wenn er aus der Stubenthüre ohne Gewehr und Hirschfänger herauskommen würde, das Leben geschenkt seyn, und auch sonst von niemand etwas zu Leid geschehen solle.

Hiesel versicherte, dieß thun zu wollen und eröfnete die Thüre, ergriff aber schnell einen seiner Leute und stieß ihn vor sich hinaus, um zu sehen, wie es diesem ergehen würde. Da er nun sahe, daß man selbigen gleich festnahm, band und in den Schnee vor der Hausthüre hinwarf, so ergriff er von neuem seine Büchse mit dem Entschluße, sich

bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Allein seine Hände zitterten, die Büchse fiel zur Erden, all sein Heldenmuth war dahin, und der Wunsch, nicht zu sterben, war izt der einzige in seiner Brust. Entschloßen also sich aus Liebe zum Leben gefangen zu geben, trat er aus der Thüre, vor welcher die Soldaten die Bajonette und geladenen Gewehre herhielten, hob die Hände auf, schrie mit lauter Stimme: Schenkt mir doch mein Leben! stürzte in einer Art von Raferey auf den Lieutenant zu, und umarmte ihn mit der größten Heftigkeit.

Alle Soldaten wollten izt über Hieseln her um ihn in der ersten Hitze niederzumachen und kaum konnte sie der Lieutenant davon abhalten. Dieser machte sich indeß von Hieseln loß, ließ ihn binden und zu seinem Gefährten in den Schnee hinauswerfen. Er mußte hierauf anzeigen, wie stark ihre Anzahl sey und wo sich die übrigen befänden; beedes that er mit vieler Aufrichtigkeit.

Man hohlte hierauf auch die andern alle aus ihren Schlupfwinkeln hervor, band sie und warf sie in den Schnee hinaus. In der Schenke fand man drey Kugelbüchsen, zehn Flinten, vier Hirschfänger, wovon der eine mit Silber beschlagen war, noch einiges Pulver und einige Kugeln; bey Hieseln aber, der die gemeinschäftliche Kaße in Verwahrung hatte, und nie einem seiner Leute Geld ließ, wurden noch 24. Gulden und einige Kreuzer gefunden.

Von

Von dem Commando war der Jäger, Schmid, und zwey Grenadiere umgekommen, von dem Wildschützen aber waren zwey erschoßen und Hiesel selbst nebst sechs andern verwundet. Der Bube war der einzige Unverwundete.

Die Verwundeten wurden nun sogleich durch einen Feldscheer verbunden und die Gefangenen bis zur weitern Verfügung, vom ganzen Commando bedeckt, auf Schlitten, nach Buchloe in das Zuchthaus gebracht. Hiesel, der Bube, der Sattler, und drey andere Wildschützen kamen, ein jeder in ein eigenes Blockhaus. Zwey schwer verwundete kamen zu andern Gefangenen, die man aber sogleich auszog, und ihnen die blaue Zuchthauskleidung gab.

Von Buchloe wurden sie auf erhaltene Ordre nach Dillingen gebracht und unterwegs von mehrern tausenden die aus Dörfern und Städten herbeyeilten, gesehen. Zu Dillingen wurden sie alsdann sämtlich fest verwahrt, eingeschloßen und bewacht. Hiesel, als der Anführer, ward vorzüglich mit vieler Sorgfalt eingesperrt, ja er ward sogar geschlossen. Im übrigen ließ man ihn keinen Mangel leiden; er ließ es sich auch in seinem Gefängniße recht gut schmecken, und schien sich gar nicht um den Ausgang seiner Sache zu bekümmern. Er läugnete keine einzige von seinen Thaten, desto hartnäckiger aber verschwieg er diejenigen an die er sein geschoßenes Wild abgeliefert hatte. Man erfuhr

nur so viel von ihm, daß er es in den Gegenden, wo er es geschoßen, sogleich wieder verkauft habe; vielen habe er es auch zum Kaufen aufgedrungen, bey manchen habe er es in der Eile in den Hof geworfen, und sich zu gelegener Zeit das Geld dafür abgehohlt.

Er vertheidigte noch immer alles das, was man ihm als ein Verbrechen vorhielt. Er sagte, jeder Mensch habe seinen freyen Willen, müße selbigen benützen, nach seiner Ueberzeugung handeln, und das thun, was er selbst für Gut halte. Das Wild gehöre Niemandem, jeder könne sich desselbigen bemächtigen: Er habe dieses auch gethan, so wie jeder Mensch es thun könne, ja er habe dadurch zugleich den Nutzen gestiftet, daß er die Ländereyen der Bauern dadurch gesichert. Man habe sich ihm in diesem Geschäfte widersezt; jeder Mensch müße sich seines Lebens wehren und weiter habe auch er nichts gethan.

Er war meistentheils im Gefängniße ruhig, denn er hatte noch immer Hofnung, daß er Verzeihung erhalten würde, da er sich selbst für gar keinen Bösewicht hielt. Nur in den lezten Verhören sagte er einigemahl; er seye dem Tode so oft schon entflohen, aber dießmahl würde er ihm wohl nicht entrinnen können.

Etwas unrühmlich war es von ihm, daß er in jedem Verhöre so viel als möglich alle Schuld auf seine Untergebenen schieben wollte: dieß that

er sogar, wenn man ihm mit seinem Gefährten confrontirte. Die einzige Art, wie die Richter ihn zum Geständniße bringen konnten, war, seine Herzhaftigkeit zu loben und zu bewundern: dann vergaß er sich oft im Erzählen so, daß er sich zu sehr verrieth und nachher nicht zurücknehmen konnte, was er vorher gesagt hatte.

Ohngeachtet der festen Verwahrung, gelang es doch dem sogenannten Buben, dem Sattler und einigen andern Wildschützen, aus dem Gefängniße zu entspringen.

Hiesel hörte sein Todesurtheil, daß er nemlich sollte gerädert werden, mit größter Gelaßenheit an, dankte am Ende deßelben, gewöhnlicher Weise dafür, und machte zulezt, sich gleichsam selbst dadurch zu trösten, die Bemerkung, daß ja auch von denen, die ihm sein Urtheil gefällt hätten, nach funfzig Jahren keiner mehr am Leben seyn würde.

An seinem Todestage, das der 6te Sebtember im Jahre 1771. war, ward er vor das Rathhaus geführt und ihm daselbst sein Urtheil noch einmal vorgelesen wobey er ziemlich erschrack, und als er die für ihn bestimmte Schleife mit der Kuhhaut erblickte, so verließ ihn seine Standhaftigkeit gänzlich. Er ward nun in die Kuhhaut eingewickelt, so daß bloß sein Kopf und das Cruzifix, das er in den Händen hielt, sichtbar waren, und sodann begann der schauervolle Zug mit ihm zum Richtplatze.

Als

Als er auf demselbigen angelangt, und aus seiner Kuhhaut losgemacht worden war, so richtete er sich auf, und gieng allein mit vielem Muth die hölzerne Treppe auf das Gerüste hinauf. Da er aber oben die in Gestalt eines Andreascreutzes gemachte hölzerne Maschine erblickte, auf der seine Glieder zerschmettert werden sollten, so starrte er zurück, blieb mit gesenktem Haupte einige Zeit stehen, und betrachtete nachdenkend dieses ihm so fürchterliche Werkzeug so lang, bis ihn die Henkersknechte ergriffen, entkleideten, und mit Gewalt auf die Radbrechmaschine hinsezten. Alsdann wurde ihm der Strick um den Hals gelegt und durch ein Loch des Bodens unter die Bühne geleitet, andere aber befestigten ihm die Stricke um die Hände und Füße; und da dieß geschehen war, so wurde überall zugleich angezogen.

Nachdem er erdroßelt war, so gieng sogleich das Zerschmettern der Arme, Beine und Brust mit dem Rade vor sich. Nach diesem brachte man den todten Cörper unter die Bühne, welche unten her mit Brettern verschlagen war, wo man ihm den Kopf abhauete und den übrigen Rumpf in vier Stücke zertheilte. Der Kopf wurde auf dem Dilingischen Galgen aufgestekt, das Eingeweide aber unter demselbigen begraben, und nicht weit davon das obere rechte Viertel an einem Schnellgalgen aufgehängt. Die übrigen drey Viertel brachte man nach Schwabmünchen, Oberndorf und Füßen, um sie an diesen drey Orten gleichfalls an Schnell-

galgen

galgen aufzuhängen. Zwey von seinen Gefährten wurden an dem nemlichen Tage mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht.

So starb Hiesel und eine große Menge derer, die von ihm beunruhigt und beraubt waren, frohlockten über sein schreckliches Ende, eine noch grössere Anzahl aber hatte Mitleiden mit ihm, und bedauerte ihn als einen Unglücklichen, den äußere Umstände in eine so traurige Lage versezt hatten.

Aber ward Hiesel nicht zu hart gestraft? — Er ward hingerichtet, und war doch vorher von seinen Verbrechen nicht überzeugt? Hätte man ihn nicht davon, daß sein Verstand ihn auf einen falschen Weg geleitet habe, überführen, und dann in eine solche Lage versetzen sollen, in der er hätte Nutzen stiften können?

X.

Johann David Wagner, *)

sonst Mause David genannt, ein verstockter Dieb und Kirchenräuber, zu Leipzig 1721. enthauptet und aufs Rad geflochten.

Im Jahre 1719. wurden in und um Leipzig mehrere beträchtliche Diebstäle begangen, weswegen man hie und da den verruchten Thätern nachstrebte, und auch wirklich am 16. May gedachten Jahrs zu Zangenberg dreyer Bösewichte sich bemächtigte, bey denen man Diebslaternen, Brecheisen, Pulver, Terzerole, zugefeilte Schlüßel und dergleichen mehr antraf. Bey der Inquisition, die man mit diesen Dieben vornahm, wovon sich der eine für einen Beckerknecht ausgab, und Johann Gotthelf Günther hieß, der andere ein Soldat, mit Namen Johann Georg Kärner, der dritte aber ein Schmidt, Joachim Nettel, aus Gautsch, zu seyn behauptete, gestanden sie nicht nur mehrere Diebe-

*) S. historische Relation von dem Leben und Uebelthaten eines verstokten Diebes und Kirchenräubers, Joh. Dav. Wagners, sonst Mause David genannt, aus den Acten selbst gezogen ꝛc. mit Kupfern, Leipzig 1722. 4to.

Diebereyen, z. E. im Hartmann Winklerischen Garten vor Leipzig, bey einem Windmüller zu Brandis, bey einem Bauern zu Grosstädlein, und dergleichen, sondern nannten auch noch mehrere zu ihrer sträflichen Rotte gehörige Diebe, unter andern einen Leinweber, Petschel, der im Amte Borna gefangen sitze, einen verheyratheten Mühlpurschen, Samuel Starke, vor allen aber den sogenannten Mühldavid, einen Erzjauner, der gewißermaßen ihr Anführer gewesen seye. Auch die hierauf eingezogene Ehefrau des Samuel Starke sagte aus, ihr Mann, an dem sie es immer schon gemerkt, daß er sich auf böse Streiche gelegt habe, seye seit geraumer Zeit mit einem liederlichen Mühlpurschen bekannt gewesen und Tag und Nacht umgegangen, der David hieße. Sie beschrieb sodann selbigen, in Absicht seiner Gestalt, als pockennarbigen, ohngefähr 40. Jahre alten Menschen, der ziemlich lang wäre, krause braune und fast stets gepuderte Haare habe, und ein lichtbraunes Kleid und Weste nebst weißlichten Hosen trage — in Absicht seines Aufenthalts, den er immer bey einem Weibsbilde nehme, so Rahel hieße und deren Mutter Schüßeln verkaufe auch hinter der Hauptwache vor dem Petersthore neben dem Eckhause dem Becken über wohne — und in Absicht seiner Aufführung, als den lasterhaftesten Bösewicht, der nicht nur mit obgedachtem Mädchen unkeusch lebe, sondern auch Dietriche bey sich führe, gegen sie sich erklärt habe, er wäre Vogelfrey und dürfe sich nirgends sehen laßen, ja auch einsmals ihrem Mann erzählt

habe, es wäre von ihm eine sträfliche That begangen worden, um welcher willen er sich überall verbergen müße. Nachdem denn durch alle diese Aussagen auf diesen Menschen der größte Verdacht fiel, er müße an mehrern seit einiger Zeit geschehenen Diebstählen Theil genommen haben, und man am 29. November 1719. die Nachricht erhielt, daß er nebst Samuel Starken sich vor dem Grimmischen Thore im Sperlingischen Hause befände, so schickte der Rath zu Leipzig den Gerichtsfrohn und einige Knechte dahin ab, um sich dieser Leute zu bemächtigen, allein sie trafen keinen von beeden daselbst an. Als sie aber durch die Allee nach dem Petersthor giengen, so erblickten sie den Mühlpurschen David unter den Weiden am Roßmarkte auf dem Geländer sitzen. Die Knechte theilten sich hierauf, und als einige von vornen, die andern aber von hinten zu auf ihn losgiengen, und ihn ganz unvermerkt angriffen, so glückte es ihnen, seiner habhaft zu werden, so sehr er sich auch mit seiner bey sich habenden Mühlaxt wehren, und ein aus der Tasche gezogenes Terzerol auf sie losschießen wollte.

Der glücklich erhaschte Bösewicht wurde sodann auf das Grimmische Thor gefangen gesezt und fest geschloßen. Bey der Durchsuchung seiner Kleider traf man nicht nur ein paar Thaler an Gelde und ein mit Schroot geladenes Terzerol nebst einem Pulverhorne an, sondern man fand auch eine silberne und vergoldete Schachtel, an deren

Boden ein Name ausradirt war, wovon noch die Anfangsbuchstaben A. B. V. B. kenntlich waren und acht Stücke silbernes, theils weißes, theils vergoldetes Blech, so von einem zerbrochenen Kelche zu seyn schienen, wie auch einige Stücke versilbertes Blech und etwas silberne Franzen — lauter Sachen, die ihn nicht blos zu einem gewöhnlichen Dieb, sondern sogar zu einem höchst strafwürdigen Kirchenräuber qualifizirten.

Bey dem mit ihm angestellten gerichtlichen Verhöre ertheilte er von seinen Lebensumständen folgende Nachrichten: "er heiße Johann David Wagner und seye zu Ursprung, einem, bey der langen Lungwitz, im Amt Lichtenstein gelegenen Dorfe, gebohren; sein Vater Michael Wagner, seye Müller daselbst gewesen, ihm aber in seinen ersten Lebensjahren durch den Tod entrißen worden, und als seine Mutter auch bald darauf gestorben, so wäre er bey ihrer Schwester, einer Zimmermännin und Gastwirthin zur Silberstraße erzogen worden; er habe sich alsdann zu Wildenfels und Lichtenstein als Schäferknecht verdungen und sich an beeden Orten in allem 7. Jahr, und dann zu Schleiz auf der sogenannten Herren-Mühle als Eseltreiber 2. Jahre aufgehalten; (an welchem lezten Orte er jedoch nur ein halb Jahr blieb und wegen seines schlechten Verhaltens fortgejagt wurde, wie man in der Folge erfuhr) hierauf habe er auf der Mühle zu Werda 3. Jahre lang das Müllerhandwerk gelernt, und sich nachher

auf die Wanderschaft begeben; auf dieser seye er bey Reimsdorf ohnweit Zwickau von den Soldaten weggenommen worden (nachher aber entdeckte man, daß er sich selbst habe anwerben laßen,) bey der Belagerung der Stadt und Vestung Stralsund aber wieder desertirt; seit der Zeit habe er nie wieder als Mühlknecht gedient, sondern wäre auf Mühlen blos herumgewandert, habe sich auf selbigen die Fütterung geben laßen, seye ein Spieler geworden und habe sich durch Charten und Würfel in Wirthshäusern zu erhalten gesucht, seye wohl mit Samuel Starke bekannt worden, habe aber nie was gestohlen, sondern vielmehr das Terzerol und den Schlüßel gefunden, das Geld im Spiel gewonnen, die silberne Schachtel und das zerschlagene Silber aber einem Heyducken zu Deßau abgekauft."

Unterdeß man sich nun Mühe gab, zu erfahren, aus welcher bestohlnen Kirche die bey Wagnern gefundenen Trümmer eines Kelchs und silberne Schachtel wären, und überdieß noch viele Zeugen vorforderte, wegen anderer Diebstäle, die er wahrscheinlich verüben half; so trieb ihn das böse Gewißen, Furcht vor schreklicher Strafe, die seiner warten dürfte, und Ueberdruß des Kerkers, zu dem verwegenen Entschluß, durch Zerbrechung seiner Feßeln und Entweichung aus dem Gefängniße, sich ganz in Freiheit zu setzen. Er unternahm auch wirklich am 19. December 1719. die Ausführung dieses seines Vorsatzes, befreyete sich durch Losschlagung der Schlößer von den Ketten an seinen

Händen

Händen und Füßen; riß einen starken Queerbalken mit Gewalt los, gewann damit durch die innerste Thür des Gefängnißes ein Loch und schlug hierauf sowohl an dieser als auch an der äußersten Thüre das Schloß ab. Allein, da er wegen der vor der äußersten Thüre queerüber liegenden eisernen Stange, die ziemlich stark war, nicht fortkommen konnte, so zog er sich in ein nahes Cämmerchen zurück, hob die daran gewesene Thür aus, lehnte sie von innen vor, und stemmte sie mit der zerbrochenen Pfoste zu. Nun hörte die Wache unter dem Grimmischen Thore das dabey geschehene starke Poltern und Schlagen, und machte deshalben gehörige Anzeige, so daß man also seiner gänzlichen Entweichung steuern, ihn in ein anders Gefängniß bringen, und durch festere Feßeln alle Gelegenheit, sich am Leben zu schaden, oder zu entfliehen, benehmen konnte.

Bald darauf liefen Nachrichten aus **Mehna** bey Altenburg ein, daß die daselbstige Kirche am 26. November, (und also 3. Tage vor der Gefangennehmung **Wagners**) beraubet worden seye — der silberne Kelch habe 2. Mark und 7. Loth gewogen und seye 30. Thl. werth; die silber-vergoldete Oblaten-Schachtel wäre von Agnes Brigitta von Bärenstein gestiftet, auch seye ein grünsammtner mit silbernen Franzen eingefaßter Cymbelsack, nebst dem Altartuche, ein silbernvergoldeter Teller und anders mehr entwendet, wie auch der Opferstock erbrochen, und daraus fünf Gulden Heller, so

viel eben drinnen waren, geplündert worden. So kamen auch Briefe aus dem Amte Weyda an, die da berichteten, es seye daselbst ein Tuchmachergesell, Sebastian Rockenfus, eingezogen worden, der da eingestanden, er habe mit ein paar Mühlpurschen, davon der eine sich David, der andere aber Zacharias (der jedoch Samuel Starke war) nannte, welche ihn dazu überredet hätten, Theil an der Beraubung der Kirche zu Neunhoffen bey Neustadt an der Orla gehabt, er habe dabey nur außerhalb der Kirche die Wache gehabt, sie aber wären zu einem Fenster mit Hülfe einer Leiter eingestiegen; alsdann hätten sie einen Kelch, eine weiße Schachtel auf der ein Cruzifix war, einen silbernen Teller, ein großes rothes Tuch von Taft, ein Stück Cattun und eine Oblatenschachtel herausgebracht, den Kelch nachher mit Füßen zertreten und mit ihrer Axt zerhackt, sich darein getheilt, die in der Schachtel gefundenen Oblaten, ganze Hände voll gefreßen und dabey gesagt: "Es wäre gesegnetes Brod, denn der Pfaffe habe es schon gesegnet, und wäre dieß eben so gut, als wenn sie zum Abendmahl giengen," ihm aber hätten sie ein Stückchen vom Kelch und den Rath gegeben, er solle es in Weyda beym Goldschmidt verkaufen, und nehmen, was er dafür kriege, 4 bis 5. Thaler würde er wenigstens bekommen. Der vom Geistlichen zu Neuenhofen eingesendete Bericht bestättigte es, daß alle diese Dinge am 17. Novembr. 1719. aus der dasigen Kirche gewaltsam entwendet worden seyen.

So stattete auch der Müller Fröscher zu Roda Bericht ab, daß ihm bereits 1715. 1000. Thaler gestohlen worden seyen und daß dieser Raub von seinem eigenen liederlichen Mühlpurschen in Gesellschaft des sogenannten Mause Davids, eines andern zu ihm gekommenen Mühlpurschens, begangen worden seye.

So klar nun alle diese und viele andere Merkmahle *) und Zeugenaußagen es machten, daß der eingekerkerte Wagner, alle diese und viele andere Diebstäle mehr begangen habe, so verwarf er doch alles, was man ihm vorhielt und läugnete beständig, bey allen mit ihm vorgenommenen gerichtlichen Verhören. Daher erkannten denn die Churfürstlich Sächsischen Schöppen zu Leipzig, daß er durch die Tortur gezwungen werden müße, einzugestehen, weil er alles Zureden in der Güte, so lange Zeit her, hartnäckig verworfen habe.

Am 24. Merz 1721. zeigte man es ihm auch vor Gerichte an, daß er wegen seines beständigen Läugnens seiner Diebstäle und Kirchenräubereyen, die jedoch durch die bey ihm gefundenen Stücke sowohl

*) Es ist besonders der Umstand merkwürdig, daß der Bösewicht die aus dem zu Neuenhofen gestohlnen rothen Taft gemachte, mit Pelz gefütterte Weste in den Ofen seines Gefängnißes zu schieben und zu verbrennen gesucht habe, weil er glaubte, daß er durch selbige sich verrathen möchte, den Kirchenraub begangen zu haben.

wohl als durch die Außagen und Zeugniße andrer wider ihn, sonnenklar bereits erwiesen wären, dem Scharfrichter zur Marter übergeben werden solle. Hierauf erwiederte er nicht nur: "Er wiße nichts, man möchte thun, was man wollte, er habe ein gutes reines Gewißen," sondern stellte sich auch ganz matt und kraftlos, fiel währender Ermunterung, er solle lieber in der Güte bekennen, zweymahl auf die Kniee nieder, hielt sich an die Kästen an, so vor dem Gegitter in der Richterstube stehen, und wollte sich nicht wieder erheben, bis er vom Stockmeister und einem Knechte wieder aufgehoben wurde. Er stellte sich hierauf von Tag zu Tage kränker und brach sich deshalben im Eßen ab, obgleich der ihn deshalben genau untersuchende Stadt-Physicus und Gefängnißarzt, ein Attestat ausstellte, daß ihm nicht das mindeste fehle und er gar gute Kräften habe, folglich die Tortur ohne Bedenken vorgenommen werden dürfe. Als man ihm ein paar Tage drauf sagte, daß er nächstens wieder vor Gericht werde erscheinen müßen, so schützte er nicht nur seine Mattigkeit und daß er nicht gehen könne, vor, sondern stieß auch die unbescheidenen Reden aus: "Sie sollten ins T. Namen machen, was sie wollten, er wiße von nichts," blieb verstockt auf seinem Lager liegen und war weder durch Güte noch durch Drohung zu irgend einer Antwort zu überreden. Man bediente sich daher einer List um ihn auf das Rathhaus zu bringen. Am 28. Merz des Morgens kam nemlich der Stockmeister in sein Gefängnißkämmerchen, mit der Nachricht, er solle izt sogleich ins

Laza-

Lazareth gebracht werden, wo man ihn curiren wolle, wie denn deswegen die beeden Siechknechte mit einem Korbe, ihn dahin zu tragen, bereits vorhanden wären. Wagner stand nun, ohne weiter krank zu seyn, sogleich auf, zog sich an, legte sich willig in den Korb, und glaubte nun ins Lazareth zu kommen, wo er vielleicht die Flucht ergreifen könnte. Allein er staunte sehr, als seine Träger bey dem Rathhause stille hielten und ihn da nöthigten aufzustehen, das er mit äußerstem Unwillen that. Den Tag und die folgende Nacht über mußte er auf der Wachtstube unter Aufsicht der Gerichtsknechte bleiben, und ob man ihm gleich zu eßen und zu trinken vorsezte, so rührte er doch aus Verstockung nicht das mindeste an.

Tags darauf, am 29. Merz machte man wirkliche Anstalt, ihn zu foltern, weil er die abermahligen Ermahnungen, in der Güte zu bekennen, bald mit einem verstockten Nein, bald mit bloßem Kopfschütteln beantwortete. Man befahl ihm, aus der Gerichtsstube abzutreten, allein er thats nicht, sondern schien vor Entkräftung in Ohnmacht zu fallen. Daher trugen ihn denn 3. Knechte in die Marterkammer, wo er abermahls die äußerste Schwachheit von sich blicken ließ, und von den Richtern in Gegenwart des Henkers abermahls fruchtlos zum Bekenntniße ermahnt wurde. Man übergab ihn also dem Scharfrichter, der ihn mit Hülfe seiner Knechte fast ganz nackend auszog, ihm die Haare abschnitt, ihm die Folterinstrumente zeigte, und ihm die dadurch

durch zu verursachenden Schmerzen einigermaßen beschrieb. Es schien jedoch den Bösewicht nichts zu rühren. Man legte ihm deswegen wirklich die Daumenstöcke an, schraubte damit zu und schnürte sodann auch ziemlich scharf mit den Banden. Diese beeden Grade der Folter hielt nun **Wagner** aus, ohne eine sonderliche Empfindlichkeit spüren zu lassen, oder etwas den ihn fragenden Richtern einzugestehen. Als man ihn aber zur Leiter bringen wollte, so fieng er zu reden an, sagte, daß er alles bekennen wolle, und gestund auch sogleich, daß er seit mehrern Jahren zu einer Diebs- und Räuberrotte gehöre. Er nannte nicht blos die bereits angeführten Verbrecher, Starke, **Kärner**, **Nettel** und **Rockenfuß**, sondern auch noch ein paar andere, als zu dieser Bande gehörige Diebe. Auf sein Bitten und Versprechen, alles einzugestehen, ließ man ihm die auf dem Rücken zusammengezogenen Arme los, und dann bekannte er, daß er vor ohngefähr 5. Jahren in Gesellschaft eines Trabanten dem Müller zu **Roda** 1000. Thaler gestohlen und davon die Hälfte zu seinem Theil bekommen habe. Mit diesem Gelde seye er nach Dresden gegangen und habe es daselbst nach und nach durchgebracht. Den Kirchenraub zu **Mehna** habe er und Starke verübet, mit dem er vor 2. Jahren zu **Mökern** in der Schenke bekannt worden; der nicht nur denselbigen in Vorschlag gebracht, sondern auch die Bestehlung der ohnfern Jena in einem, dem Namen nach ihm unbekannten Ort, befindlichen Kirche, angegeben habe. Er seye selbst mit in die Kirche zu **Mehna**

gestie-

gestiegen, habe Kelch, Oblatenschachtel und dergleichen rauben, den Cymbelkasten erbrechen, und die Heller herausnehmen helfen. Diese geraubten Sachen wären in 3. Theile getheilt worden, und auf seine Person seye ein halber Thaler an Hellern, die noch gegenwärtige Oblatenschachtel, so wie die zerbrochenen Stücke Silberblech, und die silbernen Franzen gekommen. Bey dem, einige Tage vorher geschehenen Kirchenraube in einem Dorfe ohnweit Jena, seye blos Starke eingestiegen, er aber habe für sein Wachestehen dabey von dem geplünderten Kelche, Oblatenschachtel, Cattun, und andern Sachen, die Starke herausbrachte, seinen Theil bekommen. Von dem Diebstal, der um Ostern 1719. im Winklerischen Garten vor Leipzig begangen worden, bey dem er und Quittenbaum, der Leineweber, als Wache außen vor dem Garten gestanden, hätte er nur 16 Ggr. und ein Stück Fuchspelz bekommen, das er nachher als Unterfutter des Brustlatzes getragen habe, welcher von dem in der Kirche zu Mehna geraubten Stücke rothen Taft gemacht worden seye. Die übrigen Diebstäle seyen ohne ihn verübt worden, Starke, Kärner und die andern hätten ihm jedoch viel Geld nachher gewiesen, und alsdann auf seine Drohung, sie anzugeben, ihm davon ohngefähr 3. Thaler an Geld mitgetheilt. Von der Ermordung des Musquetier Finßels zwischen Zeiz und Altenburg wiße er ganz und gar nichts, so wie ihm übrigens nicht das mindeste mehr beyfiele, das er anzeigen könnte.

Als man Wagnern nachher in der Gerichtsstube wegen der unter der Tortur eingestandenen Verbrechen, nochmahl frey und ungebunden verhörte, so blieb er das meiste davon geständig, versicherte von keinem andern Kirchenraube als dem Neuenhofischen und Mehnaischen etwas angeben zu können, und änderte nur in einigen nähern Erklärungen seine Außagen, z. E. daß er nicht selbst beym Kirchenraube zu Mehna eingestiegen, daß Rockenfuß bey dem nemlichen Raube nicht zugegen gewesen, daß dieser hingegen nebst ihm bey dem Kirchenraube zu Neuenhofen außen die Wache gehalten habe.

Da alle diese Außagen den Akten beigefüget worden waren, und man sich in den Stand gesezt sahe, den gerichtlichen Proceß zu endigen und darauf das Urtheil zu fällen, so ergieng dann wirklich im Monat April des Jahrs 1721. vom Churfürstlich Sächsischen Schöppenstuhle zu Leipzig, die Sentenz: daß "Johann David Wagner wegen seiner eingestandenen mehrmaligen großen Diebstäle zu Roda, Leipzig, und anderwärts, besonders aber wegen seines zwiefachen Kirchenraubes, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, sein Cörper aber nach vollstreckter Execution aufs Rad geflochten werden solle." Als ihm dieß Urtheil bekannt gemacht worden war, so versezte er: "Er gehe dieses Urtheil nicht ein, er habe niemanden was gestohlen, es könnte einem viel nachgesaget werden." Man gestattete ihm hierauf einen Defensor,

fensor, Doctor Falkner; doch seiner Vertheidigung ohngeachtet machte die Juristenfacultät den Ausspruch, daß es bey dem bereits gefällten Urtheile bleiben solle. Und da Wagner sich aufs neue widersezte, ohngeachtet er sich zu rechtfertigen keine Beweißgründe anführen konnte, sondern immer bloß dieß sagte, "er wiße von nichts, er seye ein ehrlicher Kerl, er habe niemand was gethan oder genommen," so gab man ihm noch einen Monat Frist zu seiner Rechtfertigung durch den erwähnten Advocaten. Doch auch diese Rechtfertigung war vergebens, denn die Juristenfacultät zu Wittenberg, die nochmahl alle Acten durchgieng, bestättigte aufs neue das einmahl ergangene Todesurtheil.

Es ist leicht zu erachten, daß er sich bey der hierauf erhaltenen Nachricht: "sein Todesurtheil seye bestätigt, er solle sich daher zu einem seligen Ende zubereiten," äußerst ungeberdig werde bezeigt haben. Und als man erst gar Geistliche zu ihm schickte, so gab er ihnen die schnödesten Reden, z. E. "Er hätte nichts mit ihnen zu schaffen; er würde nicht drauf merken, wenn sie was zu ihm sagten; er nehme das Urtheil nicht an, so wahr als Gott lebe; das, was sie ihm vom Tode sagten, seyen keine Tröstungen; man solle ihn frey laßen, dann wolle er in die Kirche gehen und beten;" übrigens betheuerte er es dem damahligen Licentiat Carpzov mit einem Eidschwur sogar, daß er sich nicht bekehren wolle. Wenn die Chorschüler zu ihm vor die Gefängnißthüre geschickt wurden, so wickelte er

den Kopf in seinen Rock, um ihren Gesang nicht zu hören, und als sie einmahls bey Anstimmung des Liedes: O Ewigkeit du Donnerwort ꝛc. im ersten Vers auf die Ausdrücke kamen: "Mein ganz erschrocknes Herz erbebt, daß mir die Zung am Gaumen klebt, so stieß er die freche Rede aus: Warum nicht gar am A...

Da indeßen der verstockte Bösewicht sich immer auf seinen Advocaten berief, darauf beharrte, er habe den Tod nicht verdient, vom Sterben und der Vorbereitung darauf nichts wißen wollte, und stets sagte, er nehme sein Urtheil nicht an, so fand man für nöthig, die Acten nochmahls an den Churfürstlich Sächsischen Schöppenstuhl nach Dresden zu schicken. Die zu Anfang des Octobers 1721. folgende Antwort darauf war nun diese: "daß Inquisit Wagnern aufs neue die Geistlichen geschickt werden sollten; daß, wenn er auch in Unbusfertigkeit verharren würde, die zuerkannte Todesstrafe ohne weiteres Nachsehen an ihm vollstrecket werden sollte; daß, wenn er sich weigern würde, nach dem Richtplatz zu gehen, man ihn dahin fahren, und daß wenn er sich auf dem Richtplatz noch widersetzen wollte, man ihn mit Gewalt vom Leben zum Tode bringen sollte." Dieß alles war ihm noch nicht genug! — Wagner ließ sich vielmehr vernehmen: "seine Sache müßte vor den König!" Man berichtete es dahero aufs neue nach Dresden; allein der am 21. October kommende Bericht beståttigte das Urtheil zum leztenmahl.

Wagner bewieß sich hierauf gegen die zu ihm gehenden Geistlichen sehr halsstarrig, sagte zu ihnen: "des T.... bin ich, ich bete nicht" und machte dadurch, daß diese religiösen Männer glaubten, es seye nöthig, in den Kirchen öffentliche Fürbitten zu thun, daß Gott sein hartes Herz erweichen möchte.

Am 18. November brachte man Wagnern in die Gerichtsstube, ob er sich gleich hineinzugehen sträubte, und beym Anblick des auf dem Saal im Durchgehen erblickten häufigen Volks sagte: "Gott's schwere Noth, was machen die Leute da!" Hier redete ihn nun vor der öffentlichen Versammlung des Gerichts der Herr Bürgermeister, D. Steger, an: daß man freylich wünschte, ihn in einem bekehrten Zustand hie zu sehen, weil sein Tod so nahe seye, denn in 3. Tagen, den 21. November würde das Urtheil wirklich an ihm vollzogen, er enthauptet, und sodann sein Cörper aufs Rad gelegt werden; allein da er die Buße bisher immer verschoben, so möchte er sich doch izt in diesen lezten Tagen noch ernstlich zu Gott wenden, und den Ermunterungen der Herren Geistlichen folgen. Seine Antwort hierauf war diese: "So bereite ich mich nicht, ich bete auch nicht, ich habe den Tod nicht verdienet, so mag ich auch nicht sterben."

Die lezten Tage verfloßen abermahls ohne daß er sich bekehrt hätte, daher denn die sonst gewöhnliche Communion des Tags vor der Execution unterblieb. Die Nacht auf den 21. schlief er ruhig, stand des Morgens um 5. Uhr auf, und als ihm

der Stockmeister befahl, ein reines weißes Hemde anzuziehen, so fuhr er selbigen mit ungestümmen Worten an, daher es ihm denn mit Gewalt angezogen werden mußte. Um 9. Uhr vormittags gieng die Hegung des peinlichen Halsgerichts auf dem großen Rathhaussaale vor, zu welchem man den Verbrecher hohlte. Als er in der armen Sünderstube dem Scharfrichter überantwortet worden war, ihm selbiger die Hände gebunden und ihn sodann über die Treppe zum Eingang auf den großen Saal geführt hatte, wo er so lange stehen bleiben mußte, bis das dreymahlige Zeter-Geschrey über ihn vorbey war, so stellte er sich ganz beherzt an. Er erblickte im Gehen über den Saal jemand unter den Zuschauern, der von einer Bank herunterstolperte, und fieng hierüber nicht nur zu lachen an, sondern gab auch den ihn begleitenden Geistlichen, die ihn ermahnten, er solle izt lieber auf sich sehen und seine Seele bedenken, deshalben eine schnöde Antwort. Als er näher zum Platz des Saals kam, wo das peinliche Halsgericht sich befand, so blieb er stehen, und sagte: "Ich gehe nicht hin, was habe ich da zu thun;" daher er denn durch Drohungen und Gewalt dazu genöthigt wurde. Auf die Frage des Stadtrichters: ob er nochmahls seine Diebstähle, und Theilnehmung an dem zwiefachen Kirchenraube eingestehe, erwiederte er frech: "Er seye nicht dabey gewesen." Doch all' sein boshaftes Läugnen fruchtete nichts; man bezog sich vielmehr auf sein vorheriges Eingeständniß; sodann wurde ihm sein Urtheil nochmahls vorgele-

sen,

sen, ihm der Stab gebrochen, und die Abführung deßelben zur Hinrichtung befohlen.

Ob sich nun gleich der Malefikant hierauf hartnäckig fortzugehen weigerte, sich stemmte, und laut sagte: "Er thue es nicht, er protestire, man sollte ihn wieder in sein voriges Behältniß bringen, es wäre nicht recht, daß er sterben solle;" so war doch seine Widersetzlichkeit vergebens. Bey der Rathhausthür stemmte er sich aufs neue und wollte nicht weiter fort, worauf ihm denn der Scharfrichter versicherte, er müßte fortgehen oder man würde ihn auf dem schon bereit stehenden Karren hinausführen. Unterwegs redeten ihm die Geistlichen auf das ernstlichste zu, sich zu bekehren und seine Sünden Gott reuig abzubitten, weil er nun bald den Schritt in die Ewigkeit machen, und vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen müßte; allein er hörte nicht darauf, vagirte vielmehr mit dem Kopfe und gebundenen Händen, so viel er konnte herum, und spuckte dabey immer aus. Sein ganzes Reden bestand darinn, daß er immer sagte: "Es wäre nicht recht, daß man ihn da hinaus führe, um ihm sein Bischen Leben zu nehmen." Nahe bey dem Grimmischen Thor blieb er einige Zeit stehen, sahe den Thurm an und brach in die Worte aus: "In diesem Orte bin ich was rechts gequält worden!" Auf die Frage des Stockmeisters vor dem Thore: ob er trinken wollte? erwiederte er: was er denn hätte? und da dieser sagte: Guten Rheinwein, so versezte er: er verlange nichts.

Unterdeß hatte man sich dem Rabenstein genähert; auf den er nicht eher zu bringen war, als bis der mit zugegen gewesene Eulenburgische Scharfrichter vorangieng. Als er droben war, sahe er einen im blauen Mantel stehen, und sagte dabey: "ich weiß schon was das zu bedeuten hat, der thut mir was." Er fragte hierauf, ob denn die Geistlichen nicht auch herauf kämen? Als sie nun sich bey ihm einfanden, fragte er sie: warum man ihm denn sein Leben nehmen wolle? da ihm denn solche nochmahls die Rechtmäßigkeit des Urtheils erklärten. Hierauf fieng er an: "Er habe nicht geglaubt, daß es so weit mit ihm kommen sollte," und fragte die Geistlichen "wie er denn in die Hölle, auch zum lieben Gott im Himmel käme, und was der liebe Gott sagen würde?" da machten sie ihm denn nochmahlen deutliche Vorstellungen vom Himmel und der Hölle, so wie von der nöthigen Buße, und versicherten ihm unter andern, wenn er sich ernstlich bekehren würde, so würden die Engel im Himmel auf seine abscheidende Seele also, wie gegenwärtige Zuschauer auf die Vollstreckung seines Urtheils warten. Er verstand jedoch, als ein von Jugend auf roher und in der Religion gar wenig unterwiesener Mensch, dieß sonderbare Gleichniß nicht, und erwiederte ihnen: "ob denn diese, so da stünden, die heiligen Engel wären?" Daher ihm denn deshalben eine neue Zurechtweisung gegeben werden mußte. Alsdann ließ er sich ferner gegen die Geistlichen vernehmen: "er habe noch was auf dem Herzen, und wolle es Ihnen vertrauen,

wenn

wenn sie es nicht weiter sagten." Auf ihr Versprechen, sie wollten es geheim halten, sagte er zu ihnen: "Er wäre einmahl von den Soldaten entlaufen, keine Mordthat aber habe er nicht begangen." Das erste davon hatte er vorher schon vor Gericht eingestanden, das lezte aber war vielleicht ein Merkmahl von der Angst seines Gewißens, das ihn etwa doch anklagte, an dem ihm geziehenen Morde wirklich Theil genommen zu haben. Man bot ihm Zeit an, die man ihm noch zur Buße lassen wolle, alleine er nahm solche nicht an, und wiederhohlte nur die im Hinausweg öfters gethane Frage, ob ihm nicht das heilige Abendmahl gereicht würde? da es nun hieß: ja, wenn er zuvor Buße gethan, und allen Menschen verziehen, besonders aber mit dem Stockmeister sich ausgesöhnt haben würde. Da er nun hierauf erwiederte: "nein, dem vergebe ichs nimmermehr," auch sonst keine Reue blicken ließ, so unterblieb die Communion. Nachdem ihm die Geistlichen über eine Stunde lang auf dem Rabenstein vergebens zugeredet hatten, sagten sie endlich, sie wären genöthigt, izt von ihm sich zu entfernen und ihn demjenigen zu überlaßen der nach Urtheil und Recht mit ihm verfahren würde, worauf er denn dreist versezte: "Sie sollten immerhin fortgehen."

Als sich diese vom Rabenstein herab begeben hatten, und ihm die Augen verbunden werden sollten, so erklärte er sich: Nun wolle er beten, fieng auch das Vater Unser etliche mahl an, kam aber niemahls weiter als bis zu den Worten: der du bist im Himmel.

Nun streiften ihm die Leute des Scharfrichters den Rock herab, wobey er sagte: Ihr werdet mir doch nicht den Rock zerreißen? Da ihm aber der Scharfrichter sagte, daß er keinen Rock mehr brauche, so erwiederte er: Es ist auch wahr; wurde ganz bestürzt, da man ihm die Halsbinde abnahm, und den Hemdekragen aufknüpfte, rief: "Laßet mich doch beten, betet doch mit, betet doch alle mit!" Wirklich betete er hierauf ein paar ganz kurze Seufzer, besonders den: Schaffe in mir Gott ein reines rc. und als er die Worte auszusprechen anfieng: Herr in deine Hände befehl ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr du getreuer Gott! so hieb ihm der Scharfrichter von der linken nach der rechten Seiten zu, und also vor ihm stehend in den Hals. Weil aber der Delinquent sich niederzuknieen geweigert hatte, stehend geblieben, überdieß ziemlich lang war, und dazu noch das Kinn an den Hals stemmte, so geschahe es, daß der Scharfrichter den Hals, nicht, wie er gewollt, auf einmahl ganz durchhieb, sondern weil das Schwerdt im Hauen tief geführt werden mußte, und also auf der rechten Seite das Brust- oder Achselbein mit gefaßt hatte, so blieb der Hals ohngefehr einen Zoll tief, undurchschnitten. Doch war keine Empfindung des Lebens mehr bey ihm, und der zweyte Hieb trennte sogleich seinen Kopf vollends vom Rumpfe. Der Kopf wurde hierauf mitten aufs Rad genagelt, und der Cörper auf selbiges herumgeflochten.

XI. Chri-

XI.

Christoph Layer *)

Advocat zu London, wegen Hochverrath daselbst im Jahre 1723. gehängt und geviertheilt.

Dieser Rechtsgelehrte in London, ob er gleich protestantischer Religion war, suchte doch, in Verbindung mit einigen andern Personen, theils mit manchen über die Regierung Misvergnügten geringen Standes, theils mit manchen Vornehmern, unter denen sich selbst einer der angesehensten protestantischen Geistlichen Englands befand, den damahls sich in Rom aufhaltenden der catholischen Religion zugethanen Prätendenten auf den englischen Thron zu bringen und deshalben im Jahre 1722. wider den König Georg den I. eine gefährliche Verschwörung anzuzetteln.

Der Herzog von Orleans, als damahliger Staatsverweser in Frankreich, war der erste, der dem Könige von einer solchen, seinem Reiche sowohl als seinem Leben höchst nachtheiligen Unternehmung,

*) S. Guthrie und Gray allgem. Weltgesch. XIII. B. II. Abth. 802 2c. Lezte Gesinnungen zum Tod 2c. III. Band, p. 232-242. u. Histor. Bildersaals VIII. B. S. 743. 2c.

Nachricht ertheilte. Alle Glieder des nach Westmünster neu zusammengerufenen Parlamentes erstaunten, als der König in einer an sie gehaltenen Rede eine so unerwartete Sache entdeckte, und zugleich um Schutz und Beystand des Parlamentes bat, damit solche kühne Rebellen am besten ein gezogen, ihre abgeredete Bosheit vereitelt, un ihnen die verdienten Strafen zuerkannt werden könnten.

Nun wurde ohne Zeitverlust ein aus beynahe 5000. Mann bestehendes Lager im Hydepark aufgeschlagen, und alle Kriegsbediente erhielten Befehl, sich an ihre Standorte zu begeben. Man schickte den Generallieutenant Macartney nach Irrland, sechs Regimenter aus diesem Königreiche herüber zu hohlen, die in dem westlichen Theile Englands ihre Stellung nehmen sollten. Ja auch die Staaten von Holland wurden aufgefordert, sich wegen ihrer Gewährleistung mit 6000. Mann in Bereitschaft zu halten. Man nöthigte sogar alle Catholiken, auf zehn Meilen weit, bis auf weitere Verordnung sich zu entfernen: kurz, alle Anstalten wurden getroffen, der Regierung die gerade itzo so nöthige Sicherheit zu verschaffen.

Unter den ersten Personen, die man hierauf, als wegen dieser Verschwörung verdächtige, einzog, befand sich vorzüglich ein Irrländischer, dermahlen bey einem französischen Regimente stehender Capitain Kelly, der bereits in dieser schlimmen Sache drey-

dreymahl hin und her gereiset war, den man aber eben, als er das viertemahl überfahren wollte, gefangen nahm. Man traf in seinen Coffern 40000. Pfund Sterling, so für den Prätendenten gesammlet waren und noch ein großes Paket wichtiger Briefe an, ob er gleich noch mehrere geheime Briefe, als man ihn ergriff, schnell in ein Caminfeuer warf. Dadurch entdeckte sich's nun, daß der Bischof von Rochester, Doctor Atterbury, den England als großen Gelehrten und berühmten Schriftsteller schätzte, und der besonders mit Pope in einem Briefwechsel stund, welcher deßen Werken einverleibet ist; um diese Zusammenverschwörung wiße. Man ließ ihn daher am 4. September durch einen Gardehauptmann, Williamson, in einer Kutsche vor jedermanns Augen nach dem Tower abholen und daselbst gefangen setzen.

Bald nachher und noch zu Ende des Septembers, bemächtigte man sich auch des Advocaten Christoph Layers, oder Lears, den bereits der Prätendent zu seinem Groskanzler erklärt hatte, wenn die vorhabende Revolution und Staatsveränderung nach seinem Wunsche ablaufen sollte.

Zu Anfange des Octobers hohlte der General Macartney die allbereit auf der Flucht nach Havre de Grace begriffenen Lords, William North und Grey, glücklich ein und brachte sie in den Tower. Ein gleiches widerfuhr dem Grafen Orrery und am 11. November dem Herzog von Nortfolk, Erb-

Cron-Grosmarschall, und erstem Pair des Reichs, als er eben nach Frankreich überschiffen wollte, weil er durch seinen öftern Umgang mit Capitain Kelly und durch Besuchung deßelbigen im Gefängniße, in Verdacht kam.

Unter allen diesen und mehrern andern Gefangenen geringern Standes, empfanden bloß der Bischof von Rochester, und der Rechtsgelehrte Layer, die Strenge der Regierung, weil wider die übrigen keine überzeugenden Beweise aufgebracht werden konnten.

Der Bischof Atterbury stellte sich Anfangs in seinem Gefängniße krank, berief sich auf die Acte: Habeas corpus, und wollte eben deswegen auf Caution losgelaßen werden. Da dieß nicht geschahe, so bezeigte er sich äußerst wild und störrisch in seinem Kerker, ja vergieng sich sogar mit Thätlichkeiten gegen den Commandanten des Towers, Williamson, warf ihn in seinem Zimmer zur Erde nieder und schlug ihn sogar ins Gesicht.

Es ward eine Bill im Hause der Gemeinen zur Beschuldigung des Bischofs abgefaßt, ob er sich gleich auf sein Vorrecht als Lord berief. Zwar traf sie einigen Widerstand in diesem Hause an, es ward aber demohngeachtet durch eine große Mehrheit der Stimmen am 29. April 1723. beschloßen, er solle seiner Würde und Pfründe beraubt und auf immer aus dem Königreiche verwiesen werden. Auf dieß ver-

verantwortete sich der Bischof nicht, sondern verlangte vielmehr, als Lord und Bischof, der ja selbst Siz und Stimme im Oberhause hätte, daß seine Sache auch im Oberhause entschieden werden solle; da glaubte er, wolle er seine ganze Stärke zeigen.

In demselben hatte seine Sache auch wirklich viele Freunde, und seine eigene Beredsamkeit erwarb ihm noch mehrere. Als seine Sache wirklich vor das Oberhaus gebracht ward, erfolgte ein langer und hitziger Streit, wo sich die Partheyen mit grösserer Gleichheit theilten, als die Minister erwartet hatten. Da wenige oder keine andere Beweise wider ihn vorhanden waren, ohne nur aus aufgefangenen, in Ziffern geschriebenen Briefen gezogene, so konnte man ihn keiner Verrätherey öffentlich überführen. Er fand daher auch wirklich viele Vertheidiger, unter denen der Graf von **Pawlet**, der Herzog von **Wharton** und Lord **Bathurst**, die wichtigsten waren. Allein alles deßen ohngeachtet, was auch zu seinem Vortheil gesagt werden mochte, gieng doch die Bill wider ihn durch.

Am 22. May legte der Bischof seine lezte Vertheidigungsrede im Oberhause ab, die zwey Stunden währte, und ihm, wegen der starken Angreifung seiner Kräfte, beynahe eine Ohnmacht zuzog, eine Rede, in der er viele biblische Sprüche anführte, besonders an die anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe die Worte Pauli 1 Timoth. 5, 19. richtete: Wider einen Aeltesten nimm keine Klage an, außer

zweyen

zweyen oder dreyen Zeugen, und seine Verweigerung der Antwort auf die ihm vorgelegten Fragen mit den Worten des Erlösers aus Luc. 22, 67. 68. beschönigte: Sage ich's euch, so glaubt ihr's nicht, frage ich euch, so antwortet ihr mir nicht und lasset mich doch nicht los.

Doch alle diese Beredsamkeit half ihm nichts. Es wurde ihm vielmehr im Oberhaus das nemliche Urtheil, wie im Unterhause, gefället, bey welchem bereits damahls Herr Yonge sein Votum aus Apostelg. I, 20. also gegeben hatte: Ihre Behausung müße wüste werden, und sein Bisthum empfahe ein anderer.

Nachdem auch der König am 27. May den Ausspruch der beeden Parlamente bestättigt hatte, so geschahe schon am 29. May die Vollziehung deßelben, da er nemlich aller seiner Ehren und Würden beraubt, in weltlicher Kleidung nebst seiner Tochter nach Calais gebracht wurde. Da mehrere Geistliche der englischen Kirche eine Beysteuer, die sich auf 8000. Pfund Sterling belief, für ihn gesammlet hatten, der Verkauf seines Hausgeräthes und seiner Bibliothek ihm gegen 5000. Pfund Sterling eintrug, und er durch die Freygebigkeit einiger Freunde beträchtliche Summen mit auf den Weg bekam, so ist leicht zu erachten, daß er in Frankreich sein Leben keineswegs elend und armselig werde zugebracht haben. Er schloß selbiges im Jahre 1732.

So gut kam der Bischof von Rochester durch. Desto schlimmer ergieng es hingegen dem Haupte der Rebellion, Christoph Layer. Im Anfange suchte er aus dem Gefängniße zu entwischen, das ihm jedoch nicht gelang, sondern vielmehr machte, daß er in Eisen und Bande gelegt wurde. Bey dem gegen ihn angestellten Prozeße wendete er alle nur mögliche Kunstgriffe an, um sich aus seiner großen Verlegenheit herauszuhelfen. Er verwarf dreymal seine geschwornen zwölf Richter aus der Provinz Eßex, suchte die gegen ihn aufgestellten Zeugen in Verwirrung zu bringen, verläugnete seinen Taufnamen so lange, bis man ihn aus dem Taufbuche überwieß; verwarf mit vielen und weitläuftigen Reden alle wider ihn vorgebrachten Beweise, und betrug sich bey allen seinen Verhören äußerst muthig und unerschrocken. Seine beeden Sachwalter, Hungerford und Kettleby, bemüheten sich zwar auch, so viel als möglich, ihn durch ihre Vertheidigungen von der Beschuldigung des begangenen Hochverraths frey zu machen. Doch alle seine und ihre Bemühungen waren umsonst, denn der Plan der Verschwörung, welchen Layer mit seiner eigenen Hand geschrieben hatte, zeugte zu stark wider ihn.

In diesem Aufsatze war in 21. Punkten alles auf das genaueste angezeigt, was am 21. Junii 1722. als am Geburtstage des Prätendenten geschehen solle, z. Ex. wo sich die Soldaten, die man dabey gebrauchen wollte, zu versammlen hätten; wie man sich zuerst des Towers bemächtigen, wie man alsdann

dann die Großen in ihren Häusern in Verhaft nehmen, sodann die Thore der Bürgerstadt sperren, die Canonen aufführen, das nöthige Geld zur Bezahlung der Soldaten aus der Bank nehmen, ja auf die Lezte, wenn der Tumult groß würde, sich der Person des Königs selbst versichern, und ihn wegführen müße. Dieser Entwurf wurde nun, nebst mehrern andern Briefen und Schriften an und von dem Prätendenten, dem Beklagten unter die Augen gelegt, und ob er gleich alle nur mögliche Kunstgriffe anwendete, um die Stärke der aus diesen Papieren wider ihn angeführten Beweise, zu entkräften, so half es ihm doch nichts, sondern es wurde ihm vielmehr am 8. December sein Urtheil gefället, und von dem Lord Oberrichter in folgender Anrede bekannt gemacht:

"Christoph Layer, ihr seyd des Hochverraths "angeklagt, und, nach langwieriger Prüfung der "rechtlichen, darüber angestellten Untersuchungen, "des ganzen Verfahrens überwiesen worden, daß "ihr euch durch eine Verschwörung wider das Le-"ben des Königs, des Hochverraths schuldig ge-"macht habt. — Da dem nun also ist, so achtet "euch das Gesetz nicht mehr für würdig, das Le-"ben länger zu behalten; und der Ausspruch des "Gesetzes, so wie selbiger von dem Gerichtshofe "bestättigt worden ist, lautet dahin: ihr, Christoph "Layer, sollet an den Ort, wo ihr hergekommen "seyd, izt wieder hin, von dannen aber nach dem "Richtplatz gebracht, und dort am Halse gehenkt

"wer-

"werden; jedoch nicht so lange, daß ihr daran sterbt; "sondern ihr sollt lebendig aufgehauen, Eure Ein- "geweide sollen aus eurem Leibe gerißen, und vor "euren Augen verbrannt, euer Kopf vom Rumpfe "getrennt, und euer Leib in 4. Theile zerhauet wer- "den; mit eurem Kopf und euren Vierteln soll so- "dann gethan werden, was Seine Majestät für gut "befinden."

Layer erschrack zwar einigermaßen bey Anhörung dieses so strengen Urtheilsspruches, war aber doch noch so standhaft, darauf zu antworten: er hofte, daß er Muth genug haben würde, sich diesem Urtheil als ein Edelmann und als ein Christ zu unterwerfen, und er zweifelte nicht, daß er in jener Welt die Gerechtigkeit finden würde, die man ihm hie versagt hätte; er hätte keine Ursache, sich von der Gnade des Königes viel sonderliches zu versprechen; die einzige Gnade, um die er noch bäte, wäre diese, daß man ihm noch bis zum 23. December Zeit laßen möchte, seine Sachen in Richtigkeit zu bringen und sich mit Gott auszusöhnen, wie auch daß man seiner Frau, seinem Secretär, seiner Schwester, und den beeden Geistlichen, Thomson und Browe, erlauben möchte, ihm beyzustehen.

Man gewährte ihm alles, was er sich ausgebetten hatte, bis auf den lezten Punkt, und gab ihm, statt der begehrten Geistlichen, die zu den Non-jurors gehörten, zween andere, einen Doktor Moß und einen Herrn Hawkins.

Da

Da man von ihm erfahren wollte, wer denn die eigentlichen Mitverschwornen wären, so wurde die Vollziehung seines Todesurtheils von Zeit zu Zeit verschoben. Ja es bot ihm sogar der Obrist Williamson die Gnade des Königs an, wenn er alle Geheimniße einer so gefährlichen Verschwörung aufrichtig entdecken würde. Doch er verwarf die ihm unter dieser Bedingung angekündigte Gnade und blieb in dem Punkte verstockt bis an seinen Tod.

Nach langem Aufschube erfolgte endlich am 28. May 1723. wirklich seine Hinrichtung zu Tyburn, als der öffentlichen Gerichtsstätte. Er wurde vom Tower aus dahin auf einer Schleife geführt, hatte ein schwarzes Kleid an, eine Knotenperücke auf dem Kopfe, und seine Hände in seinem Hut, welcher vor ihm lag, daß alles, in zahlloser Menge zuströmende Volk ihn sehen und betrachten konnte.

Gleich nach seiner Ankunft daselbst, übergab er nicht nur dem Criminalrichter eine von seiner Hand unterzeichnete Schrift, sondern hielt auch folgende von seiner Halsstarrigkeit zeugende kurze Rede:

"Ich komme hieher, einen schimpflichen Tod "zu leiden, nicht um eines schimpflichen Verbre"chens willen, sondern weil ich den Regungen "meines Gewißens gefolgt habe, und bemühet ge"wesen bin, meine Pflicht zu thun. Da ich auf "solche Art sterbe, so zweifle ich nicht, daß ich in "kur-

"kurzem selig seyn werde, das aber bin ich ge-
"wiß versichert, daß diese Nation nie glücklich
"oder nur ruhig seyn wird, bis ihr König wie-
"der auf seinen Thron gesezt ist. Ich verzeihe
"jedem Menschen und bitte Gott wegen aller mei-
"ner Sünden und die Menschen wegen des Scha-
"dens oder Unrechts, das ich Ihnen etwa zugefügt
"haben mag, um Vergebung."

Als diese Rede geendigt war, wurde er zuerst gehenkt, nach einigen Minuten noch lebend herabgenommen, und aufgeschnitten. Alsdann wurden seine Eingeweide verbrannt, sein Kopf herabgeschlagen und auf die Pforte des Temple-Bar aufgesteckt, sein Leib aber geviertheilt und diese Stücke hernach seinen Verwandten zur Beerdigung überlaßen.

XII.

Gordon *)

wegen vorgehabter Verbrennung des Seehafens zu Brest, daselbst 1769. enthauptet.

Dieser englische Officier, der aus einer vornehmen Familie Englands herstammte, hielt sich im Monate Junius 1769. einige Wochen über in Brest auf, und gieng insgeheim damit um, von diesem berühmtesten Seehafen Frankreichs, die genaueste Kenntniß sich zu verschaffen, ja ließ sich die besten Abzeichnungen von allem dem, was er in Augenschein daselbst genommen, und merkwürdig gefunden hatte, verfertigen. Von diesen seinen Unternehmungen allen, erhielt denn nun der Intendant zu Brest gar bald zuverläßige Nachrichten, ja es wurde ihm selbst von den vertrautesten Freunden dieses Officiers, in der größten Stille entdeckt, daß derselbe ein Project entworfen habe, den Seehafen in Brand zu stecken, und daß er zur Ausführung dieses so gefährlichen und sträflichen Vorhabens, mehrere Personen bereits gedungen habe. Man wußte es sogar, er habe den Tag vor seiner festgesezten Abreise aus Brest, zu seinen Mitver-

*) S. des Histor. Bildersaals XV. Band.

verstandenen gesagt, daß um die und die Stunde eine gewiße Anzahl mit Holz beladener Fahrzeuge, um Feuer in dem Hafen anzulegen, erscheinen würden, daß jedoch er, für seine Person zuvor abgereiset seyn würde, damit niemand auf ihn einen Verdacht haben könne, und er also selbst in Sicherheit sich befände.

Indem er nun eben im Begriffe war, von Brest abzureisen, wurde er gefänglich eingezogen, und der Beweiß davon, daß seine Anstalten zum Untergang des Seehaffens nur allzulistig, und pünctlich eingefädelt waren, konnte daraus deutlich entdeckt werden, daß sogleich in der darauf folgenden Nacht, wirklich einige mit Holz, Kohlen, und brennbaren Materien beladene Fahrzeuge, in Brest landen wollten, die längst der Küste her kamen. Kaum hatte man diese Erscheinung außerhalb des Seehafens wahrgenommen, als der Commendant sogleich die Sturmglocke läuten ließ, und man war alsdann bey dem großen Zusammenlauf des Volks so glücklich, eine ziemliche Menge Mitschuldiger, bey dieser vorgehabten sträflichen That, entdecken und gefangen nehmen zu können. Kurz der Anschlag wurde ganz vereitelt, und Brest glücklich gerettet.

Nun fiengen sich die scharfen Untersuchungen über den Anstifter so wohl als über seine Mitschuldigen an. Da erfuhr man es denn, daß Gordon diese verwegene That bloß auf das Anstiften eines vornehmen Verwandten, zu unternehmen gewaget

 habe.

habe. Er bekannte freywillig, daß bloß das ihm gemachte Versprechen, ihm in kurzen bey einem Regiment eine höhere Offiziersstelle zu verschaffen, so viel Gewalt über ihn gehabt habe, ihn zu bewegen, daß er diese so lebensgefährliche Rolle eines Spions über sich nahm. Zwar hatten selbst seine Richter Mitleiden mit ihm, so wie man ihn wegen seiner großen Jugend, denn er war erst 21. Jahre alt, allgemein bedauerte, und, weil er sich sonst jederzeit einer untadelichen Aufführung befließ und das gesittetste Betragen äußerte, sein klägliches Schicksal, worein ihn Leichtsinn und Mangel an reifer Ueberlegung gestürzt hatte, theilnehmend bejammerte; allein die That so er zu beginnen wagte, war allzusträflich, und er nur allzusehr überzeugt und überwiesen, als daß er, ohne die Gesetze umzustoßen, hätte für Schuldlos erklärt, und ungestraft bleiben oder ganz frey gelaßen werden können. Es wurde ihm daher das Urtheil gesprochen, auf dem Schaffot enthauptet zu werden, und die königliche Bestättigung dieses Urtheils machte seine Begnadigung unmöglich.

Nach bereits ihm gefällten Urtheile machte er noch einen Versuch, seine Richter zu bewegen, daß sie ihn aus Erbarmung begnadigen möchten, und schrieb in dieser Absicht folgenden rührenden Brief an die über ihn niedergesetzte Commißion: ” Meine Herren! Auch sie sind Väter! Der Meinige, ein Vater von 13. Kindern, ward mir und meinen Geschwistrigten durch einen frühzeitigen Tod entrißen,

und

und ich war erst 12. Jahre alt, als ich ihn verlohr. Nun begab sich meine Mutter als 32. Jahre alte Wittwe auf das Land, um ihre Lebensart mit Erziehung ihrer 5. Töchter hinzubringen. Meine und meiner 7. Brüder Erziehung hingegen, hieng einzig und alleine von der Gutherzigkeit unserer nächsten Verwandten ab. Mein Verbrechen ist nicht die Wirkung eines lasterhaften Gemüths, nicht Folge einer schlechten Erziehung, bey welcher mir schon mehrere sträfliche Handlungen gestattet worden und gelungen wären, sondern eines unglücklichen Zufalls, der mich, nach Frankreich zu kommen, beynahe nöthigte. Milord *** mit dem meine Familie in gewißen Verhältnißen stehet, an den ich mich wendete, um in der Folge durch seine gültige Empfehlung bey meinem Regimente weiter befördert zu werden, versprach mir in diesem Puncte eine schleunige Erfüllung meiner Wünsche, alleine bloß unter der Bedingung, daß ich die Reise nach Brest unternehmen und mich daselbst, wie er sich gegen mich ausdrückte, zum Besten des Vaterlandes einem wichtigen Geschäfte unterziehen sollte. Bey ihm, als einem Manne von 60. Jahren, der also beßere Kenntniße als ich haben mußte, bey ihm, der überdieß noch mein Beschützer und Beförderer war, sezte ich nichts arges voraus. Wie sollte ich auch bey meiner noch großen Jugend und bey der in diesem Alter noch äußerst unvollkommnen Welt- und Menschenkenntniß, die Kette von Unfällen im Voraus haben einsehen können, die auf eine so unerlaubte Unternehmung, als mir zugemuthet wurde,

nothwendig folgen müßen? Kurz, ich folgte seinen schmeichelhaften Vorstellungen, ließ mich überreden, und rennte, statt den Weg zum Glück mir zu bahnen, wie ich leider thörlich wähnte, blindlings in mein grösseßtes Verderben. Ich bin nun selbst, leider! nur allzugewiß überzeugt, daß ich freilich von den Gesetzen nichts weiter zu hoffen habe, denn diese nehmen bloß auf die Thaten Rücksicht. Aber zu ihnen, meine Herren, zu Ihrer Grosmuth alleine nehme ich meine Zuflucht und flehe: daß sie, wo möglich mich nicht nach dem strengen Rechte beurtheilen, sondern überlegen möchten, daß meine unerlaubte Unternehmung keine schädliche Folgen hatte und noch zur rechten Zeit der für Brest so gefährliche Anschlag glücklich vereitelt wurde. Auch den Umstand, der wirklich in Absicht meiner Entschuldigung wichtig ist, bitte ich zu überlegen, daß ich, warlich! nie die Absicht gehabt habe, in Brest mir zur Ausführung des Anschlags beförderliche Bekanntschaften zu machen, sondern daß vielmehr ein grausames Ohngefähr mich dieselbigen von selbst finden ließ. Erinnern Sie Sich überdieß noch, daß ich eine mich zärtlichliebende Mutter und Geschwistrige habe, die mein Tod ins größte Unglück versetzen muß und daß es die Ehre meiner angesehenen Familie mit sich bringt, meiner großmuthsvoll zu schonen. Mildern Sie also, wenn es möglich ist, die Strenge der Gesetze, und laßen Sie mich Gnade finden. Doch wenn es ja seyn muß, daß ich den Tod auf dem Schaffot leiden soll, so geben Sie wenigstens nicht zu, daß mir dabey etwas schimpfliches

ches wiederfahre; so gewähren Sie mir vielmehr die lezte Gnade, daß ich mit einer militairischen Scherpe angethan, sterben, und daß selbige nachhero meinem Bruder Carl überschicket werden dürfe." Die rührenden Ausdrücke, so in diesem Briefe enthalten waren, preßten beynahe allen seinen Richtern Thränen aus, so wie es ihnen äußerst schwer ankam, daß sie ihm, als er zum leztenmahl ihnen dargestellt wurde, keine königliche Begnadigung ankündigen konnten. Doch gewährten sie ihm die dringende Bitte, daß ihm bey seiner Execution nichts schimpfliches wiederfahren möchte.

Noch wenige Stunden vor seiner Hinrichtung, die am 24. Novemb. 1769. vollzogen wurde, schrieb er einen sehr rührenden Abschiedsbrief an seinen Bruder Carl Gordon. Seinen Todesgang selbst, verrichtete er ganz unerschrocken. Er hatte auf diesem Weg zum Richtplatze ein schwarzes Kleid an und trug zum Zeichen seines Adels, über selbigem eine rothe Scherpe. Als er zum Schaffot hinkam, knieete er auf die Erde nieder, um sein Urtheil anzuhören. Als ihm solches der Greffier vorgelesen hatte, so redete Gordon ihn an: "Es ist also keine Gnade mehr für mich zu hoffen? Wohlan, ich habe auch Muth zum Sterben und bin völlig auf meinen Tod gefaßt. Bitten Sie den Herrn Präsidenten der Commißion, daß er deßen eingedenk seyn wolle, was er mir versprach. Machen Sie ihm meine Empfehlung und versichern Sie ihn, daß ich zwar unschuldig, doch freudig sterbe." Als er auf das

Schaffot selbst stieg, grüßte er die um selbiges herumstehenden Officiers, mit einer tiefen Verbeugung. Gleich darauf bat er den Capuziner, der ihn begleitete, daß er ihn mit seinem Zuspruch und mit seinen Zumuthungen, die Religion zu ändern, verschonen möge, er hätte ihm bereits im Gefängniße versichert, daß er sich in dem Punkt eine vergebliche Mühe mache und er bezeuge es ihm, daß er ohne dieß in der besten christlichen Sterbensbereitschaft sich befände. Nun band er sich selbst die Scherpe ab und zog seinen Rock aus, legte aber alsdann die Scherpe nochmahls über sein bloßes Hemde an. Alsdann zog er seinen Haarbeutel ab, lösete seine Halsbinde auf und band sich selbst seine Haare, ohne es zu gestatten, daß ihm die Augen verbunden würden. Nachdem er nun den Henker ersucht hatte, nicht fehl zu hauen, so knieete er unerschrocken nieder, legte den Kopf auf den Block, betete dabey mit lauter Stimme: "Gott erhalte mir meinen Muth bis an mein Ende" und empfieng augenblicklich darauf den tödtlichen Streich.

Seine unerschütterliche Standhaftigkeit so wie sein gesittetes und liebevolles Bezeigen in den lezten Augenblicken, machten, daß die meisten Zuschauer bitterlich weinten, und man sahe seine That, die ihm ein so trauriges Schicksal zuzog, blos als klägliche Wirkung einer jugendlichen Verblendung an. Man beklagte ihn als einen unglücklichen Jüngling, der sich mit dem thörichten Wahne täuschte, durch sein

sein kühnes Unternehmen sich selbst Glück und Ehre, seiner Familie aber beßers Aufkommen verschaffen zu können, und jeder, der von ihm redete, gab ihm eher den Namen eines Unglücklichen, als eines Verbrechers.

XIII.

Graf Johann Friedrich Struensee *)

königlich dänischer geheimer Cabinetminister, als Majestätsverbrecher zu Coppenhagen 1772. enthauptet und geviertheilt.

Das Jahr 1772. ist in den dänischen Annalen sehr wichtig, denn es zeichnet sich durch das Unglück einer liebenswürdigen Königin aus, die das Opfer einer Parthey wurde, welche das Leben zweyer unglücklichen Männer ihrem Ehrgeize aufopferte.

Die Grafen Brandt und Struensee, die durch ihren Fall ihr Leben verlohren, verdienten beyde die Todesstrafe nicht, obschon lezterer gewiß die Gränzen seiner Gewalt überschritten, und eine Macht zu erhalten gesucht hatte, die er, wie die folgende Geschichte lehren wird, zu behalten unfähig war.

Struen=

*) S. Schriften, die in Sachen des Grafen Struensee bey der königl. Inquisitionscommißion zu Coppenhagen, wider und für ihn übergeben worden sind, nebst seiner eigenen Apologie und dem über ihn gefällten Urtheile 1772. 8vo. Consetts Reisen durch Schweden, Lapland, Finland und Dänemark, Nürnbg. 1790. 8vo. p. 272. ꝛc. Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee, von D. Münter, Coppenh. 1772. 8vo. und Hoffs kurze Biographien ꝛc. Brünn 1782. II. Band.

Struensee war im Jahre 1737. den 5. August zu Halle in Sachsen gebohren. Sein Vater, D. Ad. Struensee, war zuerst ein Geistlicher in Halle, nachher wurde er Probst zu Altona, und zulezt königlich dänischer Oberkonsistorialrath und Generalsuperintendent über Schleswig und Holstein. Seine Mutter war die einzige Tochter des ersten königlich dänischen Leibarztes, Aarl. Er zeigte große Fähigkeiten, und nachdem er zu Halle auf der Schule des Waisenhauses den Wißenschaften, so wie besonders der Heilkunde auf der dasigen Friedrichsuniversität einige Jahre obgelegen hatte, so nahm er die Würde eines Doctors der Arzneygelahrtheit an und gieng 1757. mit seinem Vater nach Altona, wohin er den Ruf als erster Pastor erhalten hatte. Hier wurde er bald Physikus in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau und verdiente sich nicht nur durch Ausübung seiner Kunst reichlichen Unterhalt, sondern wurde auch mit zweyen Männern bekannt, deren Schicksale nachher die unmittelbarsten Verbindungen mit seinem eigenen bekamen. Diese waren der Graf von Ranzau Aschberg und Brandt, ersterer das vornehmste Werkzeug seines Falles, lezterer der unglückliche Mitgenoße seiner Leiden. Auch gewann er sich als Arzt, die Freundschaft der Frau von Berkentheim, der Wittwe des Oberhofmarschalls Friedrichs des fünften. Diese empfahl ihn zuerst dem Hof und er erhielt durch sie am 5. April 1768. die Stelle als Leibarzt des Königs, wo er sich ganz dem Könige widmete, der ihn auf der Reise nach Deutschland,

Eng=

England und Frankreich, wo er ihn begleitete, lieb gewann.

Bald nach der Vermählung des Königs bemerkte man zwischen ihm und der Königin eine Kälte, die in eine offenbare Zwistigkeit übergieng, und durch welche die Königin Julie ihren verlohrnen Einfluß wieder zu erhalten und auf ihre Nachkommen überzubringen hoffte. Das Misverständniß, welches nun auch natürlicher Weise zwischen den beyden Königinnen entstehen mußte, vermehrte sich bey der Geburt des Kronprinzen und die Reise des Königs in fremde Länder, verminderte seine Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin nicht, die ein besseres Schicksal verdiente.

Nach des Königs Wiederkunft zeigten sich schon die Ränke, die nachher so nachdrücklich wirkten. Die Nation war in zwey Theile getheilt. An der Spitze der zahlreichsten, zu welcher die Minister und die ersten Glieder im Staate gehörten, stund der junge Graf von Holk, der Günstling des Königs. Die verwittibte Königin hatte ihre Anhänger zu Friedensburg, und etliche junge Leute, ohne Einfluß und Vermögen, blieben der **Mathilda** und hoften, bey ihrer Jugend, Schönheit und angenehmen Sitten, sie mit dem Könige auszusöhnen. Diese waren aber in den Ränken des Hofes völlig unerfahren, und die junge Königin, die ihnen nicht trauen konnte, wählte sich einen andern Plan, von dem sie hofte, daß er ihren Absichten beßer entsprechen würde. Sie sah ein, daß sie die Achtung,

die

die ihr Rang forderte, nur wieder gewinnen könne, wenn sie das Zutrauen des Königs gewinne, und da sie wußte, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn sie den Grafen Holk stürze, so beschloß sie den Sturz dieses Günstlings zu bewirken.

Viele Umstände trafen zusammen, sie bey Ausführung dieses Vorsatzes zu begünstigen. Der Graf Holk, der sich fürchtete, seinen Einfluß bey dem Könige zu verlieren, gab sich Mühe, das Misverständniß zwischen dem König und der Königin zu vermehren, und da er glaubte, daß Struensee die Königin so sehr haßete, als ihn selbsten, so überredete er den König, den Struensee mitzunehmen, wenn er die Königin besuchte. Diese Maaßregeln gereichten dem Grafen Holk zum Verderben, indem der König nach und nach Zutrauen zu Struensee bekam. Die Königin bemerkte die Veränderung und indem sie das hochmüthige Betragen des erstern mit den Beweisen von Achtung des leztern verglich, schien sie selbst zu bemerken, wie es ihn kümmere, daß er sie so oft durch seine Gegenwart beleidigen müße. Die Königin gewöhnte sich nach und nach an seine Gesellschaft, und ihre Abneigung gegen ihn gieng in der Folge in Bewunderung seines Witzes, seines tiefen Verstandes und seiner ausgebreiteten Kenntniße, über.

Um diese Zeit wurden dem Kron-Prinzen die Pocken eingeimpft, und indem die Königin dieses dem Struensee auftrug, erklärte sie zugleich, daß ihm

ihm seine Mühe dadurch vergolten werden sollte, daß er die Aufsicht über die Erziehung des Kronprinzen bekommen sollte. Die Einpfropfung lief glücklich ab und Struensee erhielt die Stelle als Conferenzrath, mit 1500 Thalern Besoldung, nebst der Stelle als Vorleser bey dem König und der Königin. Dieses Amt sowohl als dasjenige des Erziehers des Kronprinzen, nöthigte ihn, beständig bey Hofe zu bleiben.

Während der Krankheit des Kronprinzen brachte Struensee die Königin völlig auf seine Seite. Ihre Sorge für ihren Sohn gieng so weit, daß sie ihn selbst wartete und kaum verstatten wollte, daß Struensee einen Augenblick abwesend seyn durfte. Sie brachte diese Zeit mit ihm in anmuthigen und unterrichtenden Gesprächen zu, die sie anfangs aufrichteten, nachher vergnügten. Ihre Bekanntschaft wurde nachher immer inniger, und endlich glaubte sie, an ihm den Mann gefunden zu haben, dem sie die Ausführung ihrer Entwürfe anvertrauen könnte.

Indem Struensee auf diese Art bey dem Könige Gewicht und bey der Königin Macht erhalten hatte, ihr gültigen Rath zu geben, entschloß er sich, die Gelegenheit zu nützen und sich selbsten den Weg zum Glück zu öfnen. Er brachte es bald dahin, daß der König mit seiner Gemahlin völlig ausgesöhnt wurde und als erste Wirkung des wieder hergestellten Zutrauens zwischen dem Könige und seiner Gemahlin,

mahlin, zeigte sich des erstern Gleichgültigkeit gegen Holk.

Zugleich begannen die Minister den Einfluß des Struensee zu fürchten und bemüheten sich vergebens, ihn des Zutrauens des Königs und der Königin verlustig zu machen. Der Hof reisete bald darauf nach Schleswig und der König wurde wie auf seiner vorigen Reise, von den Grafen Bernsdorf, Holk und Schimmelmann begleitet. Warnstadt, ein Anhänger Holks, und Struensee, waren auch unter dem Gefolge. Die junge Königin, welche mit reisete, machte beyde Partheyen einander fast gleich. Struensee empfahl der Königin den Grafen von Ranzau Aschberg, der in dem Fall des Grafen von Saint Germain mit verwickelt gewesen war und von dem er hoffete, er würde ihn mit Nutzen brauchen können, um die Minister zu gewinnen. Brandt, der ebenfalls vorher des Königs Günstling gewesen war, wurde wieder an den Hof berufen und bestimmt, den Platz, den Holk eingenommen hatte, auszufüllen.

Der König ließ sich oft zu weit und unter seine Würde herab und Graf Bernsdorf, der allein ihn in den Schranken des Wohlstands zurücke halten konnte, verlohr jeden Tag von seinem Einfluß mehr, da auf der andern Seite die Königin, bey ihrer Herzensgüte, keinen Verdacht schöpfte und bey ihrer Lebhaftigkeit die Folgen nicht immer voraussah, die ihr Betragen haben konnte, das für ihre Lage nicht vorsichtig genug war. Holk verlohr indeß

indeß nach und nach die Gunst des Königs und sein Fall ließ den nachfolgenden Fall seiner Parthey leicht voraussehen. Brandt erhielt seine Stelle und der König gieng bald nachher nach Hirschholm, bloß von der Königin und denen, die ihrer Parthey zugethan waren, begleitet.

Der Graf Bernsdorf konnte sich zwar selbst den Verlust seines Einflußes bey dem Könige nicht verbergen, er verließ sich aber auf die gute Meynung, die das Publikum von ihm hatte, und wollte lieber den Schlag, der ihn bedrohete, in Ruhe erwarten, als durch Resignation seinem Schicksale zuvorkommen. Er blieb nicht lang in dieser Lage. Indem er für das Wohl des Reichs treulich arbeitete, erhielt er von dem Könige seine Entlaßung. Unmittelbar nach dem Falle dieses thätigen und eifrigen Ministers wurden die übrigen Glieder der Regierung ebenfalls entlaßen. Ihre Stellen erhielten die Freunde der Königin und Struensees. Der einzige Graf Schimmelmann, der die Vorsicht gebraucht hatte, sich für keine Parthey zu erklären, und sich in den gefährlichsten Zeiten in Hamburg aufgehalten hatte, hatte das Schicksal anderer Minister nicht. Er wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und um die Ränke des rußischen Hofes unwirksam zu machen, wurde allen Gesandten bekannt gemacht, daß sie sich künftig unmittelbar an den König zu wenden hätten. Diesen Schritt, der seine guten Ursachen hatte, nahm der rußische Gesandte zwar übel und ließ öffentlich

von Seiten seines Hofes Drohungen äußern, berichtete auch sogleich die Sache nach St. Petersburg, doch Rußland mischte sich nicht in diese Sache.

Die verwittibte Königin blieb zu Friedensburg ruhige Zuschauerin bey allen diesen Unterhandlungen und bezeugte nur gegen die, die durch die Aenderung im Ministerium gelitten hatten, ihr Mitleid.

Endlich wurde der Triumph der Königin vollkommen. Der König behandelte sie mit aller verdienten Zärtlichkeit, und Struensee hatte sein Zutrauen. Man gab sich alle Mühe, dieses Zutrauen bleibend zu machen. Struensee, deßen Ehrgeiz die ganze königliche Macht besitzen wollte, sah ein, daß dieß nur dann geschehen könnte, wenn alle Macht auf einen Punkt, nemlich auf die Person des Königs conzentrirt würde. Er suchte daher den König von aller Gesellschaft zu entfernen, und Brandt hatte den Auftrag, ihn beständig zu unterhalten und zu beschäftigen. Eine dem Könige so angenehme Lebensart befestigte Struensees Einfluß und erleichterte die sehr wichtige Maasregel, die man nun nahm, nemlich den Entschluß des Königs, mit seinen Ministern keine Geschäfte persönlich zu verhandeln.

Das Jahr 1770. schloß sich mit einer denkwürdigen Ereigniß, die die ganze Regierungsform änderte, und die Macht der jungen Königin, und ihres Ministers unumschränkt machte. Der König ent-

entließ den Staatsrath und sezte an deßen Stelle eine geheime Conferenz-Commißion, die aus den Chefs der verschiedenen Departements bestund, und nur sehr eingeschränkte Macht hatte. Die Mitglieder derselben durften sich nur zu gewißen Zeiten versammlen, und da sie ohne Titel, Rang und Einfluß waren, so konnte man sie ohne vielen Lärmen entlaßen, im Falle so etwas nöthig war. Der Staatsrath hatte sich aber immer den ersten Rang nach dem König angemaßt, und unter Friedrich III. sogar das Privilegium erhalten, bey Minderjährigkeit des Regenten mit deßen Vormündern die Regierung gemeinschaftlich führen zu dürfen. Mit einem Worte, dieses Collegium sah sich als Repräsentanten des Volks an, und hatte großen Einfluß.

Der dänische Adel hatte das Recht, in diesem Staatsrathe zu sitzen; er hielt also die Aufhebung deßelben für einen verwegenen Eingriff in seine Rechte und von diesem Augenblicke an, war Struensees Sturz entschieden. Eben so dachte der Graf Ranzau, der mit dem Verlust seiner Stelle als Staatsrath allen seinen Einfluß und Credit verlohr. Struensee nahm seine weitern Maaßregeln, seine Macht zu vergrößern und überredete den König, ihm alle Cabinetsarbeiten zu übertragen. Der Cabinetssekretär Ramming, der seine Stelle durch rußischen Einfluß erhalten hatte, wurde entlaßen. Nach und nach entfernte man alle alte Minister, und die ganze Form der dänischen Regierung war umgeschaffen. Alle Geschäfte wurden im Namen

men des Königs, von denen, die um ihn waren, abgethan.

Aber nicht lange blieb Dänemark in Struensees Händen. Er war sich in seiner kurzen und unruhigen Regierung zu ungleich. Sein Muth, der sich zu Anfang seines Unternehmens fast bis zur Kühnheit empor zu heben, geschienen hatte, sank zur Kleinmüthigkeit herab, wenn man seinen Maaßregeln entgegen arbeitete. Rußlands Krieg mit den Türken, der bey Hofe herrschende Luxus und die innern Unruhen im Lande, sicherten ihn indeß vor den Drohungen der Kaiserin und der schwedische und rußische Minister war ihm günstig.

Wenn er die auswärtigen Angelegenheiten nach gesunden politischen Grundsätzen behandelte, so waren seine Plane zur innern Verwaltung des Reichs offenbar schlechter, und bewiesen, daß er die Kunst zu combiniren wohl verstehe, die aber oft durch seinen Ehrgeiz und Furcht eine andere Richtung erhielt.

Struensee wollte die Finanzeinrichtung verbeßern, die von dem Könige leichter übersehen werden konnte, wenn sie ein einziger Mann besorgte. Er wollte verschiedene Auflagen vermindern, diejenigen Manufakturen, die sich für das Clima und den Boden nicht schickten, aufheben, unnütze Gnadengehalte einziehen, den Ackerbau begünstigen und es dahin zu bringen suchen, daß die Abgaben in baarem Gelde bezahlt würden. Auch wollte er die Justizgeschäfte beßer einrichten, die Menge der Pro-

ceße abkürzen, die Armee verbeßern und dem Seewesen eine beßere Einrichtung geben, ohne es zu vergrößern.

Sein großer Gegenstand aber war, den Adel zu erniedrigen, ihn von der Hauptstadt entfernt zu halten und ihm sein erbliches Recht auf Aemter zu entziehen. Er dachte dabey aber freilich nicht daran, daß der Adel, der seine Freyheiten alle Tage sich vermindern sahe, die wirksamsten Plane zu seinem Sturze schmiedete.

Um die Finanzen zu verbeßern, führte er bey Hofe und bey der Regierung einen neuen Oekonomieplan ein. Man entließ Hofleute, zog Gnadengehalte ein und verminderte die Zahl der königlichen Bedienten. Viele von den ersten Hofbedienten und mehrere untere, verlohren ihre Stellen. Die Admiralitäts- Accise- und Commerzcollegien wurden abgeschaft und statt derselben Commißionen angeordnet.

Durch eine Cabinetsordre von 1771. wurde der Magistrat zu Kopenhagen abgesezt und statt deßen 2. Bürgermeister angestellt. Die Freyheiten der fremden Minister erhielten viele Einschränkungen, die Garde zu Pferd wurde entlaßen, und an ihre Stelle kamen 300. Dragoner. Durch alle diese Einrichtungen verlohren sehr viele Menschen ihren Unterhalt.

Sein Plan, die Personaldienste der Bauern abzuschaffen und ihnen das Land gegen gewiße Abgaben

gaben zu überlaßen, fand bey dem Adel den stärksten Widerstand. Er gab daher diesen Plan auf, ob er schon zuerst und einzig und allein auf den Krongütern versucht werden sollte.

Der Cabinetssekretär Schuhmacher, ein Mann von anerkannter Redlichkeit und großen Talenten, wurde vom Struensee entlaßen und das ganze Königreich war mit diesem despotischen Verfahren unzufrieden. Struensee hatte indeßen doch einen Grund, diesen Mann zu entlaßen, der aber nur sehr wenigen bekannt war. Alle Befehle zu den Veränderungen, die dieser Minister bewirkte, wurden in dem Cabinet des Königs aufgesezt, und von da unmittelbar an die Departements geschickt, weil man glaubte, man müße sie so lang heimlich halten, bis sie eben ausgeführt werden sollten. Ein Schreiber, dem Schuhmacher zu viel trauete und den er brauchte, solche Befehle zu schreiben, machte den Innhalt dieser Befehle bekannt und das Publikum wußte daher sehr oft, was in Cabinetsbefehlen enthalten war, ehe die Befehle selbst aus dem Cabinete kamen. Der Schreiber wurde bestraft und Schuhmacher verlohr seinen Posten.

Da Struensee den Grafen von Saint Germain zurückberufte, so glaubte man, er wollte ihn, um dem Grafen von Ranzau entgegen zu wirken, in das militairische Departement setzen. Aber Struensee hatte andere Absichten. Saint Germain hatte seit seiner Entlaßung einen Gnadengehalt von 7000. Thlr. gehabt und Struensee glaubte, er würde eher einen

Theil dieses Gehalts fahren laßen, als wieder nach Dänemark kommen. Der Graf kam also nach Koppenhagen, ohne daß man ihn erwartet hatte; man erzeigte ihm alle Ehre, stellte ihn aber nicht an. Struensee suchte nur seine Freundschaft zu gewinnen und der Graf war der einzige Ritter des Elephantenordens, den der Hof während seiner Verwaltung machte. Ein neuer Ritterorden, der Mathildenorden, der nur sehr begünstigten Personen gegeben wurde, wurde gestiftet.

So bald das Wetter gut wurde, gieng der Hof nach Hirschholm. Brandt, der Arzt Berger und einige vertraute Personen hatten Befehl, beständig um den König zu seyn und ihn von allen Leuten, die man für verdächtig hielt, zu entfernen. Alle Tage wurde der König gleichgültiger gegen die öffentlichen Geschäfte und gegen die Hofsachen. Seine Zeit verfloß unter beständigen Vergnügungen und seine Seelenkräfte schienen immer schwächer zu werden. Struensee verwendete seine Zeit auf die Geschäfte und auf die Sorge für die Erziehung des Kronprinzen. Sein älterer Bruder, der sich durch seine vortrefliche Abhandlung von dem Befestigungswesen ausgezeichnet hat, erhielt eine Stelle in dem neuen Finanzcollegium und der jüngste im Kriegsdepartement.

Am siebenten Julii 1771. wurde die Königin Mathilda von einer Prinzeßin entbunden. Die Königin wußte, was ihre Feinde von ihr aussprengten. Diese Sagen mußten ihr noch unangenehmer

seyn, da man ihr versicherte, daß sie von Friedensburg herkämen. Man brachte aber doch der Königin bey, daß die Königin Julia keine bösen Absichten haben könne, weil sie die Stelle einer Pathin der Prinzeßin so gern übernommen habe. Königin Mathilda konnte indeß doch ihre Furcht nicht ganz fahren laßen und besorgte immer, durch den Gebrauch, den man von solchen Erzählungen machen könnte, sich die Macht aus ihren Händen gewunden zu sehen.

Struensee, verblendet durch sein Glück und noch mehr durch seinen unbegränzten Ehrgeiz, hätte gern seinen Namen mit in dem Verzeichniße des hohen dänischen Adels gesehen. Er wurde Graf, dieser Titel entsprach aber seinen Wünschen nicht, und er wollte einen andern haben, der ihn auszeichnete, wie das Amt, das er führte. Man erfand also den neuen Titel: geheimer Cabinetsrath und mit diesem Titel hatte er eine beyspiellose Macht. Er durfte die Befehle, die er von dem Könige mündlich erhalten hatte, zu Papier bringen und in alle Departements versenden, wenn sie nur statt der Unterzeichnung des Königs, mit dem Cabinetssiegel gesiegelt waren. Ein von dem König unterzeichneter Befehl verpflichtete alle Departements, diesen Cabinetsbefehlen zu gehorchen, von welchen Struensee alle Sonnabende dem König einen Auszug vorlegte.

Die Lage des jungen Monarchen, der ganz von Struensee abhieng, erregt unser Mitleiden,

indem auf der andern Seite Struensee, der seine Macht misbrauchte, unsere Verachtung verdient. Er wollte die königliche Macht ganz untergraben und würde sich gewiß noch viele Jahre in seinem Posten erhalten haben, wenn er klüger zu handeln gewußt hätte. Hätte er dem König die Befehle immer unterzeichnen laßen und die Freyheiten des Adels und der Nation überhaupt mehr geschont, so würde er unter dem Schutze der Königin lange regieret haben und den Bemühungen einer Parthey ausgewichen seyn, die seine Macht zu vernichten suchte, und ihren Endzweck sehr gut erreichte. Sein Ehrgeiz aber trieb ihn immer weiter vorwärts, bis endlich seine Regierung das traurigste Ende nahm.

Die unbegränzte Preßfreyheit, die Struensee eingeführt hatte, um die Gesinnungen der Nation in Hinsicht auf die Regierung zu erfahren, wurde von seinen Gegnern gebraucht, um seine Fehler in ihrer Größe darzustellen, seinen Ehrgeiz, seinen Misbrauch der königlichen Gewalt zu zeigen, selbst um die Beschuldigungen zu verbreiten, die man der Königin gemacht hatte. Die Preßfreyheit mußte endlich auch eingeschränkt werden; man sezte auf die Entdeckung der Verfaßer dieser Schriften große Belohnungen und bestimmte die strengsten Strafen für den, der künftig wider den König, die Königin, oder den Minister schreiben würde. Diese Maaßregel ergriff aber Struensee zu spät. Das Volk, welches einmahl Feuer gefangen hatte, wurde immer unruhiger: seine Freunde wurden kalt und gleich-

gleichgültig gegen ihn und das Volk verachtete seine Macht und seinen Namen. In diesem kritischen Zeitpuncte verließ ihn sein Muth ganz.

Zu Ende des Octobers kamen 300. Matrosen aus Norwegen, die zu einer Unternehmung gegen Algier gebraucht werden sollten, und erhielten, nach hergebrachter Gewohnheit, nicht eher, als bis sie eingeschiffet werden sollten, ihren Sold. Diese Leute mußten sechs Wochen in Kopenhagen bleiben, ohne Geld zu bekommen. Eine große Menge davon gieng, getrieben von Verzweiflung nach Hirschholm, mit dem Vorsatz, entweder Geld zu hohlen, oder sich zu rächen. Der König und die Königin waren nicht zugegen: ein Generaladjutant gieng den Matrosen entgegen, diesem sagten sie, sie wollten ihren Vater sprechen, von welchem sie Erleichterung ihres Elends hoffeten. Gegen Dragoner, die man ihnen entgegen stellte, sezten sie sich zur Wehre; endlich besänftigte man sie, indem man ihnen versprach, ihren Beschwerden abzuhelfen und sie giengen in die Stadt zurück. Ihr Befehlshaber, der ganz seine Schuldigkeit gethan hatte, wurde abgesezt.

Die Matrosen glaubten nun, sie hätten Recht, und dieß veranlaßte neue Ausschweifungen. Die Arbeiten in dem Hafen hörten auf; man ließ die größten Unordnungen zu schulden kommen, und verlangte mit Drohungen, die den Hof sehr in Unruhe setzten, Verbesserungen des Gehalts und Erleichterung. Struensee fürchtete die Folgen einer Un-

 ruhe,

ruhe, die leicht die ganze Nation hätte ins Feuer setzen können und gab sich viele Mühe, sie zu unterdrücken. Um die Misvergnügten zufrieden zu stellen, gab er ein prächtiges Fest zu Friedrichsburg einem Lustschloße bey Kopenhagen. Die Matrosen giengen zwar heim, und wurden eingeschifft, aber die Wolken waren damit nicht zerstreuet. Die Furcht, welche Struensee bey dieser Gelegenheit zeigte, veranlaßte seine Feinde ernsthaft an seinem, und an der Königin Falle zu arbeiten.

Der Plan war klug angelegt, und man that für jetzt weiter nichts, als daß man das Zutrauen der Nation zu gewinnen suchte, Struensee verdächtig machte, und unter den Feinden der regierenden Parthey die zu entdecken suchte, die man am besten wider sie brauchen könnte. Der alte Graf Tott, der Graf Oaten und Graf Ranzau wurden ausgewählt. Von allen diesen Ränken erfuhr, bey aller Heimlichkeit, Struensee doch etwas. Eine falsche Nachricht, als wenn man nach seinem Leben trachte, vermehrte seine Furcht und bewog ihn, sich der Königin zu Füßen zu werfen und sie zu bitten, sich aus einem Lande und von einem Hofe entfernen zu dürfen, wo er mit Feinden umgeben seye, und wo das allgemeine Misvergnügen leicht auf ihn allein fallen könnte. Er stellte der Königin ihre eigene Gefahr vor, wenn sie fortführe, ihn gegen seine Feinde zu schützen, die sich täglich vermehrten und wider welche sie auch der König nicht schützen

würde;

würde; allein die Königin schlug ihm seine Bitte ab, und er mußte schwören, nie wieder eine ähnliche Bitte zu wagen.

Die Gegenparthey gab auf alles, was in Hirschholm vorfiel, genau Acht und nuzte alles. Zum Erstaunen der Dänen, die ihren König noch nie so bewacht gesehen hatten, besezte man mit den dreyhundert Dragonern alle Pläze um den Pallast. Man behandelte die Matrosen mit mehrerer Güte und gab sich alle Mühe, das Volk in der Hauptstadt zu gewinnen.

Struensee glaubte nun, seine Macht und sein Einfluß würden ihn hinlänglich schüzen können, so lange er seine Feinde von allem Umgange mit dem Könige abhalten könnte, den er lenken konnte, wie er wollte. Er brachte es daher dahin, daß sich der Hof länger in Hirschholm aufhielt und sichere Personen, unter denen Brandt der vornehmste war, mußten immer um den König seyn.

Die Last der öffentlichen Geschäfte wurde nun für Struensee zu groß, und vergebens bemühete er sich, sie mit seinem Bruder zu theilen, den er an die Spitze des Finanzdepartements stellete. Neue Veränderungen in der Polizey zu Kopenhagen, die er der Pariser gleich machen wollte, zogen ihm neue Feinde zu und machten ihn dem Volke in der Hauptstadt verhaßt. Der Plan war für ein Volk, welches Hang zu Vergnügungen hat, gut angelegt, paßte aber nicht für die stillen und phlegmatischen

Ein-

Einwohner in Kopenhagen, die die Schlaffheit der neuen Einrichtungen mit Grausen ansahen und sie in Ansehung der Sitten für sehr gefährlich hielten.

Endlich konnte man nicht länger auf dem Lande bleiben und die Königin und Struensee fürchteten, in die Hauptstadt zu kommen, in welche der Hof von Friedensburg bereits gekommen war. Man beredete den König, etliche Tage zu Friedensberg einem kleinen Schloße an den Thoren von Kopenhagen zu bleiben, und wollte, ehe man an einen Ort gieng, wo sich die Feinde versammelt hatten, erst die Wirkung einer Unternehmung abwarten, von der man viel für eigene Sicherheit hoffete. Man wollte nemlich das Regiment der Garde zu Fuß aufheben, welchem man nicht ganz zu trauen, Ursache hatte. Der Entschluß wurde den 21. Nov. gefaßt und zwey Tage darauf ausgeführt.

Ein Officier kündigte den versammleten Compagnien die Absicht des Königs an, das Regiment aufzuheben und die Soldaten unter andere Bataillons zu vertheilen. Ein allgemeines Murren von Glied zu Glied gieng bald in lautes Geschrey über und die Soldaten verlangten entweder eine unbedingte Entlaßung, oder sie wollten ein neues Corps errichtet haben, in welchem sie alle, ohne Ausnahme aufgenommen seyn wollten. Vergebens stellten ihnen die Officiere vor, daß sie den Befehlen des Königs gehorchen müßten: weder Ueberredungen, noch Drohungen konnten sie bewegen, in

ihren

ihren Gliedern zu bleiben und ihre Entlaßung nicht zu verlangen. Sie zogen ihre Degen gegen die Soldaten, die sie gefangen nehmen sollten; Blut begann von allen Seiten zu fließen und Unruhe und Schrecken wurden allgemein. Etliche Mißvergnügte mußten sich endlich doch ergeben, eine andere Compagnie floh nach dem nördlichen Thor, warf die Wache über den Haufen und gieng gerade nach Friedrichsberg und die andern verschanzten sich in der Hauptwache. Struensee, dem der Commendant dieses durch einen Expreßen wißen ließ, wurde bestürzt, sah aber ein, daß unter diesen Umständen nur gelinde Maaßregeln den Frieden erhalten könnten. Er schickte einen Officier mit einer Cabinetsordre, welche den Aufrührern alles zusagte, was sie verlangt hatten. Der Officier wurde mit unruhigem Geschrey empfangen, die Soldaten aber, die erklärten, daß sie mit dem König sprechen wollten, giengen immer vorwärts, ungeachtet ihnen Soldaten entgegen stunden, denen zu widerstehen, sie aber gut vorbereitet waren. Endlich wurden doch die Aufrührer noch überredet, nach Kopenhagen zurück zu gehen, wo sie sich mit ihren Cameraden im Schloße verbanden.

Nun verband sich das ganze Regiment durch einen Eid und jeder schwur eher zu sterben, als seine Cameraden zu verlaßen, bis sie ihre förmliche Entlaßung erhalten hätten. Drey Infanterieregimenter und etliche Escadrons Reuterey waren nicht fähig, sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Nur ihre eigenen Officiere durften zu ihnen und nach einer langen Unterhandlung erhielten sie endlich, was sie verlangt hatten, nemlich jeder bekam seinen vom Könige unterzeichneten Abschied, drey Thaler zum Geschenk und seine Uniform. Vier hundert von diesen Leuten giengen am folgenden Tag in guter Ordnung durch die Stadt in ihre Heimath. Ihre Abreise machte großen Eindruck auf das Volk, welches sich von allen Seiten versammelte und von Rache zu reden begann. Der Befehlshaber der Stadt und mehrere Officiers gaben sich Mühe, das Volk zu zerstreuen, ersterer aber wurde vom Pferde gezogen und im Schlamme herumgewälzt. Viele Officiers und Soldaten wurden übel behandelt und einige verwundet.

Dieser Auftritt vermehrte Struensees Furcht und Unentschloßenheit und seine Lage wurde immer bedenklicher. Der englische Minister sah den Fall des Günstlings voraus und seine Gesinnungen für die junge Königin bewogen ihn, die Entlaßung Struensees zu beschleunigen, die dieser selbst zu erhalten wünschte. Er bot ihm eine Summe Geldes an, weil er glaubte, daß er aus Geldmangel nicht abreisen könnte; die Königin aber gab es durchaus nicht zu, weil sie fürchtete, ihre Feinde würden sogleich von dem König und der königlichen Macht Besitz nehmen.

Struensee sah ein, daß er seine Furcht vor seinen Feinden verheelen und auf alle ihre Maasregeln Acht haben müße. Er glaubte daher nicht,

daß

daß der König länger außer seiner Residenz bleiben dürfe, und die Königin, die ihr grausames Schicksal vorher sah, gab endlich seinen wiederholten Bitten nach und entschloß sich nach Kopenhagen zu gehen. Aus Furcht vor einem neuen Aufruhr nahm indeß Struensee alle nöthige Maaßregeln zu seiner Sicherheit. Die Wache im Schloße und am Zeughause wurde verdoppelt, Canonen wurden an mehrern Orten aufgepflanzt und jedes Regiment erhielt 6000. Patronen. Diese Maaßregeln hatten schlimme Wirkung: sie zeigten dem Publikum, daß der, der sie brauchte, es aus dem Bewußtseyn thue, das Volk beleidigt zu haben. Die königliche Macht wurde verachtet und der große Einfluß Struensees schien ein leerer Dunst zu seyn, der allem Vermuthen nach bald verschwinden würde.

Endlich kam alles zusammen, um die Entwürfe wider die junge Königin zu begünstigen. Ein Mann, der dem Struensee ewigen Haß geschworen hatte und es rächen wollte, weil dieser einen seiner Freunde ein Amt abgeschlagen hatte, der Obrist K... Befehlshaber eines Garnisonregimentes zu Kopenhagen, ein Mann von tapferm Muthe, festem Geiste und großem Ehrgeize, schlug sich zu ihrer Gegenparthey und zwar aus Haß gegen Struensee, freywillig. Der Graf von Ranzau und der Obrist Eichstädt nahmen auch Parthey. Auf die übrigen Befehlshaber der Truppen konnte man sich weniger verlaßen, weil diese fast insgesammt ihre Stellen von Struensee erhalten hatten.

Nun

Nun kam der Zeitpunct, der die Regierung der unglücklichen Gemahlin Christians des Siebenten endigen sollte, deren Macht und Einfluß gleich nach ihrer Ankunft im Königreiche Neider gefunden hatte. Man hatte die Adelichen, die der Königin noch anhiengen, von ihr abzubringen und den Haß der Nation gegen Struensee auf alle Art zu vermehren gesucht. Am 17. Januarii 1772. sollte endlich der König auf immer von seiner Gemahlin getrennt werden und ein Ball, der bey Hofe gegeben wurde, erleichterte die Ausführung dieses Vorhabens. Wirklich hörten auch am gedachten 17. Januarii noch früh vor Tags, die Einwohner von Kopenhagen mit Schrecken und Erstaunen, daß die Königin Mathilda, Graf Struensee, sein Bruder, Graf Brandt und alle ihre Freunde, in der Nacht in Verhaft genommen worden seyen.

Das Regiment des Obristen Köller hatte an diesem Tage die Wache im Schloß. Die junge Königin, welche gern tanzte, hatte viel getanzt, und den Ball früh Morgens um 1. Uhr mit dem Prinzen Friedrich beschloßen. Morgens um 3. Uhr ließ Köller in der Stille alle Officiers in das Innere des Schloßes kommen, erklärte ihnen, er habe vom Könige Befehl, die Königin in Verhaft zu nehmen, und befahl ihnen, ihm zu folgen. Die Wichtigkeit des Befehls, der Nachdruck, mit dem er seinen Vortrag an sie gemacht hatte, seine Kälte und die Heiterkeit mit der er sprach, überraschte die Officiers so sehr, daß keiner daran dachte, den

Befehl sehen zu wollen, welches den ganzen Plan vereitelt haben würde. Die Officiers folgten ihm, und der Obrist Eichstädt ließ mit seinen Dragonern das Schloß ringsum besetzen.

Nun gieng Ranzau in das Schlafzimmer des Königs, zog die Vorhänge am Bette mit einigem Geräusche auf, welches den König erweckte und beunruhigte. Man ließ ihn seiner Sinne nicht mächtig werden, bis man ihm sagte, seine Person und sein Reich wären in Gefahr. "Was sollen wir thun? Sollen wir fliehen? sagte der König unruhig. Stehen Sie mir bey! Rathen Sie mir!" "Unterzeichnen Sie dieses, sagte Ranzau, dieß wird meinen König, die königliche Familie und das ganze königliche Haus retten." Der König nahm die Feder, ließ sie aber fallen, da er den Namen seiner Gemahlin las. Endlich ließ er sich überreden, und Ranzau, vom Obrist Eichstädt und einigen Officiers unterstützt, führte nun den fatalen Befehl aus, bemächtigte sich auf gewaltsame ganz unerhörte Art, der Person der sich äußerst sträubenden Königin Mathilda, und brachte sie in einem Wagen auf das Schloß Cronenburg.

Köller, der den Graf Struensee in Verhaft nehmen sollte, war schon in seinem Schlafzimmer, ohne noch den vom König unterzeichneten Befehl zu haben. Er ließ die Officiers im Vorsaal, und gieng allein zum Minister, der, erschrocken über den Lärm und Köllers Erscheinung, zitternd fragte: warum man ihn zu so unbequemer Zeit besuchte?

"Dies werden Sie gleich hören" sagte Köller, "stehen Sie nur auf." Er faßte ihn alsdann beym Hals und schüttelte ihn heftig. Struensee verlohr allen Muth und wurde mit seinen Freunden in die Cittadelle ins Gefängniß geführt, wo ihm der Commendant derselbigen, Hr. Generallieutenant von Hoben in ein, seinem Stande gemäßes Gefängnißzimmer bringen, und ihn immer durch abwechselnde Officiers in selbigem bewachen ließ. Hätte Struensee sich gegen Köller gewehrt, die Officiers in das Zimmer gerufen und in deren Gegenwart des Königs Verhaftbefehl zu sehen verlangt, so wäre sein Feind vielleicht das Opfer seiner eigenen Raschheit geworden.

Bald nach der Gefangensezung Struensee's wurde zu Copenhagen eine außerordentliche, aus mehrern Räthen bestehende königliche Inquisitionscommißion festgesetzt, und des unglücklichen Grafen Proceß von selbiger mit vielem Eifer sowohl als Strenge betrieben. Die Hauptverbrechen, wegen welcher dieß hohe Gericht sorgfältige Untersuchungen anstellte, sind aus der weitläufigen und mit vieler Heftigkeit verfaßten Klagschrift am besten zu ersehen, welche der Generalfiscal W... am 21. Apr. 1772. und also nur 3. Tage vor Fällung seines Todesurtheils dem Gerichte überreichte. In dieser Schrift wurden ihm nach einer ziemlich gedehnten Erzählung seiner Lebensumstände und seines Characters hauptsächlich folgende neun wichtige Puncte als todeswürdige Verbrechen schuld gegeben.

1) Er

1) Er habe sich die Vertraulichkeit der Königin erschlichen, und zwar in solchem Grade, daß sie die Gränzen überschritte, die der Wohlstand zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte erheischt. 2) Er habe nicht nur darum gewußt, daß dem Könige vom Grafen Brandt übel begegnet, ja derselbige von diesem tollkühnen Manne sogar überfallen worden, sondern auch sogar dazu gerathen, auch sonst die dem Könige schuldige Hochachtung sehr oft vernachläßigt, ihm sehr hart zugeredet, und unter andern einsmahls zu ihm gesagt, wenn er sich nicht baden wolle, so — 3) Er habe den Cronprinzen, Friederich, sehr hart behandelt, und eine sehr zweckwidrige, auf seine Gesundheit übel wirkende Erziehung deßelben, gerathen, so daß es scheint, als habe er ihn, wo nicht ganz aus dem Weg schaffen, doch wenigstens zur Regierung ganz untüchtig machen wollen. 4) Er habe das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, indem er statt des Königs Resolutiones ertheilte, selbige mit seiner Hand unterschrieb, oder auch sonst den König zu Rathschlüßen, z. E. zur Abschaffung des königlichen Conseils, überredete, die dem ganzen Reiche sehr nachtheilig waren, eben dadurch aber sich völlige königliche Gewalt zueignete. 5) Er habe nach der Instruction, die ihm durch die Cabinetsordre vom 14. Julii 1771. ertheilt worden war, nicht redlich gehandelt, und die damit verknüpfte große Gewalt nicht zum Wohl des Königes und des Reiches, sondern zu seiner und seiner Anhänger Erhaltung und Bereicherung ausgeübt, besonders

aber es wider das Reichsgesetz dahin gebracht, daß am 21. Dec. 1771. eine königl. Ordre, von der der König nichts wußte, ergieng, daß alle diejenigen von der königlichen Leibwache, welche mit den andern Grenadiers auf dem Schloße keine Wache thun wollten, ihren Abschied erhalten sollten. 6) Er habe, nachdem er freye Macht über des Königs Geldcaßen bekommen hatte, die größten Betrügereyen gespielt, und, anderer Entwendungen beträchtlicher Summen nicht zu gedenken, als der König auf sein Bitten, weil frisches Geld eingegangen wäre, ihm und dem Grafen Brandt etwas zu schenken, jedem die Summe von 6000. Gulden verehrte, auf dem deshalb ertheilten Documente, bey jeder Summe eine Null hinzugefügt, folglich sich 60000. Gulden und dem Grafen Brandt eben so viel wider alle Absicht des Königs ungerechter Weise verschaffet. 7) Er habe dazu gerathen und geholfen, daß das 40000. Reichsthlr. am Werth betragende brilliantene Bouquet der Königin nach Hamburg um 10000. Rthlr. zum Verkauf gesendet worden seye, und folglich sehr untreu gehandelt. 8) Er habe, damit seine Intriken dem Könige nicht bekannt werden möchten, befohlen, daß alle Briefe, die an den König kämen, ins Cabinet geliefert werden sollten, damit er der erste wäre, der alles erführe, um sogleich zu seiner Sicherheit im Nothfalle Maasregeln treffen zu können. Endlich und 9tens habe er, als er merkte, daß es mit ihm nicht gut gehen könnte, sich in Vertheidigungsstand gegen die sich vielleicht wider ihn auflehnende Burger-

schaft

schaft zu sezen gesucht, und als er deswegen einen andern Commendanten in der Stadt erhalten hatte, Befehl gegeben, daß die Canonen in Bereitschaft gehalten werden sollten.

Dieß waren die Hauptvergehungen, um welcher willen man nicht eher ruhete, als bis man ihn gestürzt und im Gefängniß sahe; um welcher willen man ihn nun auch aufs Blutgerüste zu bringen sich alle mögliche Mühe gab. Doch wie betrug sich wohl der auf einmahl so schnell von der größten Hoheit und dem glänzendsten Glück ganz tief herabgesunkene, von allen itzt gehaßte und verfolgte Graf, in seinen Feßeln?

Er war bereits seit mehrern Jahren her der kühnste Freygeist, hatte das Christenthum vorzüglich aus dem Grunde verworfen, weil er glaubte, wenn selbiges göttliche Offenbarung wäre, so müßte es auf der ganzen Erde herrschend seyn; überzeugte sich zwar, daß es ein höchstes göttliches Wesen gäbe, von dem die Welt ihren Ursprung habe, stand jedoch im Wahne, die Menschen wären bloße Maschinen, deren Handlungen keine Moralität zugeschrieben werden dürfte, und was ein künftiges Leben anbeträfe, so wäre solches leerer Traum, denn nach dem Tode habe der Mensch weder etwas zu hoffen noch zu fürchten.

Auch noch in den ersten Wochen seiner Gefangenschaft hegte er die nemlichen freygeisterischen Grundsätze, und suchte durch eben dieselbigen seinen

Unmuth zu zerstreuen. Er lag oft mehrere Stunden an einander auf seinem Bette, machte in seinen Gedanken Romane, durchreisete die Welt, und seine Imagination schuf ihm tausend Bilder, die er betrachtete, und die ihm die Zeit vertrieben. Freylich glaubte er damahls noch allerley mögliche Fälle seiner Rettung vor sich zu sehen. Er wußte noch nicht, ob und wie weit seine Verbrechen entdeckt wären. Ein gewißer Umstand, mit welchem zugleich alle seine Hofnung hinsinken mußte, war ihm noch unbekannt. Daher war es ihm denn zuweilen möglich, durch Beschäftigung seiner lebhaften Einbildungskraft sich auf kurze Zeit aufzuheitern. Aber es war diese Zerstreuung nur Palliativkur für seinen geängsteten Geist. Nachher stiegen doch immer wieder neue und heftigere Schrecken, neuer und größerer Unmuth in seiner Seele auf.

Als er hingegen in der Folge vom Naturalismus zum wahren Christenthum sich ernstlich wendete, da wurde sein Herz wahrhaftig beruhigt. Der zu ihm vom 1. Merz 1772. an, in das Gefängniß geschickte berühmte D. Balthasar **Münter** war der von der Vorsehung gesegnete Mann, dem es glücklicher Weise gelang, ganz andere und wahrhaft christliche Kenntniße und Gesinnungen ihm einzuflößen. Dieser bemühte sich, die deutlichste Belehrung aus Gründen der Vernunft sowohl als aus der göttlichen Offenbarung ihm zu ertheilen, gestattete ihm eine kaltblütige Untersuchung der vorgetragenen Beweise, hörte seine Einwendungen und

Zwei=

Zweifel an, und widerlegte eben dieselben auf die bescheidenste und bündigste Weise. Dadurch gewann er sein Herz so sehr, daß er sich ihm ganz überließ, seinen Leitungen folgte, und unter seiner Anführung die lezten Tage seines Lebens weislich nüzte und sie für die glücklichsten in selbigen nachher ausgab.

Jerusalems Betrachtungen über die Wahrheiten der christlichen Religion, Reimarus vornehmste Wahrheiten der christlichen Religion, Leß von der Wahrheit der christlichen Religion, Gellerts moralische Vorlesungen, Spalding vom Werth der Gefühle im Christenthume, Heßens Geschichte der drey lezten Lebensjahre Jesu und andere vortrefliche philosophische und theologische Schriften mehr, vor allem aber die Bibel selbst, dieß zuvor von ihm so verachtete Buch, las er nun auf D. Münters Rath und Bitte mit vieler Aufmerksamkeit, und ward nach und nach dadurch ein ächter Christ.

In der Folge gestand er es diesem seinem edeln Freunde mit vieler Wehmuth, daß die Wollust seine Hauptleidenschaft gewesen seye, die auch am meisten zu seinem moralischen Verderben beygetragen habe, so wie auch sein heftiger Ehrgeiz, den er so übertrieben zu befriedigen gesucht, zu gefährlichen Neuerungen der Gesetze und der Staatsverwaltung und sein ganz außerordentlicher Leichtsinn zur Verachtung der Religion, schädliche Triebfeder für ihn gewesen seye.

Ein Brief seiner Eltern an ihn, den ihm D. Münter einhändigte, war um so viel rührender und beschämender für ihn, weil er ihre in Wahrheit ungeheuchelte Frömmigkeit kannte, und izt ihre Vorwürfe, seines Ungehorsams halben, den er von jeher gegen ihre christliche Ermahnungen bewiesen hatte, als nur allzuwohl verdiente anzunehmen sich verpflichtet hielt. Alle diese Umstände trugen nun vereinigt dazu bey, daß er Jesum für den Erlöser der Menschen glaubig annahm, sich von der Gewisheit seiner Auferstehung, als dem stärksten Beweis der Göttlichkeit seines Verdienstes überzeugte, Gott als Dreyeinigen anbetete, die Sittenlehre Jesu als die beste und heiligste erkannte und die Lehre von künftigen ewigen Belohnungen und Bestrafungen für eine unumstößlich gewiße hielt. Daher suchte er denn reuevoll und glaubig die Vergebung seiner Sünden bey Gott, widmete den Rest seiner Tage Gott, und nüzte sie zur redlichsten Beßerung seines Herzens und Wandels.

Thätiger Beweis solcher seiner gänzlichen Sinnesänderung war dieß, daß er sich um den Seelenzustand seines Mitgefangenen, des Grafen Brandt bekümmerte und den Wunsch äußerte, es möchte selbiger doch auch wie er zur Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion gelangen, wovon ihm Probst Hee, bey einem deshalben gemachten Besuch, zu seiner Beruhigung persönlich die gewiße Nachricht gab. Eben so suchte er auch selbst manche Officiers, die ihn im Gefängniß Zimmer abwechselnd

selnd bewachten, die zum Theil gleich wie er, vom Naturalismus angesteckt waren, durch Gespräche, Belehrungen und Ermahnungen zum Christenthum zu bringen, zur Lebensbeßerung zu bewegen.

Als der Zeitpunkt herannahete, in welchem Struensee's förmliche fiskalische Anklage vor sich gehen sollte, und er vorgeladen worden war, sie anzuhören, und, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen wußte, anzubringen, so befragte er sich bey seinem geistlichen Rath, Münter, ob es ihm das Christenthum erlaube, wenn er rechtmäßige Mittel zu seiner Rettung wüßte, sie anzuwenden? Dieser bejahete es. "Unter meinen Verbrechen" sagte er hierauf, "worüber ich werde angeklaget werden, ist eines, das gar keiner Entschuldigung oder Milderung fähig ist. Ich sehe also ein, daß die Wahrscheinlichkeit, die ich habe, mein Leben zu erhalten, gegen die Wahrscheinlichkeit meines Todes, sehr klein ist. Was nützte es mir auch, mit dem Leben davon zu kommen, aber dafür in einem ewigen Gefängniße trostlos den Rest meiner Tage hinbringen zu müßen?" Doch auf D. Münters Rath, sich der Hülfe seines Defensors allerdings bedienen zu sollen, entschloß er sich nicht nur hiezu, sondern versicherte zugleich auch, daß er bey allem, was er mit demselbigen zu seiner Vertheidigung verabreden werde, die lauterste Wahrheit statt finden laßen wolle, und daß er noch ferner gegen seine Richter vor allen vorsezlichen Unwahrheiten sich gewißenhaft hüten werde. "Rechtfertigen" sagte er," kann ich

meine Handlungen nicht, aber ich glaube doch von einigen zeigen zu können, daß sie nicht in dem Grade böse sind, als sie zu seyn scheinen. Meine politischen Fehler mögen allerdings Früchte des Irrthums, der Uebereilung und der Begierden gewesen seyn; aber sie waren doch gewiß keine Folgen eines sträflichen Vorsatzes, Unglück stiften zu wollen.

Am 21. April wurde des Generalfiskals F. W. W*** Klagschrift, deren wichtigste Punkte bereits oben im Auszuge angeführt stehen, wider ihn bey dem seinetwegen festgesezten königlichen Inquisitionsgerichte eingereicht und auf diese übergab gleich am folgenden Tage der höchste Gerichtsadvokat U** eine kürzere, jedoch bündige Vertheidigungsschrift für ihn. Es wurde in derselbigen, so viel als möglich, erwiesen, daß des Grafen Struensee's Absichten bey den meisten durch ihn veranstalteten Veränderungen, im Cabinete sowohl als in der Staatsverfaßung selbst, gewiß keine bösen gewesen wären; daß kein Betrug durch falsch beygesezte Zahlen bey den ihm und dem Grafen Brand verschriebenen königlichen Geschenken, von ihm gespielt worden seye; daß er bey der Cur und Erziehung des Cronprinzen gewißenhaft gehandelt und es der Königin Wille so verlangt habe, auch wirklich die Gesundheit deßelbigen nicht vermindert oder geschwächt, sondern vielmehr gestärkt und gebeßert worden seye, wie erfahrne Aerzte würden bestättigen können; daß er bey dem respectwidrigen Vorgang zwischen Brandt und dem Könige nie

glaubte,

glaubte, ersterer würde die Verwegenheit dabey so weit treiben, als wirklich geschah; daß er bey dem Verkauf des Schmucks blos der Königinn Befehle befolgt und überdieß fest geglaubet habe, der König wiße davon; was aber freylich das gleich im ersten Punkte angeführte Verbrechen wider die Person des Königs selbst anbetrefe, so gestehe er es allerdings, sich deßelbigen schuldig gemacht zu haben, bereue es aber unter Vergießung vieler Zähren ganz aufrichtig und nehme wegen deßelbigen einzig und allein zur Grosmuth und Gnade des Königs selbst, seine Zuflucht.

So kräftig und rührend auch diese Vertheidigungsschrift war, so war sie doch eben so unwirksam, als eine zweyte zu seiner Rettung eingereichte Defension, welche er selbst eigenhändig aufgesezt hatte, die den 14. April unterschrieben war, und in vielen Punkten mit der obigen Schrift übereintraf, nur daß sie noch weitläuftiger war.

Das königliche Inquisitionsgericht, das einmahl beschloßen hatte, Struensee sollte als Exempel der strafenden Gerechtigkeit auf der Blutbühne schmählich sterben, verwarf alle Vorstellungen und Bitten, und fällte am 25. April ein weitläuftiges Urtheil, in welchem alle Punkte, deren man ihn beschuldigt hatte, nochmahls angeführt wurden, und das sich auf eine für den unglücklichen Grafen äusserst schreckliche Art folgendermaßen schloß:

"Da es solchemnach klar ist, daß der Graf Struensee auf mehr als eine Art, und in mehr als einer

einer Hinsicht das Verbrechen der beleidigten Majestät in einem überaus hohen Grade beydes selbst begangen, und an der, andere zu Schulden kommenden Begehung deßelben Theil genommen habe; nicht zu gedenken, daß seine ganze Verwaltung eine Kette von Gewaltthätigkeiten, von Eigennutze, (den er sogar auf eine schändliche und strafbare Weise zu sättigen getrachtet) Verachtung der Religion, Moral und guten Sitten, (die er nicht nur mit Worten und Werken, sondern auch durch öffentliche Anstalten zeigen wollen,) gewesen sey:

So wird des dänischen Gesetzes, 6ten Buchs, 4ten Capitels, 1sten Artikels zufolge, für Recht erkannt:

> Daß der Graf **Johann Friedrich Struensee**, sich selbst zur wohlverdienten Strafe, und andern Gleichgesinnten zum Beyspiele und Abscheu, Ehre, Leib und Gut verbrochen habe; seiner gräflichen und aller anderen ihm verliehenen Würden entsezt seyn, und sein gräfliches Wappen vom Scharfrichter zerbrochen; sodann **Johann Friedrich Struensee's** rechte Hand, und darauf sein Kopf ihm lebendig abgehauen; sein Cörper geviertheilet und aufs Rad geleget, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gestekt werden solle.

In der Commißion auf dem Schloße **Christiansburg** den 25. April 1772."

D. **Münter** war am 25. April eben bey dem Grafen Struensee zugegen, der mit ihm von verschiedenen Angelegenheiten seines Herzens, von seinen

nen Gesinnungen gegen seine Eltern und Geschwistrigte, von seiner Zufriedenheit mit dem Wege, auf welchem ihn Gott zu seiner Bestimmung führte, redete, als sein Defensor ins Gefängnißzimmer trat, um ihm von dem über ihn gefällten strengen Urtheile traurige Nachricht zu ertheilen. "Herr Graf, sagte er, ich bringe Ihnen eine schlimme Botschaft." Hier zog er die Abschrift des Urtheils aus der Tasche. "Das habe ich mir nicht anders vorgestellt," antwortete der Graf, "laßen Sie mich's nur sehen." Er las es, ohne daß dabey die mindeste Veränderung in seinem Gesichte zu merken gewesen wäre und gab es nachher dem D. Münter. Während daß dieser es zitternd las, redete Struensee mit seinem Defensor ganz ruhig, und fragte ihn, ob alle Punkte der Anklage wider ihn zur Decision gebraucht wären, das derselbige alsdann bejahete. "Und was wird Brandts Schicksal seyn?" Das nemliche als das Ihrige, erwiederte ihm sein Defensor. Dies rührte den Grafen mehr, als sein eigenes Unglück.

Als sein Defensor sich entfernt hatte, unterredete er sich noch länger mit dem D. Münter und sagte unter andern zu ihm: "Ich habe mich auf dieß Urtheil und sogar auf noch ein härteres gefaßt gemacht. Ich habe mir vorgestellt, daß ich vielleicht gerädert werden könnte, und schon überlegt, ob ich auch die Schmerzen einer solchen Hinrichtung mit Gedult würde überwinden können. Ich gestehe es, mein Verbrechen ist groß, und ich kann nicht läug-

ne,n

nen, daß ich die Majestät des Königs beleidiget habe. Vieles würde ich aber auch nicht gethan haben, wenn ich das Gesetz genug gekannt hätte."

Noch ehe sich **Münter** von dem Grafen entfernte, stellte er ihm folgenden rührenden Brief an seine Eltern zu, mit der Bitte, ihnen selbigen vor oder nach seinem Tode zuzusenden:

"Ihre Briefe haben meinen Schmerz vermehrt, "aber ich habe zugleich die Gesinnungen der Liebe, "so Sie jederzeit für mich gehabt, darinn gefun"den. Das Andenken der Betrübtniß, und izt der "stärksten, die ich Ihnen veranlaßt, da ich Ihren "Gesinnungen zuwider gelebt, ist mir um so viel "fühlbarer, da die Erkenntniß der Wahrheit mein "Unrecht mir lebhafter zeigt. Mit der aufrichtig"sten Reue bitte ich Sie deswegen um Vergebung. "Ich habe meinem itzigen Zustande die Annehmung "des Glaubens an die Versöhnung Christi zu dan"ken. Ihr Gebet und die Erinnerung Ihres Bey"spiels haben viel dazu beygetragen. Seyn Sie "versichert, daß Ihr Sohn das Gut gefunden, wel"ches Sie für das einzige wahre halten. Sehen "Sie sein Unglück als das Mittel an, das ihn "verhindert, deßelben zu verfehlen. Der Eindruck "von dieser Seite wird alle die übrigen bey Ihnen "schwächen, so wie er sie mir ganz ausgelöscht hat. "Ich empfehle mich Ihrer fernern Fürbitte bey "Gott, so wie ich Christum meinen Erlöser unauf"hörlich bitte, Ihnen Ihr itziges Leiden so erträglich "zu machen, wie ich es seinem Beystande zu ver-

"dan-

"danken habe. Mit kindlicher Ergebenheit und Be-
"grüßung meiner Geschwister verharre ich u. s. w."

In der darauf folgenden Nacht war Struensee sehr unruhig. Der wachhabende Officier sagte aus, er habe mit den Füßen gestampft, mit den Zähnen geknirscht, und sich an den Fingern gebißen. Er seye alsdann zu seinem Bette hingetreten, habe ihn aber im tiefen Schlafe gefunden. Als man ihn deshalben am Morgen darauf befragte, ob er etwa unruhige Träume gehabt habe, so versicherte er, er habe sich beym Erwachen daran erinnert, daß ihm im Schlafe die Reihe seiner Ueberzeugungsgründe vom Christenthum vorgeschwebt hätte, übrigens wiße er von cörperlicher Unruhe nichts.

Als D. Münter am Tag darauf, den 26. Apr. nemlich, ihn wieder besuchte, so hatte er ihm die traurige Nachricht zu bringen, daß der König sein Urtheil in allen Stücken, ohne die geringste Milderung deßelben, bestättiget habe, und daß es am 28. vollzogen werden solle. Der unglückliche Graf hörte diese Botschaft ganz gelaßen an, und versicherte, daß er in Absicht der beschimpfenden Umstände seines Todes ganz beruhiget wäre, denn er glaube an eine künftige Auferstehung und traue es der Weisheit und Allmacht Gottes zu, seine cörperlichen Theile, sie mögen nun verweset seyn an welchem Orte sie wollen, bis zur allgemeinen Todtenerweckung sicher aufbewahren zu können. Freylich habe er gewünscht, daß der Freytag erst sein Todestag seyn möge, doch Aufschub bis dahin zu suchen, glaube er, seye eben

so

so viel, als wenn er eine schmerzhafte, zu seiner Gesundheit nöthige Operation auszustehen hätte, und sie nun, da sie eben vor sich gehen sollte, auszusetzen verlangen wollte. Darauf verglich er alle einzelnen Umstände seines schmählichen Todes mit den schmachvollen Umständen des Todes Jesu, und fand, daß dieser aus Liebe zu ihm und allen Sündern unendlich mehr ganz unschuldig gelitten habe, als er um seiner eigenen Verbrechen willen, leiden müße.

Am 27. April genoß er nach der besten Vorbereitung, in Gegenwart des Herrn Generallieutenants von Hoben nochmahls das heilige Abendmahl und vergoß Thränen des Danks gegen seinen Erlöser, und der Freude wegen seiner gänzlichen Begnadigung bey Gott, dabey. Als er nachher mit Doctor Müntern allein war, versicherte er ihm nochmahls: "Ich nehme das Bewußtseyn meines Gewißens mit mir in die Ewigkeit, daß ich den König und das Land nicht habe unglücklich machen wollen. Es ist wahr, ich habe mir in kurzer Zeit beträchtliche Summen zugewendet, ich habe mir darin des Königs Gnade auf eine Art zu Nutz gemacht, die ich nicht verantworten kann. Aber die Rechnung darüber habe ich nicht verfälscht, ob gleich alle Wahrscheinlichkeit in diesem Stücke wider mich ist, und ich es niemand verdenken kann, der mich darinn für schuldig hält." Sodann stellte er ihm einen Brief an den Bruder des unglücklichen Grafen Brandt zu, legte einige andere Aufsätze von seiner Hand in ein Couvert,

Couvert, versiegelte solche in Gegenwart des nochmahls zum Besuch gekommenen Herrn Commendanten von Hoben, und gab sie dem D. Münter, so wie alle übrigen Papiere, und die beeden Briefe seiner Eltern an ihn, daß also gleichsam sein Haus ganz bestellt war.

Als er hierauf noch mehrere erbauliche Gespräche mit dem Doctor Münter angestellt, besonders aber die Lehre von der Versöhnung durch Jesum Christum auf sich tröstlich angewendet, und zulezt über einige Dinge, sein Verhalten an seinem morgenden Todestage betreffend, mit ihm nöthige Abrede getroffen hatte, so legte er sich frühzeitig zu Bette, las in selbigem noch einige Zeit in erbaulichen Büchern, und schlief sodann fünf bis sechs Stunden ganz ruhig. Da er des Morgens erwacht war, hatte er eine lange Weile im tiefen Nachdenken zugebracht, war darauf aufgestanden, hatte sich angekleidet und mit dem Wachehabenden Officier eine ruhige Unterredung gehalten.

Doctor Münter traf ihn völlig so angekleidet, wie er nach dem Richtplatze gehen wollte, auf seinem Canapee liegend, an. Er las in Schlegels Paßionspredigten, und empfieng ihn mit seiner gewöhnlichen ruhigen und freundlichen Miene. "Ich dachte gestern Abends," sagte er, "daß es mir vielleicht meinen Hingang zum Tode erleichtern könnte, wenn ich nun meine Imagination mit angenehmen Bildern von der Ewigkeit und ihren Freuden erfüllte. Ich hätte dazu Lavaters Aus-

sichten gut gebrauchen können: aber ich habe es doch nicht wagen mögen. Ich halte es für beßer, daß ich meinen großen Schritt mit stiller Ueberlegung thue. Die Einbildungskraft, wenn sie einmahl in Bewegung gesezt ist, kann gar leicht eine falsche Wendung nehmen. Sie könnte jene angenehme Bilder fahren laßen, und auf die schreklichen Umstände meines Todes fallen, und mich dadurch um meine Faßung bringen. Ich will mich selbst unterwegs ihr nicht überlaßen, sondern meine Vernunft mit dem Andenken an den Hingang Jesu zu seinem Tode und mit Anwendungen daraus auf mich, beschäftigen."

Er bat hierauf den Doctor **Münter**, in seinem Namen, wenn er es für nöthig hielte, nochmahls gehörigen Orts die Versicherung zu geben: "daß seine, vor seinen Richtern geschehenen Aussagen in allen Stücken der Wahrheit gemäß wären, und daß er nichts vorsezlich verhehlt hätte, was ihm selbst oder andern zur Last fallen könnte."

"Als ich diesen Morgen," sagte er, "erwachte, und sah, daß es Tag war, überfiel mich ein heftiges Zittern am ganzen Leibe. Ich nahm aber gleich meine Zuflucht zum Gebete, und dachte meine Beruhigungsgründe aus der Religion durch. Ich betete zugleich für den König, daß ihn Gott mit Weisheit und Gnade regieren und ihn auch persönlich höchst glücklich machen wolle. Da bekam ich bald meine Faßung wieder. Ich bin nun ruhig und zufrieden, und ich weiß gewiß, ich werde es bleiben.

ben. Warum sollte ich angstvoll seyn, da ich von meinem Heile, und von der Vergebung meiner Sünden völlig überzeugt bin? Ich kann mich auch nicht beschweren, daß mir zu viel geschehe. Ich weiß und erkenne, ich habe dieß und noch mehrers verdient. Aber wer will mich nun, da ich ein Auserwählter Gottes bin, beschuldigen? Wer will mich verdammen?"

Sein Freund und Rathgeber, D. Münter, nüzte die Gelegenheit, las ihm das ganze achte Capitel des Briefs an die Römer vor, und legte ihm die vielen Stellen in demselbigen, die so vortreflich auf ihn paßten, durch eine beständige Anwendung auf seinen vorherigen und itzigen Zustand, und mit eingemischten kurzen Gebeten, ans Herz, das so wohlthätig auf selbiges wirkte, daß die sichtbarsten Merkmahle der süßesten Ruhe und Heiterheit sich über sein ganzes Antlitz verbreiteten.

Unter diesen erbaulichen Beschäftigungen und mehrern andern Reden, durch die er seine edle Fassung, seine getroste Erwartung des Todes und seine freudige Hofnung des künftigen beßern Lebens deutlich bezeugte, verstrichen mehrere Stunden, und der Zeitpunct seiner schmählichen Hinrichtung rückte immer näher herbey.

Nun eröfnete sich die Thür des Gefängnißzimmers, und ein Offizier trat herein, der den Doctor Münter bat, itzo voraus zu fahren. Dieser ward hiedurch sehr gerührt, und als es Struensee

bemerkte, sagte er zu ihm: "Beruhigen Sie Sich, mein Freund, durch die Betrachtung meiner Vortheile, und durch Ihr Bewußtseyn, daß Gott Sie gebraucht hat, mir dieselbe zu verschaffen." Hierauf umarmte ihn Münter, empfahl ihn der Liebe Gottes und eilte nach dem Richtplatz.

Als er bald nachher auch abgerufen worden war, war er sogleich von seinem Lager aufgestanden, und denen gefolgt, die ihn begleiten sollten. Beym Herausgehen aus dem Gefangenhause nach dem Wagen hatte er die Umstehenden gegrüßt; auf dem Wege nach dem Richtplatze aber hatte er sich theils mit dem bey ihm sitzenden Offizier besprochen, theils nachdenkend vor sich geseßen.

Zu seiner und des Grafen Brandts Hinrichtung war vor dem Osterthore auf einer freyen und geräumigen Ebene, ein eigenes Schaffot, acht Ellen oben im Viereck und neun Ellen hoch aufgerichtet worden, daß es in einer weiten Entfernung gesehen werden konnte, mithin die Zuschauer, deren viele Tausende waren, ungehindert alles, was darauf vorgenommen wurde, zu beobachten, im Stande waren.

Zweyhundert Mann von dem im Castelle liegenden Infanterieregimente des Cronprinzen und 234. Dragoner machten die Bedeckung aus, unter welcher die beeden unglücklichen Grafen aus dem Castelle nach dem Richtplatze gebracht wurden, und die Anzahl der (von der Garnison zu Formirung des

Creises)

Creises) Commandirten, bestund aus 1000. Mann Infanterie und 200. Mann Dragonern, nebst einigen Commando's Matrosen, die ebenfalls den Creis formirten.

Nachdem bereits einige Stunden vorher dieses sämtliche Militär ausgerückt war und ein Theil davon den Richtplatz schon besezt hatte, kamen Probst Hee und Doctor Münter, jeder in seinem Wagen, und stiegen bey dem Schaffot ab. Gegen halb 10. Uhr aber kamen 3. Wägen von 400. Mann Dragonern und Infanterie bedeckt, an. In dem ersten saß der Generalfiscal Vivet, und des Königs Voigt, der Staatsrath Ortved, welcher mit einem, bey einer solchen Begebenheit, dem Herkommen nach, ziemlich großen Degen von Meßing umgürtet war; rücklings saß deßelben Gevollmächtigter, welcher die Schilder bey sich hatte, worauf der beeden Grafen Wappen gemahlt waren, die zerbrochen werden sollten. In dem zweyten Wagen saß der Graf Brandt, welcher in einem Buche las, neben ihm ein Officier, und rücklings zwey Unterofficiere. In dem dritten Wagen befand sich der Graf Struensee, und ebenfalls bey ihm ein Officier, rücklings aber zwey Unterofficiers. Die beeden Seitenfenster der beeden Wagen waren niedergelaßen, so daß die Delinquenten von einem jeden konnten gesehen werden.

Als die Wägen bey dem Schaffot ankamen, so stiegen der Generalfiscal und des Königs Voigt, nebst dem Gevollmächtigten heraus, und begaben

sich in den Eingang über die Treppe auf das Schaffot. Der Probst Hee aber empfieng den Grafen Brandt am Wagen, und gieng mit ihm gleichfalls auf das Blutgerüste hinauf. Etwa eine Viertelstunde lang unterredete sich der Probst mit dem unglücklichen Grafen, und da dieß geschehen war, so las der Voigt des Königs nochmals das Urtheil ab, worauf der Scharfrichter das gräflich Brandtische Wappen in die Hände nahm, es zerbrach und die Trümmer davon auf die Erde warf. Nun kam die wichtige Zeit der Execution des vorgelesenen Urtheils selbst und Graf Brandt betrug sich dabey ungemein freymüthig. Er ließ die Wildschur, die er über seinen Kleidern anhatte, zurückfallen, gab seinen mit einer goldenen Treße besezten Hut von sich, zog sich selber sein grünes Kleid ab, welches ebenfalls mit Gold brodirt war, nahm seine Halsbinde ab, zog sich selber das Hemde zurück, legte die rechte Hand auf den einen und den Kopf auf den andern Block, und ließ sich beede unter tröstlichem Zurufe des Probsts Hee mit zwey verschiedenen Beilen ganz gelaßen abhauen.

Hierauf gieng der Probst Hee, und die Herren Vivet und Ortved von dem Schaffot herab, die Henkersknechte aber zogen dem Leichname die Kleider ab, nahmen die Gedärme und alles Inwendige aus dem Cörper, und zerhaueten denselben in vier Theile, die sie nachher, jedes Stück besonders, an einem Seile auf einen Wagen niederließen, welcher dazu gemacht war, den zerstümmelten Cörper nach dem

dem ordentlichen Galgenberge vor dem Westerthore zu führen, das Eingeweide aber wurde in ein besonderes Gefäs gelegt, und ebenfalls von dem Schaffot auf den Wagen niedergelaßen.

Schon gleich, als **Brandt** aus seinem Wagen gestiegen war, um aufs Blutgerüste zu gehen, stieg Doctor **Münter** in den Wagen, worin der Graf **Struensee** saß, und ließ die Kutsche umwenden, damit er nicht die Aussicht auf das Schaffot haben möchte. "Ich habe es schon gesehen," sagte er. Als er des Doctor **Münters** Unruhe bemerkte, sahe er ihn mit einer lächelnden Mine an, und sagte: "Attendriren Sie mich ja nicht. Ich sehe, Sie leiden. Erinnern Sie sich daran, daß Sie das Werkzeug Gottes gewesen sind, mich glücklich zu machen. Ich kann mir vorstellen, wie süß es Ihnen seyn muß, sich deßen bewußt zu seyn. Ich werde mit Ihnen Gott in der Ewigkeit dafür danken, daß Sie meine Seele gerettet haben."

Er bat hierauf den Doktor **Münter**, verschiedene seiner Bekannten von ihm zu grüßen und einigen unter ihnen zu sagen, daß, wenn er Sie etwa durch seine Reden oder Handlungen in Ihren Begriffen von Religion und Tugend irre gemacht hätte, er Sie als ein Sterbender, der dieß sein Unrecht erkenne, bitten ließe, diese Eindrücke wieder auszulöschen und es ihm zu vergeben, daß er sie veranlaßt hätte.

Uebrigens besaß er im Wagen die größte Geistesgegenwart, erkannte unter den Umstehenden

 diesen

diesen und jenen, grüßte sie mit Abziehung des Huts, einige auch mit einer freundlichen Miene, und sezte gegen seinen Freund Münter hinzu: "Meine Ruhe ist nicht erzwungen. Meine Seele sieht jzt über den Tod mit Freudigkeit und Hofnung hinaus. Und wie wenig ist es auch, was ich zu leiden habe, wenn ich es mit den Leiden Jesu bey seinem Tode vergleiche?"

Als D. Münter aus den Bewegungen der Zuschauer vermuthen konnte, daß Struensee nun sogleich das Blutgerüste werde besteigen müßen, so suchte er den unglücklichen Grafen durch ein kurzes Gebet dazu vorzubereiten, und in wenigen Augenblicken wurde er auch wirklich zu diesem seinen lezten so sauren Gang aufgefordert. Er gieng mit Anständigkeit und Demuth durch die Zuschauer, und grüßte einige unter ihnen. Mit einiger Beschwerde stieg er die Treppe hinan. Als er oben stand, redete Doktor Münter ganz kurz und ohne Erhebung der Stimme zu ihm über die Worte Christi: Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Uebrigens war das Betragen Struensees auf dem Schaffot ganz ungekünstelt und unverstellt. Er gab sich da als einen Mann zu erkennen, der es wußte, daß er izt um seiner Vergehungen willen unter der Hand des Scharfrichters sterben sollte. Er war blaß, es ward ihm schwer zu reden, die Furcht des Todes war auf seinem Gesichte kenntlich. Aber es war auch zugleich Gelaßenheit, Ruhe und Hofnung was seine Mienen ausdrückten.

Ihm

Ihm ward nun das Urtheil und die königliche Confirmation deßelbigen vorgelesen und sodann sein gräfliches Wappen vorgezeigt und zerbrochen. Während der Zeit, da ihm die Ketten abgenommen wurden, legte ihm Doctor Münter folgende Fragen vor: Bereuen Sie von ganzem Herzen alles, womit Sie Gott und Menschen beleidiget haben? "Sie kennen darüber meine Empfindungen, und ich versichere Sie, daß sie noch in diesem Augenblicke die nemlichen sind." Verlaßen Sie Sich, um von Gott begnadiget zu werden, allein auf die Versöhnung Jesu Christi? "Ich kenne kein anderes Mittel bey Gott Gnade zu erlangen und verlaße mich daher allein auf dieses. "Gehen Sie aus der Welt ohne feindselige Gesinnungen gegen irgend jemand, wer es auch sey? "Ich will nicht glauben, daß mich jemand persönlich haßt. Uebrigens wißen Sie über diesen Punkt meine Gesinnung, und ich berufe mich daher auf das, was ich Ihnen so eben davon gesagt habe." Alsdann legte ihm Doctor Münter die Hand aufs Haupt, und sagte: So gehen Sie hin im Frieden, wohin Gott Sie ruft! Seine Gnade sey mit Ihnen!

Er wollte dem Scharfrichter ein weißes Schnupftuch geben um ihm die Augen zu verbinden; da derselbe aber sagte, daß solches nicht nöthig seye, so war er zufrieden. Er legte hierauf seine Wildschur von sich, zog sein blaues plüschenes Kleid und zwey Hemden aus, eilte ganz gelaßen nach dem Blocke, der noch von dem Blute seines

Freundes gefärbt war, legte sich geschwinde auf selbigen nieder, und bemühete sich den Hals und das Kinn recht einzupaßen. Als die Hand abgehauen war, wurde der ganze Cörper von Convulsionen ergriffen. In dem Augenblicke, da der Scharfrichter das Beil hob, die Hand abzuhauen, fieng der Doctor Münter an, ihm langsam zuzurufen: "Halt im Gedächtniß Jesum Christum, den Gekreuzigten, der gestorben ist, der auch auferstanden ist!" und ehe er diese Worte ganz vollendet hatte, lag der Kopf vom Cörper getrennt, auf dem Boden.

Der Cörper wurde darauf gleichermaßen ausgeweidet, in vier Theile zerstückt, und sammt dem des Grafen von Brandt, auf dem dazu gemachten Wagen nach dem Galgenberge gebracht; die vier Theile eines jeden Cörpers auf vier Räder gelegt, die beeden Köpfe auf zwey Stangen gesteckt, und an denselben die beeden Hände genagelt, die Gefäße mit den Eingeweiden aber in die Erde gegraben.—

Dieß war das klägliche Ende eines Mannes, der, wenn er vorsichtiger und kluger gehandelt hätte, sein Leben in Ruhe und im Besitze der größten Ehre hätte hinbringen und durch seine Talente der Welt nützlich seyn können—!

XIV.

Marino Falieri *)

Doge zu Venedig, wegen angestifteter Rebellion daselbst 1355. enthauptet.

Marino Falier stammte aus einem der ältesten und reichsten Häuser der Republik. Schon seine Vorfahren erwarben sich im Dienste derselben glänzenden Ruhm, und er selbst hatte noch vor kurzem, als Proveditor auf der Flotte im schwarzen Meere, das Andenken an diese Verdienste durch seine Tapferkeit und Geistesgegenwart erneuert. Mit dem Adel seiner Geburt verband er die glänzendsten Vorzüge des Geistes, war überhaupt ein feuriger, hellsehender, unternehmender Kopf, welcher der Republik die gewiße Hofnung einflößte, sie werde, unter dem Schutze seiner wirksamen Anschläge, den hartnäckigen Krieg mit den Genuesern vortheilhaft endigen können. Dazu berechtigte sie hauptsächlich sein hohes Alter, und die genaue Kenntniß des Staats, die er sich in einem langwierigen und oft veränderten Dienste deßelben erworben hatte. Die bewun-

*) Dieser vortrefliche Aufsatz ist fast ganz unverändert aus Schillers Thalia X. Heft, 1790. von S. 58-72. eingerückt. S. auch Allgem. histor. Lexic. 1722. II. Th.

bewundernswürdige Geschicklichkeit, mit welcher er Unterhandlungen einzuleiten wußte, hatte den Senat erst vor kurzem bewogen, ihn als Gesandten an den päpstlichen Hof zu schicken, in der Absicht, Innocentius VI. zu seiner Thronerhebung Glück zu wünschen, und sich seines Beystandes gegen die auswärtigen Feinde der Republik zu versichern. Es fügte sich also, daß er gerade zu der Zeit abwesend war, als sein Vorfahrer, Dandolo, zum größten Leidwesen des Staats im Jahre 1354. den Thron erledigte, und der Senat, von äußern Umständen genöthigt, ohne Zeitverlust zur Wahl eines neuen Dogen schritt. Desto größer war seine Ueberraschung, als er auf seiner Rückreise erfuhr, daß er selbst der Gegenstand dieser Wahl sey.

Der Senat schickte ihm schleunigst zwölf Edle mit einem glänzenden Gefolge bis Verona entgegen. Diese Stadt wimmelte von Menschen; alles war in Bewegung; überall herrschte die lebhafteste Freude. In Padua erwartete ihn der ganze versammelte Senat, und empfieng ihn mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen. Von hier sezte er seine Reise weiter über Chiozza nach St. Clemens fort, wo er den sogenannten Bucentauro bestieg, der ihn nach Venedig brachte.

Eben wollte das Schiff in den Hafen laufen, als sich plötzlich ein wütender Sturm erhob, der den ganzen Horizont verfinsterte, so daß Falier, der auf dem Bucentauro nicht mehr sicher war, mit seinem Gefolge einen gewöhnlichen Kahn besteigen

mußte,

mußte, der ihn sicher und wohlbehalten auf den St. Markusplatz brachte. Hier stieg er ans Land; der versammelte Adel empfieng ihn voll der tiefsten Ehrerbietung, und das Volk strömte ihm aus allen Enden der Stadt mit lautem Frohlocken entgegen.

Das Gewühl war unbeschreiblich. Zum grösten Unglück nahm Falier in der Betäubung, dem Gedräng und der Düsternheit der Luft nicht wahr, daß er zwischen den zwey Säulen auf dem sogenannten kleinen Platze durchgieng, wo die Mißethäter pflegen hingerichtet zu werden. Ein Umstand, der dem gemeinen Manne sehr bedenklich schien. Der neue Doge ward sogleich unter Begleitung des ganzen Adels und einem beständigen Gewühl von Menschen nach der St. Markuskirche, und von da nach dem herzoglichen Palaste gebracht, wo er mit den gewöhnlichen Ceremonien die Crönung empfieng. Indeßen hatte jener Umstand mit den Säulen und der plötzlichen Veränderung der Atmosphäre, auf das Gemüth des Pöbels den widrigsten Eindruck gemacht und jene lärmende Freude gar bald durch misgünstige Ahndungen verdrängt.

Leider bestättigte die Folge nur zu bald diese Ahndungen. Der Staat wurde von unzähligen Widerwärtigkeiten heimgesucht. Krieg, Hungersnoth, Seuchen und Erdbeben, wetteiferten mit einander, seine Kraft zu erschöpfen. Auf diese ganze Reihe von Unglücksfällen folgte endlich der lezte, härteste Schlag, dem er beynahe erlag.

Falier war mit einer jungen, sehr reizenden Gemahlin vermählt, die unter dem Adel der Stadt viele Verehrer fand.

Unter andern zeichnete sich ein gewißer Michael Steno aus, deßen stille Leidenschaft von Seiten der Dogareßa, wie man sagt, die schmeichelhaftesten Ermunterungen bekam. Dieser Michael Steno war ein schön gebildeter Mann, Mitglied der Quarantie, besaß einen mächtigen Anhang in der Stadt, und lebte mit dem Hause des Dogen auf einem sehr vertrauten Fuße: um so viel mehr wandte er alles an, seine Wünsche zu befriedigen. Indeß konnte dieser Umstand den scharfsichtigen Blicken des Falier nicht lange verborgen bleiben. Die Eifersucht erwachte bey ihm mit ihrem ganzen Gefolge von Unbesonnenheit und Uebereilung. Bis jezt tobte sie nur in Geheim, bey der ersten Gelegenheit brach sie aber mit dem heftigsten Ungestüm aus. Diese Gelegenheit brachte der erste Donnerstag in der Fastnacht. An diesem Tage pflegte der Doge sich mit seinem Gefolge auf einem, dem kleinen Platze gegenüberstehenden Gang einzufinden, um den Ergötzungen des Volks beyzuwohnen, welches sich beeifert, ihn mit mancherley Ceremonien zu beehren. Ist der Doge verheyrathet, so nimmt die Dogareßa ebenfalls an diesen Feyerlichkeiten Theil, und dieß war hier der Fall. — Der Doge erschien in Begleitung seines Hofs und seiner Gemahlin, und auch Steno erschien mit ihm. Dieser wußte seine Stellung so vortheilhaft zu nehmen, daß er die

schöne Dogareßa beständig vor Augen hatte. Falier bemerkte dieses kaum, als er in den heftigsten Ausdrücken den Befehl gab, man solle den Steno vom Gerüste werfen. Es geschah. Steno entfernte sich, aber mit den lebhaftesten Empfindungen des Schmerzes und der Rache über diese schimpfliche Begegnung. Er eilte geradesweges nach Haus, maskirte sich, und erschien zum zweytenmahl auf dem Gerüste. Bey dem Gedränge und der gespannten Aufmerksamkeit der Umstehenden gelang es ihm, unvermerkt ein Zettelchen folgendes Inhalts an den Sitz des Dogen zu heften: "Falier besizt eine schöne Gemahlin; was hilft es ihm aber? — Er unterhält sie, andere genießen sie." — Nach geschehener That schlich er sich eilends davon. Nur seine vertrautesten Freunde wußten etwas von dieser Sache. Kaum fiel dieses Zettelchen den Umstehenden in die Augen, so machten sie den Falier darauf aufmerksam. Dieser spie Feuer und Flammen, und beschwor Himmel und Erde, ihm den Thäter in die Hände zu liefern. Die Signorie gab sich zwar alle ersinnliche Mühe, ihn auszukundschaften, und die Beleidigung ihres Dogen zu rächen; damit war ihm aber nichts geholfen: er verlangte Genugthuung und diese konnte man ihm nicht eher verschaffen, bis der Thäter entdeckt war. Steno zögerte nicht. Unverzüglich eilte er in den Senat, bekannte sich öffentlich für den Urheber, und brachte zu seiner Entschuldigung nichts, als die erlittene Beschimpfung vor. Jedermann gab ihm im Stillen Recht und doch mußte der Doge Genugthuung haben. Die

Signo-

Signorie befand sich in nicht geringer Verlegenheit, wie sie den Steno bestrafen sollte, ohne ihrem Gewißen zu nahe zu treten. Endlich brachten es seine Anhänger dahin, daß die Entscheidung dieser Sache der Quarantie übertragen wurde. Steno war eins von den Oberhäuptern dieses Tribunals, folglich fiel das Urtheil deßelben sehr gelind aus, und erkannte blos auf eine monatliche Gefangenschaft. Durch diese Bestrafung aber war Faliers Rache nicht befriedigt. Es schmerzte ihn tief, sich unter die Willkühr der Aristokratie schmiegen zu müßen, da er von Jugend auf an die unbegränzteste Ehrerbietung gewöhnt war. Sein Zorn brach in laute Verwünschungen über die Ungerechtigkeit des Adels aus. Er fieng an, den Steno und die gesammten Beysitzer der Quarantie öffentlich zu verfolgen, und sein Haß verbreitete sich über alle Vornehmen der Stadt, die seinen Absichten entgegen waren. Bey jeder Gelegenheit gab er die lautesten Beweise davon, daß in kurzem die ganze Stadt aufrührisch wurde, und man eine allgemeine Gährung befürchtete. Bald darauf eräugte sich ein Umstand, der der geheimen Absicht des Falier auf die vortheilhafteste Art entsprach.

Ein gewißer Dandolo, mit dem Zunamen Johannes, Aufseher über die Zurüstung der Flotten, entzweyte sich mit dem verdienstvollen Admiral Bertuccio Israel. In der Hitze des Streits schlug Dandolo den Admiral ins Gesicht. Dieser kochte Rache. Von Stund an, war er auf nichts

weiter bedacht, als eine Bande zusammen zu rotten, welches ihm um so leichter war, da er unter dem Pöbel viele Anhänger hatte. Sobald die Bande zusammengetrieben war, zog er an ihrer Spitze auf den kleinen Platz hin, marschirte unter den Fenstern des fürstlichen Palastes auf und ab, und stellte dem Dandolo öffentlich nach dem Leben. Dieser nahm seine Zuflucht zu der Signorie, und dem Dogen selbst, beschwor sie aufs dringendste, ihn von dieser lästigen Nachstellung zu befreyen.

Unterdeßen schloß er sich mit aller nöthigen Vorsicht in den Palast ein, und erwartete zitternd die Entscheidung. Bertuccio ward vorgerufen. Der Doge machte ihm die bittersten Vorwürfe über sein unbesonnenes Betragen, ermahnte ihn aufs nachdrücklichste, nie wieder die Sicherheit des Staats durch ein so freches Unternehmen zu stören, und zwang ihn sogar, sich eidlich zu verpflichten, daß er nie wieder etwas nachtheiliges gegen das Leben des Dandolo vornehmen wolle.

Der Admiral gieng murrend davon, und berathschlagte sich mit seinem Gefolge, was weiter zu thun sey. Unterdeßen langte ein Bedienter des Doge bey ihm an, und bestellte ihn unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit auf das Zimmer seines Herrn. Bertuccio erschien zur gesezten Zeit; aber wie groß war sein Erstaunen, da er den Falier aus einem ganz andern Tone reden hörte, als vor wenigen Stunden. Dieser schlaue Kopf hatte sich jenes Betragens nur als einer Maske bedient, seine

wahren Gesinnungen darunter zu verbergen. Jezt überließ er sich ohne Zurückhaltung dem Ausbruche der heftigsten Rache, die er schon so lange in seiner Brust genährt hatte, und wandte alles mögliche an, diese nemliche Flamme in dem Busen des Admirals anzufachen. Was konnte diesen erwünschter seyn, als die zufällige Zusammenstimmung der Absichten des Dogen mit den seinigen? — Es bedurfte keiner langen Ueberredung. — Bertuccio war mit Leib und Seele der seinige, und in wenig Stunden war der Plan zu einer Verschwörung geschmiedet, die nichts geringers, als den Untergang des ganzen Staats zum Gegenstand hatte.

Der erste Schritt zum Ziele war, daß man alles mögliche anwendete, um den Haß des Pöbels gegen den Adel, der sich durch Stolz und Despotismus bey diesem schon äußerst verhaßt gemacht hatte, zu nähren. Zu dieser Absicht taugte niemand beßer, als Bertuccio selbst, der des Pöbels Abgott war. Er wußte bald einige Matrosen und Schiffsleute auf seine Seite zu bringen, und stellte sie alle dem Falier vor. In kurzer Zeit hatte er schon eine kleine Bande von 20. Personen zusammengezogen, wovon es aber nur vieren bekannt war, daß der Doge selbst die Hand mit im Spiel habe. Jeder von diesen Leuten mußte auf seinen Befehl sich um 60 andere bewerben, welches, wie er vorgab, um so leichter seyn würde, da es bekannt genug wäre, daß der Staat eine Flotte gegen die Genueser in See stellen müßte, wozu man Leute nöthig hätte.

Ueber-

Ueberhaupt sollten sie sich so stellen, als ob irgend ein großes Unternehmen im Werk wäre.

Unterdeßen fuhren sie fort, das Volk aufrührisch zu machen. Zu dem Ende schlichen sich bey Nachtzeit ganze Haufen Verschworner unter die Fenster der Bürger, klopften mit Ungestüm an, und begehrten zu ihren Weibern und Töchtern gelaßen zu werden. Dabey lachten sie auch und zischelten, und riefen einander halb laut bey dem Namen dieses oder jenes Edelmanns zu. Das Mittel schlug ein, in kurzem war die ganze Stadt in Gährung. Das ganze Complott war nun eingeleitet und bedurfte nur noch der Ausführung. Jezt berief Falier den **Nikolaus Cucholo**, einen angesehenen Kaufmann, und sehr vertrauten Freund zu sich, ließ auch die übrigen herbeyrufen, und eröfnete ihnen den Plan der ganzen Verschwörung, welcher folgender war. Eilfe von ihnen sollten an einem festgesezten Tage in der Stadt ausbreiten, die genuesische Flotte nähere sich den **Lagunen**. In der Nacht sollten sie Lärm machen, auf dem St. **Markusthurm**, die Glocken stürmen, und die Stadt zur erdichteten Vertheidigung aufrufen. Dieses sollte das Signal zur Empörung seyn, auf welches sich die sämmtlichen Verschwornen versammelten, einige den St. **Markusplatz** besetzen, andere sich der Hauptplätze der Stadt versichern, die angesehensten Edlen ermorden, und den Falier zum Souverain von **Venedig** ausrufen sollten. Alles war verabredet und der 15. April zur Ausführung dieses schrecklichen Vorhabens

habens festgesezt. Unterdeßen waren dem Rathe der zehen die heimlichen Zusammenkünfte des Pöbels nicht entgangen. Er hatte längst ein wachsames Auge auf alle Bewegungen deßelben gehabt, nur konnte er noch nichts entscheidendes herausbringen, bis zufälligerweise einer von den Verschwornen selbst der Verräther dieses schändlichen Vorhabens wurde.

Beltrand — nach andern hieß er Bential — ein Pelzhändler aus Pisa, hatte in dem Rath der zehen einen vertrauten Freund und Gevatter, deßen Erhaltung ihm sehr am Herzen lag.

Freundschaft und Gewißen forderten ihn auf, das Leben dieses Mannes zu retten, je näher die schrekliche Stunde der Entscheidung heranrückte. Als die Dämmerung hereinbrach, konnte er diesem heftigen Drange nicht länger widerstehen. Mit Furcht und Zittern schlich er sich in das Haus des Leoni — dieß war der Name seines Freundes — verlangte, ihn zu sprechen, und beschwur ihn, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, sich diese Nacht ja nicht aus seiner Wohnung zu entfernen, es möchte geschehen, was da wollte. Leoni, dem die Sache so schon verdächtig vorkam, drang heftig in ihn, die Ursache dieser Warnung zu entdecken; unter den heiligsten Versicherungen seines Schutzes gelang es ihm endlich, dem Beltrand das furchtbare Geheimniß zu entreißen. Kaum war dieß geschehen, so suchte Leoni ihn unter allerley Vorwand zurückzuhalten, und befahl seinen Bedienten

ten aufs nachdrücklichste, ihn ja nicht entwischen zu laßen, während daß er selbst unverzüglich zu einigen Senatoren eilte, denen er diese wichtige Entdeckung mittheilte. Sogleich berief man in aller Stille den Rath der zehen nach St. Salvatore zusammen, weil man sich im Palast des Doge nicht mehr sicher glaubte. Sobald sich das Collegium der zehen am bestimmten Orte versammelt hatte, wurden auch die Häupter der Quarantie berufen. Diese leztern ersuchte man, die Vorsteher der Sestiere auch dazu zu ziehen. Sobald dieses geschehen war, fügte man ihnen die sogenannten Arsenaloten bey, die Künstler nemlich, die Handwerker und Handlanger, die im Zeughaus der Republik arbeiten, lauter rüstiges, handfestes Volk, mit deren Beystand sie die Verschwornen augenblicklich in Verhaft bringen sollten. Auch trug man Sorge, den St. Markusthurm in aller Stille besetzen zu laßen, um das Sturmläuten zu verhüten.

So geheim diese Anstalten auch betrieben wurden, so konnte man doch nicht verhindern, daß nicht einige der Verschwornen dadurch aufmerksam wurden. Kaum schöpften diese Verdacht, so ergriff der größte Theil von ihnen die Flucht. Unter diesen befanden sich fast alle Edle, die mit in die Verschwörung verflochten waren. Sobald ihre Flucht bekannt war, sezte der Senat einen Preiß auf ihren Kopf und verbannte sie auf ewig aus ihrem Vaterlande. Nur zehen von ihnen hatten das Unglück, von den Häschern ergriffen, und ins Gefängniß ge-

worfen zu werden. Bertuccio selbst war unter diesen. Auch dem berühmten Bildhauer Skalanderio, oder wie ihn andere nennen, Skalanditto, wiederfuhr dieses Schicksal.

Hierauf versammelte sich der Rath der zehen in dem fürstlichen Palaste, der von einer hinlänglichen Anzahl Bewafneter besezt wurde, damit der Doge selbst nicht entrinnen möchte.

Noch in dieser nemlichen Nacht wurde das Urtheil über die Gefangenen gefällt, und auch sogleich an ihnen vollzogen. Einige wurden erdroßelt, andere mit dem Beil hingerichtet, und noch andere ersäufet. Nur Skalanditto und sein Sohn wurden verschont, aus Achtung gegen ihre Kunst, die viele Häuser der Edlen und selbst den fürstlichen Palast mit treflichen Meisterstücken ausgeziert hatte. Der Senat begnügte sich, sie bloß zu ewiger Gefangenschaft zu verurtheilen. Die ganze Nacht war unter Blutvergießen verfloßen, jezt näherte sich der Morgen: die schreklichste Scene stand den Vätern der Republik noch bevor: die Bestrafung ihres Oberhaupts. Lange waren sie unentschloßen, bis endlich die dringende Gefahr des Staats und die politische Nothwendigkeit ihre Zweifel besiegte.

Der Doge ward vorgefordert, und erschien in nachläßiger Hauskleidung, ohne das mindeste Zeichen seiner Würde. Man legte ihm die unläugbarsten Beweise vor, und entriß ihm mit Gewalt das Geständniß seines Verbrechens. Nun wurde er entlassen, und die Stimmen über ihn gesammelt. Bald

darauf

darauf begab sich der Rath auf sein Zimmer und kündigte ihm das Urtheil an. Sogleich wurde ihm die fürstliche Mütze abgenommen, mit dem Bedeuten, sich zum Tode anzuschicken. Aus besonderer Nachsicht erlaubte man ihm noch, ein Testament aufzusetzen, und entweder zu Seelmeßen oder zu mildthätigen Zwecken eine gewiße Summe Geldes, wem er wollte, zu vermachen, mit der Bedingung, daß sich dieselbe nicht über 2000. Ducaten erstreckte. Nach diesem führte ihn der Rath der zehen auf die sogenannte Riesentreppe, wo der jedesmalige Doge gekrönt wurde. Hier stand er voll schreklicher Erwartung, tiefe Stille herrschte rings umher, und ein Streich trennte den Kopf von dem Rumpfe.

Der Leichnam wurde in einen Sarg gelegt, und in sein Erbbegräbniß gebracht. Unmittelbar nach geschehener Hinrichtung begab sich das Oberhaupt des Raths auf die sogenannte Tribune, die aus dem grossen Rath nach dem kleinen Platz führte, und zeigte dem versammelten Volke das bluttriefende Schwerdt, mit den Worten: "der Verräther des Vaterlands ist gerichtet."

Der Anzeiger dieses schreklichen Vorhabens erhielt nicht nur die Freyheit, sondern man bestimmte ihm noch einen jährlichen Gehalt von 1000. Dukaten, vermachte ihm das Privathaus des Falier und erhob ihn in die Claße der Patrioten. Dieser unverschämte Mensch aber, der sich auf eine unerwartete Art so reichlich belohnt sah, glaubte durch Troz noch mehr erpreßen zu können, und drohte seinen Richtern öffent-

lich, sie ihrer Kargheit und Unbilligkeit halber nirgends zu verschonen, vielmehr, wo er könnte ihren Namen mit Schimpf und Schande zu brandmarken.

Diese schändliche Undankbarkeit entrüstete die Richter so sehr, daß sie im Begriff standen, den Verbrecher diese Tollkühnheit mit dem Leben büßen zu lassen. Aber zu seinem Glück bekämpfte das Andenken an jene Wohlthat, die er vor kurzem noch dem Staat erwiesen hatte, ihren Zorn, und sie begnügten sich, ihn auf 10. Jahre aus der Republik nach Ragusa zu verbannen, wo er jedoch nicht blieb, sondern nach Ungarn eilte, unterwegs aber umkam.

Noch jezt ist das Andenken an diese merkwürdige Begebenheit in einem Denkmahl zu Venedig vorhanden. In dem Saale, welchen die Bildniße der Dogen nach der Ordnung ihrer Thronfolge schmücken, findet man da, wo Falier's Bildniß hingehörte, einen schwarzausgeschlagenen Thron mit der Ueberschrift:

"Locus Marini Falieri decapitati."

Sein Grabstein enthält folgende fast gleichlautende Worte:

"Dux Venetum jacet hic, patriam qui deperdere tentans,
"Sceptra, Decus, Censum perdidit, atque Caput.

Bg.

XV. Ar-

XV.

Arnold dû Thill,*)

falscher Ehemann und Betrüger, zu Artegat 1560. gehångt und verbrannt.

Im Jahre 1539. heurathete Martin Guerre, der aus Andaye, einem, in dem zur Provinz Gascogne gehörigen Ländchen Basque, gelegenen Orte, gebürtig war, ein noch junges Mädchen, Bertrande von Rols, von Artegat in dem Kirchsprengel Rieux in Languedoc. Nachdem er einige Jahre mit ihr vergnügt und glücklich gelebt, und einen Sohn erzeugt hatte, der den Namen Sanctius oder Sanchez bekam, so faßte er, weil er seinem Vater etwas weniges an Korne entwendet hatte, und deswegen üble Folgen für sich befürchtete, vielleicht auch anderer Ursachen wegen, den verzweifelten Entschluß Weib und Kind zu verlaßen, heimlich zu entweichen und sich in Kriegsdienste zu begeben.

 Er

*) S. von Rocoles Begebenheiten ausnehmender Betrüger, Halle 1760. 1. Theil, pag. 331 - 358. Melißantis curieusen und gelehrten Historicum, Frankf. und Leipz. 1712. pag. 156 - 162. Mich. Neandri tractat. de histor. prodigiosa Pseudo Martini, Galli, Lipsiae, 1586. 8vo et in Casp. Barlaei Heroicor. Lib. IV. Amphitruonem Tholosanum, sive Pseudo - Martini Guerrae historiam, carmine descriptam.

Er gieng deswegen nach Spanien, wo man damahls gerade viele Truppen zu dem Kriege anwarb, den Kaiser Carl der V. mit Frankreich führte, nahm Dienste, und zog unter dem Commando des berühmten Carl Lamoral, Grafens von Egmond ins Feld.

Hier lernte er nun bald einen gewißen Arnold von Thill, mit dem Beynamen Pansette kennen, der aus Sargians gebürtig war. Dieser hatte eine ungemein große Aehnlichkeit der Gesichtsbildung und Gestalt des ganzen Cörpers mit ihm, und beede wurden in kurzer Zeit die vertrautesten Freunde. Guerre erzählte ihm nicht nur alles was seine Herkunft, Vermögen, Verwandschaft und dergleichen mehr anbetraf, sondern entdeckte ihm auch, zumahl, weil von Thill um alle Kleinigkeiten ihn befragte, seine sämtlichen Heimlichkeiten, selbst die des Ehebettes nicht ausgenommen, auf das pünctlichste und mit der grösseſten Offenherzigkeit. Da von Thill aus vielen Reden des Martin Guerre deutlich merkte, daß er sich vor seiner Ehegattin fürchte, und doch sein im Stiche gelaßenes ziemlich beträchtliches Vermögen und liegende Güter nicht vergeßen könne, auch übrigens seine feste Gesinnung, lebenslang in Kriegsdiensten bleiben, und nie wieder zu seinem Weibe heimkehren zu wollen, hinreichend ausgeforschet hatte, so stieg in seinem Herze der unselige Gedanke auf, an Guerre statt, zu dessen verlaßener Gattin zu gehen, sich für ihren Ehegatten auszugeben, der vom Krieg zurückgekommen

seye,

seye, und dann zu verlangen daß sie ihr Ehebette und Vermögen mit ihm theilen möchte. In dieser höchststräflichen Absicht, gab er nun noch mehr auf alle Reden und selbst Geberden des **Martin Guerre**, Acht, und studierte so ganz sein gesammtes Betragen, daß es ihm in der Folge desto weniger fehlen möchte, wenn er bey deßen Weibe, daßelbe trüglich nachahmen würde. Bald darauf machte er sich, ohne daß er sich gegen Guerre auch nur das mindeste von seiner vorhabenden Entweichung hätte merken laßen, aus dem Staub, desertirte von der Armee, und nachdem er es zuvor zuverläßig erfahren hatte, daß Bertranda noch am Leben, und mit keinem andern Manne unterdeßen verhängt seye, so begab er sich heimlich nach Artegat, ließ sich bey ihr sogleich, als ihr von Spanien glücklich zurückgekommener Ehemann melden, und hatte alsdann Frechheit genug, nicht nur ihr, sondern auch den vier Schwestern, dem Vetter und übrigen Anverwandten des **Martin Guerre**, ja allen Einwohnern von Artegat selbst, unter dem Namen des rechten **Martin Guerre**, unter die Augen zu treten. Er wußte diesen Personen allen so viele besondere Umstände anzugeben und sich auf cörperliche untrügliche Merkmahle, z. E. auf eine Narbe an der Stirn, auf zwey hervorstehende Zähne in der obern Kinnlade, einen tiefen Nagel am Daumen und ein Mahl am linken Auge gleich einem Blutstropfen — die alle **Martin Guerre** wirklich an sich hatte, — so zuverläßig zu berufen, daß hieraus nicht nur alle Freunde des **Martin Guerre**, sondern auch Ber-

tranda und ihre Anverwandte selbst, ganz sicher schloßen, er könne niemand anders, als ihr wahrer Ehemann seyn.

Man darf sich eben so sehr darüber nicht wundern, daß Bertranda sich fest überredete, dieser Betrüger seye wirklich ihr Ehemann. Sie hatte sich, weil sie ihn als einen jungen, wohlgewachsenen Mann sehr liebte, schon lange sehr darüber bekümmert, ihn verlohren zu haben, daher denn dieser Zufall, daß sie ihn so unvermuthet wieder bekam, ganz natürlich bey ihr die lebhafteste, langen Ueberlegungen eben nicht Raum laßende Freude, erregen mußte. Ueberdieß wußte der listige Betrüger vieles von den verliebten Tändeleyen, die gleich in den ersten Tagen nach ihrer Hochzeit vorgefallen, und nur ihnen allein bekannt waren, ihr zu erzählen, und dabey sogar den Ort und die Zeit auf das pünktlichste zu bestimmen.

Durch alle diese Ränke versicherte er sich denn der Gunst und Liebe der verblendeten Bertrandä völlig, die ihn nun ohne Bedenken, mit Einwilligung aller ihrer Freunde sowohl als der Verwandten des Martin Guerre, als Ehemann annahm. Er lebte von nun an 3. volle Jahre mit ihr als seiner Frau. Sie aßen, trunken und schliefen zusammen, ja erzeugten auch zwey Kinder, wovon jedoch das eine bald wieder starb. Er bediente sich aller Güter, die ihr wirklicher Ehemann Martin Guerre, sowohl zu Artegat, als in seinem Geburtsorte Andaye besaß, als seines Eigenthums, und

brachte theils einen ziemlichen Theil derselbigen durch, theils verkaufte er sie an andere, um sich ein gut Stück Geld zu sammlen, mit dem er sich bey Zeiten aus dem Staube machen wollte, ehe er vielleicht erkannt werden möchte.

Als nun Bertranda hinter diese boshaften Streiche kam, und den unverantwortlichen Betrug erfuhr, welchen dü Thill mit ihr gespielet hatte, indem er sich für ihren Ehemann ausgegeben, so machte sie im Januario des Jahrs 1559. die Sache bey dem Richter zu Rieux anhängig, bat um genaue Untersuchung derselbigen, und drang zugleich darauf, daß er angehalten werden sollte, ihre Ehre zu retten und sie schadlos zu halten. Einmahl sollte er Gott, dem Könige und ihr, mit bloßem Kopf und Füßen, im Hemde und mit einer brennenden Fackel in der Hand, Abbitte thun und öffentlich bekennen, er habe sie betrogen, gemisbraucht und als Verräther an ihr gehandelt, ja wegen alles deßen, die bitterste Reue bezeugen. Ferner sollte er ihr, um sie schadlos zu halten, 2000. Livres bezahlen, und den verursachten Schaden sowohl als Aufwand mit den Zinsen vergüten.

Von Seiten des **von Thill** wurde dagegen vorgestellt, daß man auf die allerunbilligste Art mit ihm verfahre. Denn ob ihn gleich jedermann für den **Martin Guerre** wirklich gehalten habe, so hätten doch **Peter Guerre**, sein Vetter, und deßen Schwiegersöhne, damit sie ihn um ein Capital von ohngefähr 8000. Livres bringen möchten, welches

Peter

Peter Guerre schon lange unter Händen gehabt, aber solches, nebst den der Zeit zurückgebliebenen Intereßen weder auf liebreiches Zureden, noch auf gemachte Anklage bey dem Gerichte zu Rieux, wieder herausgegeben habe, ein ganz neues und bisher noch unerhörtes Verbrechen wider ihn erdichtet, daß er nemlich nicht Martin Guerre seye, sondern sich nur dieses Namens fälschlich bediene, und aus diesem Grunde sein Weib, die Bertranda von Rols, aufgewiegelt ihn zu verfolgen; ja diese seine untreuen Freunde hätten sogar, um das Geld nicht zurückzahlen zu dürfen, nicht nur öfters im Verborgenen ihm aufgelauert, um ihn zu ermorden, sondern ihn auch einsmahls in Gegenwart seiner Frau durch Schläge mit einem Stücke Holz sehr mishandelt, und vielleicht ganz getödtet, wenn nicht seine Frau, um ihn zu retten, sich auf ihn geleget haben würde. Uebrigens bemäntelte er seine Sache so gut als möglich, — brachte zum Beweiß, daß er der wahre Ehemann Bertrandens seye, allerhand nachher als wahr befundene Umstände an, — beschrieb verschiedene Personen zu Andaye, besonders aber seine vorgeblichen Eltern, Geschwistrigte und andere Verwandte, aufs genaueste, — führte das Jahr und den Tag seiner Hochzeit an; nannte die Personen, die bey selbiger zugegen waren, und die Heyrath vermittelt hatten; schilderte die Kleider, die ein jeder dabey angehabt; nannte den Priester, der die Trauung verrichtet; und erwähnte sonst noch mehrere besondere Umstände, die sich sowohl vor als nach der Hochzeit zugetragen hätten. Sogar die

Per-

Personen bestimmte er, die ihn die erste Nacht um 12. Uhr vor seinem Bette besucht hätten. Ferner führte er von seinem angeblichen Sohne Sanchez verschiedenes an, unter andern den Tag seiner Geburt. Alsdann erzählte er, was ihn zu seiner heimlichen Entweichung veranlaßet, mit was für Personen er unterweges, und was er mit ihnen geredet habe — er berichtete, daß er sieben bis acht Jahre als Soldat gedient und sich in Spanien aufgehalten habe, wobey er zugleich mehrere Personen nennte, mit denen er diese Zeit über vertraulich umgegangen wäre, und fügte noch hinzu, daß er in der Absicht, und aus Verlangen, sein Vaterland, seine Frau, seinen Sohn und seine Verwandten wieder zu sehen, besonders aber wegen seines im Stiche gelaßenen Vermögens Untersuchungen anzustellen, wieder vor 3 Jahren heimgekehrt sey. Zulezt verlangte er noch, daß man seine Frau und Schwester mit ihm zusammen verhören und alsdann jene, die sich bisher meist in Peter Guerres Hause aufgehalten habe, aus selbigem entfernen und zu ehrlichen Personen bringen möchte, damit sie nicht noch länger von selbigem verführt und wider ihn eingenommen werden könnte. Ueberhaupt aber bat er die Richter, daß man ihm Gerechtigkeit wiederfahren laßen, und seine Ankläger nach Verdienst als Verläumder bestrafen möchte.

Nun giengen die gerichtlichen Untersuchungen an, weshalben man denn sowohl den von Thill, als auch die Bertranda von Rols und viele Zeugen,

gen, über einige, bey diesem so verworrenen Rechtshandel vorkommende Puncte, abhörte. Die Aussage der Bertranda vor Gericht kam auf das genaueste mit dü Thills Antworten überein. Als nachher auch die Aussagen der Zeugen zusammengehalten worden waren, und von Thill seine Einwendungen vorgetragen, auch gebetten hatte, daß ihm ein gerichtlicher Befehl wegen der angehängten Puncte, die angebliche Verführung Bertrandens betreffend, bewilligt werden möchte; so erfolgte die Verordnung, daß er seine Einwendungen beweisen, der gerichtliche Befehl aber zur Beförderung der Wahrheit bekannt gemacht werden sollte.

Was die bey diesem verwickelten Prozeß abgehörten Zeugen anbetraf, deren bey 150. waren, so versicherten 30. bis 40. von ihnen, er seye wirklich Martin Guerre, den sie von seiner Kindheit an oft gesehen und mit ihm genauen Umgang gepflogen hätten, ja der ja alle cörperlichen Merkmahle, durch die sich Bertrandens Ehemann augenscheinlich auszeichne, an sich habe; andere hingegen, deren Anzahl noch stärker war, sagten aus: er sey Arnold dü Thill, sonst Pansette genant, welches sie ebenfalls erhärten wollten, weil sie denselben von seinen jüngsten Lebensjahren her, genau gekannt hätten. Die übrigen Zeugen aber, deren etliche sechzig waren, erklärten sich, daß sie der großen Aehnlichkeit wegen, die sich zwischen beyden fände, selbst nicht sagen könnten, ob es dieser oder jener wäre.

Nach

Nach vielen Berathschlagungen wurde endlich das Urtheil gefället, dů Thill habe das Leben durch seinen unerhörten Betrug verwirkt. Doch dieser wendete sich sogleich, um dieß Urtheil zu hintertreiben, an das Parlament zu Thoulouse, das wirklich diesen so verwickelten Prozeß noch genäuer untersuchte, und dabey sehr behutsam verfuhr. Dů Thill und Bertranda wurden aufs neue mit einander confrontirt, wobey er weit größere Standhaftigkeit, als sie von sich blicken ließ. Man befahl, daß sich Peter Guerre persönlich stellen sollte, und hörte nun in dieser Angelegenheit nicht blos die alten Zeugen, sondern noch mehrere andere neue ab. Die Aussagen derselben waren abermahls äusserst ungleich.

Was diejenigen anbetrift, die zum Nachtheil des dů Thill gereichten, so war man schon darauf sehr aufmerksam, daß Carbon Barrau, ein Vetter des dů Thill von mütterlicher Seite, von dem nicht zu erwarten war, daß er seinen Verwandten verrathen, und dadurch selbigem einen schimpflichen Tod zuziehen würde, so bald er nur den dů Thill ansichtig wurde, und die Ketten an seinen Füßen erblickte, sehr kläglich sich bezeigte, und sich der Thränen nicht enthalten konnte. Hiernächst sagte der Schuhmacher, der von jeher für den **Martin Guerre** arbeitete, aus, der Fuß deßelbigen habe 12. Striche gemeßen, da hingegen des dů Thill Fuß 3. Striche weniger meße. Man führte nicht weniger wider ihn an, **Martin Guerre** wäre

 schwärz-

schwärzlicher von Gesicht, am Leibe und an den Beinen hagerer, etwas schief, habe einen kurzen Hals, ein gespaltenes Kinn und eine eingebogene Nase, da hingegen er klein, etwas untersezt, und stark vom Leibe und in den Füßen wäre, überdem auch weder schief gehe, noch eine eingebogene Nase habe. Ein anderer Zeuge führte den Umstand an, Martin Guerre habe gut fechten können, und sich sonderlich auf das Rappier verstanden, auch den Ballon geschlagen, von allen diesen Uebungen aber wußte der Beklagte fast gar nichts. Ein wider ihn auftretender Zeuge, der Gastwirth zu Touges in Spanien war, sagte aus: dü Thill habe sich ihm bey seiner Rückreise aus Spanien zu erkennen gegeben, mit der Bitte, es niemand zu entdecken, und zugleich ihm weiß machen wollen, Martin Guerre habe ihm vor seinem Tode alle seine Güter geschenkt. Nicht weniger ward auch angeführt, wenn dü Thill wirklich von Andaye — dem Geburtsorte des Martin Guerre, wäre, so müßte er auch den Dialect, der im Ländchen Basque statt hat, und den so leicht niemand verstehen kann, der nicht aus dieser Gegend selbst ist, reden können, wovon jedoch dü Thill sehr wenig und kaum einige aufgefangene Worte verstand. Endlich sagten auch noch zwey andere aus, ein gewißer Soldat von Rochefort, der kürzlich durch Artegat gereiset, sey ganz erstaunet, als er gesehen, daß sich gedachter dü Thill für den Martin Guerre ausgebe, und habe ganz frey behauptet, er müße ein Betrüger seyn, weil Martin Guerre in Flandern herumgehe,

gehe, und an dem einen hölzernen Beine kenntlich genug seye, welches er sich machen laßen, nachdem ihm das andere in der großen Schlacht bey St. Quintir am Tage S. Laurentii 1557. mit einer Falkonetkugel abgeschoßen worden seye.

So groß das Gewicht dieser Zeugenaussagen wider dû Thill war, so sehr wurde jedoch solches wieder durch die gegenseitigen Behauptungen derer vermindert, die auf des dû Thills Seite waren, und die da versicherten, daß er der wirkliche Martin Guerre sey. Unter diesen Zeugen fanden sich die vier, jederzeit im Ruf der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gestandenen Schwestern des gedachten Martin, die den dû Thill für ihren leiblichen Bruder ausgaben, den sie von Kindheit auf gekannt, mit dem sie geeßen und getrunken hätten, ja mit dem sie stets erzogen worden wären. Es fanden sich ferner einige unter diesen Zeugen, die selbst auf der Hochzeit des Martin Guerre und seiner Frau gewesen waren, und sogar die Catharina Boere trat als Zeugin auf, welche ihnen um Mitternacht das gewöhnliche Frühstück, welches man in Frankreich le Reveil zu nennen pfleget, gebracht hatte, und die sichs gar nicht ausreden ließ, es sey wirklich derjenige, der sich damahls mit gedachter de Rols verheyrathet gehabt, und den sie bey ihr im Bette gefunden. Viele von den Zeugen bestättigten es auch, Peter Guerre, seine Frau und Schwiegersöhne hätten sich verschworen, den Untergang des dû Thill zu befördern, ja alles, was sie thäten, ge-

schähe wider den Willen der Bertranda, ohngeachtet Peter Guerre selbst es sich zum öftern habe verlauten laßen, der Gefangene seye wirklich Martin Guerre, sein Vetter. Fast alle Zeugen stimmten darinn überein, dü Thill habe gleich bey seiner Ankunft zu Artegat alle Personen aus der Familie des Martin Guerre, die er daselbst angetroffen, namentlich gegrüßet, wenn er sie auch gleich vorher nie gesehen oder gekannt, und wenn sie ihn etwa nicht erkannt, habe er ihnen einige vormahlige Begebenheiten in Erinnerung gebracht und manche besondere Umstände und Familienangelegenheiten angeführet, um sie dadurch zu überzeugen; ja zu Bertranden selbst habe er bald nach seiner Ankunft gesagt, sie sollte ihm die weißtaffetnen gefütterten Beinkleider, die er bey seiner Abreise im Coffre habe liegen laßen, herbeyhohlen, die nach Bertrandens Versicherung wirklich an dem von ihm bestimmten Ort, bey seiner Entweichung zurückgeblieben seyen. Hiezu kam noch dieß, daß Bertranda de Rols, so hitzig sie auch, wenn sie mit ihm zugleich verhöret wurde, wider ihn stritte, und ob er gleich damit zufrieden war, daß sie schwören sollte, weil sie sich erbotten hätte, durch einen Eidschwur zu bekräftigen, daß er nicht ihr Mann Martin Guerre sey, demohngeachtet sich nicht zu schwören getrauete, sondern bloß dabey blieb, sie könne sich nicht überreden, daß er ihr Ehemann wäre. Die Aussage des Soldaten aus Rochefort schien keinen Glauben zu verdienen, weil er nicht gerichtlich verhört worden, sondern das ganze Zeugniß

nur

nur blos von solchen, die es vom Hörensagen gehabt, abgelegt wurde. Was den Unterschied der Länge und Dicke zwischen dem Guerre und du Thill betrafe, so seye darauf nicht Rücksicht zu nehmen, da sich ja sein Cörper in einem Zeitraum von so vielen Jahren in diesen Puncten einigermaßen habe ändern und besonders in Ansehung der Füße dicker werden können. Selbst auch der Einwurf, daß der Gefangene die in der kleinen Landschaft Basque übliche ganz besondere Aussprache nicht verstehe, wurde von seinen Vertheidigern leicht widerlegt, denn es fand sich bey näherer Untersuchung, daß Martin Guerre schon als zweyjährig Kind, und noch ehe er diesen Dialect lernen konnte, aus seinem Vaterland weggebracht worden seye. Kurz, diese gegenseitigen Aussagen, die theils wider, theils für den du Thill waren, widersprachen sich immer und die Räthe des Parlaments waren bey dergleichen so vielen einander entgegen laufenden Behauptungen in der größten Verlegenheit. Doch schien es, als ob sie eher geneigt gewesen wären der Meynung beyzutreten, daß er der rechte Martin Guerre sey, theils weil solche, als die billigste für die Sache des Beklagten, für seine Ehe und Kinder am vortheilhaftesten war; theils weil die Aussagen der Zeugen für den du Thill in ihren Augen mehr Wahrscheinlichkeit hatten, und also mehr Glauben verdienten. Wahrscheinlich würden sie auch, um größeres Unglück in der Folge zu verhüten, auf die Trennung ihrer Ehe — so weit es die Grundsätze der Religion gestatteten, und auf die Theilung

des Vermögens zwischen dü Thill und Bertranden gestimmet haben; doch gerade zur rechten Zeit noch, und ehe ein Endurtheil gefället wurde, eräugte sich ein Zufall, der die ganze, bisher so äußerst verworrene Sache völlig ins Licht setzen konnte.

Es kam nemlich der rechte Martin Guerre, ganz unvermuthet, und zu jedermanns Erstaunen von Spanien zurück, und zwar in elenden Umständen und mit einem hölzernen Beine, wie der Soldat von Rochefort vorher ausgesaget hatte. Dieser erzählte nun sogleich in einer bey dem Parlamente eingereichten Schrift nicht nur seine gesammten Schicksale ganz genau, sondern bat auch, daß man seine Vorstellungen hören möchte. Das Parlament bewilligte ihm hierauf sein Gesuch ohne Säumniß, und befahl, daß dieser angekommene Martin Guerre in Gegenwart des gefangenen dü Thill des Peter Guerre, seines Vettern, der Bertrande de Rols, ingleichen seiner 4. Schwestern und einiger anderer Zeugen, die vorhin zu seinem Besten manches ausgesagt hatten, verhöret werden sollte.

Zuerst confrontirte man ihn mit dem dü Thill, welcher leztere sich nun weit hartnäckiger, als jemahls bewieß, den Martin Guerre einen Landstreicher und Taugenichts nennte, sich erbot, er wolle sich sogleich hängen laßen, wenn er nicht vollkommen darthun könnte, daß dieser fremde Mensch vom Peter Guerre erkauft und sattsam unterrichtet worden seye, diese Rolle zu spielen, und nun wirklich anfieng, ihn um verschiedene Dinge zu befragen,

die sich in des Martin Guerre Haus zugetragen hatten, die er auch wirklich nicht so gut beantwortete, als er sie ehehin ausgesaget hatte, und sie itzo noch zu erzählen wußte.

Nachher ließ man einen nach den andern abtreten, und richtete zuerst an Martin Guerre gewiße Fragen von sehr geheimen Dingen, die derselbige, wie sich in der Folge zeigte, ganz richtig beantwortete. Da man jedoch hernach den dů Thill die nemlichen Fragen vorlegte, so beantwortete er sie gleichfalls auf das richtigste, so daß dadurch die seinetwegen vom Parlament ernennte Commißion, welche das Verhör anstellete, in neuer Verlegenheit sich befand.

Nun wurden die vornehmsten Zeugen, welche ausgesagt hatten dů Thill sey der rechte Martin Guerre, besonders aber die Schwestern des gedachten Martin, wie auch der Vetter, Peter Guerre, und die Brüder, nebst noch einigen andern Verwandten des dů Thill vorgefordert, um ihnen beede vorstellen zu können, und ihnen die Wahl zu überlaßen, welchen von den beyden sie für den wahren Martin Guerre halten würden. Alle vorgemeldeten Zeugen stellten sich persöhnlich ein, nur die Brüder des dů Thill waren, weder durch Befehle, noch durch Drohungen, dahin zu bringen, Zeugen wider ihren eigenen Bruder abzugeben.

Vor allem trat Martin Guerre's älteste Schwester ins Zimmer, wo die beeden standen. Zuerst

erst sahe sie den Neuangenommenen eine ganze Weile mit starrem Blicke an, zulezt aber erkannte und umarmte sie ihn, und bezeugte öffentlich: "Ja, das ist mein Bruder Martin Guerre — ich bekenne nun meinen Irrthum, wozu mich, meine Schwestern, und uns alle der ruchlose dů Thill, durch allerhand falsche Merkmahle verleitet und in selbigem lange erhalten hat, mit welchem Bekenntniß sodann die übrigen Schwestern, und alle andere Zeugen weinend einstimmten. Zulezt wurde auch Bertranda selbst hereingerufen, die sogleich, als sie ihn in das Gesicht bekam, einen Strom von Thränen vergoß, am ganzen Leibe zitterte, ihn für ihren rechten Mann erkannte, ihm in die Arme fiel, tausendmal um Vergebung bat, wegen des großen Fehlers, den sie wider ihn aus Unvorsichtigkeit, und durch die List sowohl als Bosheit des dů Thill verführt, begangen habe, ja die meiste Schuld seinen Schwestern gab, deren Versicherungen, daß er der rechte Martin Guerre, ihr Bruder seye, sie um so viel eher geglaubt habe, je größer ihr Verlangen nach ihrem Mann, und je zärtlicher ihre Liebe gegen ihn, die dieser Betrüger durch seine Liebkosungen und Ueberredungen, so misbrauchte, gewesen seye.

Hierauf fieng nun der Neugekommene, rechte Martin Guerre ebenfalls zu weinen an, und erzählte in des dů Thill, der Richter, seiner Schwestern, seines Weibes, und aller Zeugen Gegenwart, mit eben so großer Genauigkeit als Aufrichtigkeit, wie

wie der schändliche du Thill in Spanien mit ihm bekannt worden seye, seine ihm nach und nach geschenkte Vertraulichkeit sträflich gemisbraucht, und auch die größten Heimlichkeiten von ihm und seinem Weibe, sein Vermögen und seine Verwandten, durch die listigsten Fragen herausgelocket habe. Da nun du Thill auf alles dieß kein Wort erwiederte, und durch sein Stillschweigen sein Verbrechen sattsam eingestund, da kurz Martin Guerre als rechter Ehemann Bertrandens, du Thill aber als der ruchloseste Betrüger allgemein erkannt worden war, so erreichte auch der ganze langwierige, und äußerst dunkel gewesene Rechtshandel auf einmahl seine Endschaft.

Alsdann fällte auch bald und zwar am 12. September 1560. das Parlament folgendes Endurtheil: "daß der gefangene du Thill wegen seines angenommenen falschen Namens und vorgestellten falschen Person, so wie um seines begangenen Ehebruchs, Raubs, Diebstals, Frevels und anderer damit verbundenen Laster willen, vor der ganzen Gemeine zu Artegat, auf den Knieen, im Hemde mit bloßem Kopf und Füßen, ja mit einem Strick um den Hals und einer brennenden Wachskerze in der Hand, sowohl Gott, als den König und die Obrigkeit, ingleichen gedachte Eheleute, Martin Guerre und Bertrande de Rols um Vergebung bitten, dem Scharfrichter hernach überliefert, von demselbigen alsdann mit dem Strik um den Hals durch alle Gaßen und Kreuzwege von Artegat bis zum

Hause des Martin Guerre geführt, an einem zu dem Ende daselbst aufgerichteten Galgen gehangen, zulezt von selbigem tod herabgenommen, und zu Asche verbrannt werden solle."

Diesem Urtheil zufolge wurde nun gedachter dû Thill aus dem Gefängniße des Parlamentes nach Artegat gebracht, und ehe ihm seine Sentenz vorgelesen wurde, nochmahl von dem Richter zu Rieux verhört. Da bekannte er nun am 16. Sept. frey und ungebunden sein schändliches Unternehmen der Länge nach, und sagte zugleich aus, er seye zu allererst dadurch auf diesen boshaften Gedanken gebracht worden, daß ihn einige, von welchen er den Dominikus Pujol und Peter Guillet, einen Gastwirth zu Mane, mit Namen anführte, bey seiner Zurückkunft aus dem Lager in der Picardie für den Martin Guerre gehalten hätten, ob sie gleich die vertrautesten Freunde deßelbigen gewesen wären. Als er dieses wahrnahm, habe er bey sich bedacht, da sogar die allervertrautesten Freunde des Martin Guerre sich in seiner Person geirret hätten, so würde er noch weit eher manche andere zu diesem Irrthum verleiten können, welches ihn denn endlich auf den sträflichen Gedanken gebracht habe, eine so betrügliche, und izt am Ende für ihn so schimpfliche und traurige Rolle zu spielen. Um aber diesen sich vorgenommenen Betrug desto beßer hinausführen zu können, habe er sich entschloßen, von gedachtem Pujol, Guillet und andern Freunden des Martin Guerre, so viel, als nur immer möglich wäre,

wäre, in Absicht seines Vaters, seiner Frau, seiner Schwestern, seines Vetters und übriger Anverwandten auszuforschen, sonderlich aber sich darnach zu erkundigen, was er vor seiner Abreise etwa gesaget oder gethan habe. Er habe sich dieses alles auf das sorgfältigste gemerkt, und da ihn nachher Bertranda de Rols wirklich für den Martin Guerre, ihren Mann, aufgenommen, so seye es ihm, da er ja Tag und Nacht bey ihr gewesen, gar leicht geworden, noch weit mehr nach und nach zu erfahren, und dadurch die, von andern Leuten gehörten Nachrichten noch mehr zu verbessern. Uebrigens gestand er es, daß er von Jugend an jederzeit ein Erztaugenichts gewesen seye und nach und nach aus dem Stehlen ein Handwerk gleichsam gemachet habe.

Am Tage seiner Hinrichtung bezeugte er nochmahlen viele Reue und den heftigsten Abscheu in Absicht seiner begangenen Gottlosigkeiten, bat einmahl über das anderemahl Gott um Vergebung und stand alsdann auf so christliche Art zum Sterben vorbereitet, die ihm zuerkannte und schimpfliche Todesstrafe aus. Er wurde nemlich wirklich zu Artegat vor des Martin Guerre Haus gehangen, sein Cörper aber hernach zu Asche verbrannt.

XVI. Lee,

XVI.

Lee, *)

Schauspieler zu London im Jahre 1784. wegen eines falschen Wechsels gehängt.

Er war von vornehmen Eltern gebohren und hatte eine gute Erziehung gehabt. Er besaß viel Verstand und feine Manieren. In seiner Jugend wurde er Officier in der Armee und erhielt wegen seiner Verdienste und Geschicklichkeit bald eine Hauptmannsstelle: aber da er es seinen Cameraden, welches lauter Leute vom ersten Range und großem Vermögen waren, an Aufwand in Kleidern, Mobilien, Pferden, Gastereyen u. dgl. m. gleich thun wollte, so gerieth er bald in die Nothwendigkeit, seine Compagnie wieder zu verkaufen.

Nun hieng er sich, wie junge Leute nach der Mode zu thun pflegen, an eine Schauspielerin, Mamsell J. . . und bestieg die Bühne, wo er aber, seiner Talente ohngeachtet, nur eine mittelmäßige Figur spielte. Als Schauspieler gieng er mit einem Theil der Edimburger Gesellschaft nach Aberdeen. Daselbst wurde er aufgemuntert, das Theater zu ver-

*) S. Litteratur und Theaterzeitung für das Jahr 1784. Berl. II. Th. p. 72. rc.

verlaßen, und eine Akademie *) der englischen Sprache für Frauenzimmer zu eröfnen. Madame Lee, die das Theaterwesen ablegte, fand darinn viel Beyfall, und bekam die Töchter der vornehmsten Edelleute in Pension; aber der Hauptmann lebte zu ausschweifend für einen Ort, wo man zwar nicht so streng ist, als in andern Gegenden von Schottland, aber gleichwohl darauf sieht, wie Leute, die öffentliche Pflichten übernommen haben, gesittet sind; und da Madame Lee starb, ließ man es gern geschehen, daß er wieder in die Welt gieng.

Er erneuerte hierauf seine Bekanntschaft mit der Bühne, und spielte zu Portsmouth und anderwärts. Wenige Tage vor dem Verbrechen, das ihm sein Leben kostete, kam er nach London ohne einen Heller in der Tasche zu haben, wie es Leuten, die, wie er gewohnt sind, ihre jedesmahligen Einfälle und Triebe zu befriedigen, öfters begegnet. Er litt nun, im eigentlichen Verstande Hunger, und schämte sich doch zu betteln, oder seine Noth einem seiner ehemaligen Bekannten zu entdecken, sondern da er dem Bedürfniß nicht länger widerstehen konnte, gieng er in die Rosenschenke in der Brückenstraße, wo er oft große Summen hatte aufgehen laßen, aß da, borgte nach Tische anderthalb Guineen von dem Wirthe, und gab ihm zur Sicherheit ein Papier, welches eine Anwei-

sung

*) In England nennt man das eine Akademie, was in Teutschland eine Pension heißt, d. i. eine Privaterziehungsanstalt.

sung des Lord Towesend an das Kriegszahlamt seyn sollte. Aber als die Anweisung zur Zahlung eingereicht wurde, hielt man sie als falsch, inne und Herr Lee wurde sogleich eingesezt, verhört und überwiesen. Seine Freunde thaten alles, was sie konnten, ihm das Leben zu retten: aber vergebens, indem die Gesetze wider Betrug und Verfälschung wegen der Treue und Sicherheit im Handel, auf welchen das Wohl der Nation beruht, unerbittlich sind. Er mußte hängen, ob gleich sein Betrug nicht viel über 9. Thaler ausmachte, und er durch Hunger dazu verleitet worden war. Dieß geschah im Februar des Jahrs 1784. Seine Mutter las den Tod ihres Sohnes, von dem sie lange nichts gehört hatte, in den Zeitungen, und starb vor Schrecken.

Ein so trauriges Ende nahm es mit diesem Manne, dem man weder Kopf noch Empfindung absprechen konnte, blos weil er die herrschenden Modelaster und Modethorheiten seines Standes mitmachte, ohne an die Folgen zu denken.

XVII.

Alphonsus Petruccius, *)
Cardinal von Siena, 1517. zu Rom strangulirt.

Sein Vater der tirannische Herr und Gebieter von Siena, Pandolph Petruccius, bestimmte ihn schon in frühern Jahren dem geistlichen Stande. Er that dies nicht blos deswegen, weil er glaubte, sein Sohn würde in selbigem höhere Ehrenstufen als im weltlichen Stande ersteigen können, sondern auch um dadurch den Grund alles Unwillens ganz zu entfernen, der bisher zwischen ihm und seinem Bruder Borghese statt gefunden hatte, und der sogar in Thätlichkeiten ausgebrochen war. Wirklich hatte Borghese seinem Bruder Alphonsus öfters nach dem Leben getrachtet, ja ihm einsmahls eine tiefe Wunde in den Hals gemacht, wovon er eine große Narbe lebenslang behielt.

Auf kräftige Empfehlungen seines Vaters bey dem Papste Julius II. über den er viel vermochte, wurde er zum Bischof zu Chiusi ernennt, und da er sich in Verwaltung dieses wichtigen Amtes, beson-

*) S. Leben des Cardinals Alberoni, V. Th. 1720. p. 47-53. und allgem. histor. Lexicon, III. Band p. 779.

sonders während des Krieges mit Ludwig dem XII. König in Frankreich, gerade so betrug, wie es die Gesinnungen des so kriegerischen Papstes heischten, so machte er sich dadurch bey ihm immer beliebter und unentbehrlicher. Die Belohnung dafür war diese, daß er sich im Jahre 1511. mit der Cardinaldiakonuswürde unter dem Titel des S. Theodori geschmückt sahe.

Schon zwey Jahre nachher, starb Papst Julius, und mit seinem Tode endigte sich des guten Cardinals Glück auf einmahl. Zwar glaubte Petruccius, daß auch der nachfolgende Papst, Leo der X. aus dem Mediceischen Hause, ihm seine Gunst schenken würde, weil ihn sein Vater, noch vor Gelangung zur päpstlichen Würde, in Florenz wieder eingesetzet hatte. Selbst dies, daß er ehehin *viel* bey Julius dem II. gegolten und in Absicht seiner eigenen Person mehrere Verdienste aufzuweisen habe, stärkte ihn in der Vermuthung, auch dieser heilige Vater würde ihn, eben so, wie sein unmittelbarer Vorgänger, an seinem Hofe schalten und walten laßen, was ihm nur beliebe, und nichts, ohne ihn um Rath zu fragen, unternehmen. Doch Leo X. dachte ganz anders, und durch des Cardinals Stolz sehr beleidiget, lag ihm nichts mehr am Herzen, als wie er ihn demüthigen und kränken möchte.

Dieses zu bewerkstelligen, machte er, nach erfolgtem Tode des alten Petruccius, mit Uebergehung sowohl seiner eigenen Person, als auch seines

Bruders Borghese, einen Vettern von ihnen beeden, Raphael Petruccius, Bischof zu Grossetto, und Schloßhauptmann auf der Engelsburg, zuerst zum Herrn und Besitzer von Siena, und dann kurz nachher zum Cardinal-Priester unter dem Titel St. Susannä.

Es ist leicht zu erachten, wie sehr sich der Cardinal Alphonsus durch dieß Verfahren des Papstes für beleidigt werde gehalten haben. In der That kränkte ihn diese Verachtung und Zurücksetzung so sehr, daß er auf nichts als auf Rache sann. Er redete daher dem Papst Leo überall böses nach, stieß harte Drohungen wider ihn aus, entfernte sich von Rom, gieng zuerst nach Genazano, einem dem Hause Colonna gehörigen Castell, sodann nach Gaeta und zulezt nach Fondi im Königreiche Neapel, wo sich sein Bruder Borghese befand. Dieser hegte noch immer Mordanschläge gegen seinen Bruder Alphons, und beynahe wäre es ihm gelungen, sie ins Werk zu setzen, wenn nicht jenen seines Cämmerers Treue fast auf wunderbare Weise aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr befreyet hätte. Nun ließ der Cardinal seinen Bruder als vorsezlichen Brudermörder durch Gerichtsdiener gefangen nehmen und nach Neapel bringen, und bemächtigte sich alsdann seiner großen Reichthümer.

Papst Leo X. war eben damahls in den Krieg mit Urbino verwickelt. Diese Gelegenheit nüzte der Cardinal Alphons, sein Feind, und trat auf die Parthey der Urbiner. Als dieß der Papst er-

fuhr, der weder seiner eigenen geringen Macht, noch der Hülfe von Siena aus, wo Alphons noch einen großen Anhang hatte, viel trauete; so nahm er zur List seine Zuflucht, stellte sich gegen den Cardinal sehr freundschaftlich, und ließ ihm unter der Hand bekannt machen, daß er ihm nicht nur gänzlich verzeihe, sondern ihm auch sogar zum Besitz von Siena zu verhelfen geneigt seye.

Der Cardinal traute Anfangs nicht, als aber die beeden Cardinäle, Bendinello Sauli, ein Genueser, und Marko Cornaro, ein Venetianer, auf Anstiften des Papstes an ihn schrieben und ihm die Versicherung gaben, daß er durch ihre Vermittelung mit dem Papste wirklich ausgesöhnt wäre, und so bald als möglich, ja noch eher nach Rom kommen sollte, als sein Sekretair Freyheit erhielte, den der Papst, wegen vermutheter Conspiration wider ihn, zuvor als Gefangenen in die Engelsburg hatte setzen laßen; als ihm sogar der Papst selbst in einem eigenhändigen Briefe versprach, alle von ihm erlittenen Beleidigungen vergeßen und ihn als Freund aufnehmen zu wollen; so kam er endlich getrostes Muthes im Jahre 1517. nach Rom und ließ dem Papste seine Ankunft bekannt machen, ohne jedoch an deßen Hofe selbst zu erscheinen. Da ihm aber der Spanische und Portugiesische Gesandte im Namen ihrer Prinzipale alle mögliche Sicherheit verhießen, und der Papst selbst sein Versprechen wiederholte, so wagte ers, in Gesellschaft des Cardinals Sauli, nach Hofe zu kommen.

So bald beede in das päpstliche Vorgemach traten, nahm sie der Gardehauptmann auf Befehl Leonis X. in Arrest und brachte sie gewaltsam in die Engelsburg. Alsdann ließ der Papst die Cardinäle zusammenberufen und zeigte ihnen in öffentlicher Versammlung an, es hätten ihn die beeden im Gefängniße liegenden Cardinäle durch Gift aus dem Weg räumen laßen wollen, wovon er hinreichende Beweise, sogar aus ihren eigenhändigen Briefen besitze. Die Briefe wurden zwar nicht zur Bestättigung seines Vorgebens aufgewiesen, dagegen aber der päpstliche Wundarzt, Baptista de Vercelli, der eben damahls ein Geschwür, welches Leo an einem heimlichen Orte hatte, heilen sollte, allein eben daßelbe auf Anstiften der beeden Cardinäle vergiften wollte, gefänglich eingezogen und nach angestelltem kurzen Proceße geviertheilt.

Aus dieser schrecklichen Hinrichtung des Arztes konnten die beeden Cardinäle leicht den Schluß machen, was für ein trauriges Schicksal ihrer warte. Man stellte hierauf ein förmliches Inquisitionsgericht ihrentwegen an, und damit es desto mehr Schein haben möchte, als ob dabey die größte Ordnung herrsche, so wurde ein Cardinalbischof, ein Cardinalpriester, und ein Cardinaldiakonus zu selbigem gebraucht. Vor diesen ihren Richtern erschienen die beeden Gefangenen. Man sezte sie wegen verschiedener Dinge zu Rede, doch wegen vorgehabter Vergiftung des Papstes richtete man keine einzige Frage an sie, und noch weniger wurden schriftliche Beweise von ihrer

eigenen Hand, oder andere Beweißgründe zu ihrer Ueberzeugung vorgebracht. Zwar hatte der Papst das Versprechen ertheilt, daß beede begnadiget und freygelaßen werden sollten; allein die Richter wußten doch die ganze Sache so einzufädeln, daß die Cardinäle beederseits ihrer Ehren und Würden entsezt, und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung überliefert wurden. Hierauf fällte diese dem Cardinal **Alphons Petruccius** das strenge Urtheil, daß er auf seine ganze Lebenszeit in dem untersten Grunde der **Engelsburg, San Marocco** genannt, gefangen sitzen sollte, und trug die Vollziehung desselbigen dem Lieutenant der **Engelsburg** auf.

So bald dieser Officier, der vormahls ein Bedienter des Cardinals gewesen war, eben denselben in das unterirdische Gefängniß brachte, in selbigem eine tiefe Gruft, Infernal=Caverna genannt, öfnen ließ, und den Schergen den Befehl gab, den unglücklichen Cardinal in selbige hinabzustoßen, so entsezte sich dieser über den schaudervollen Anblik seines künftigen lebenslangen Aufenthalts so sehr, daß er vor dem Lieutenant auf die Kniee niederfiel, und ihn wehmüthig bat, sich seiner zu erbarmen, und ihn in einen erträglichern Kerker bringen zu laßen. Doch dieser harte Mann wurde durch sein Flehen nicht nur nicht gerührt, sondern desto mehr zur Grausamkeit gereizt, stieß die empfindlichsten Schmachreden wider den unglücklichen **Petruccius** aus und ließ ihn sogleich mit Gewalt in den Abgrund des gedachten scheußlichen Kerkers stürzen.

Doch nicht lange schmachtete der Cardinal in diesem fürchterlichen Orte. Da nemlich Papst Leo einen so heftigen Haß gegen ihn im Herzen hegte, der nicht eher als mit seinem Tode aufhörte, so fällete er noch an dem nemlichen Tage, der zugleich der 44ste seit seiner Gefangennehmung war, sein Todesurtheil, und ließ es sogleich, ohne es ihm vorher bekannt zu machen, an ihm vollziehen. Er schickte nemlich den Scharfrichter zu ihm in seine unterirdische Gruft, der ihm zuerst mit einer Keule einen Schlag auf den Kopf gab und ihm sodann einen Strick um den Hals warf, um ihn damit zu erdroßeln. Der Cardinal sträubte sich zwar vor dem Tode und riß, als ein noch junger und starker Mann den Henker mit sich zu Boden, allein bald bemächtigte sich derselbige seiner aufs neue und machte durch Zuschnürung seines Halses seinem Leben gar bald ein Ende. Sein Leichnam wurde hierauf in einen Sack genähet, durch einen Kerl nach Composto getragen, und daselbst in aller Stille begraben.

Einen so schimpflichen und gewaltsamen Tod muste Alphonsus Petruccius im 27. Jahre seines Alters leiden! Erträglicher war das Schicksal seines Mitgefangenen, des Cardinals Sauli. Da das ganze Cardinalskollegium und mehrere Fürsten für ihn sich aufs kräftigste verwendeten, und er selbst eine große Summe Geldes erlegte, so kam er nicht nur wieder in Freyheit sondern gelangte sogar wieder zu seiner ehemaligen Cardinalswürde, die er freylich nicht lange mehr trug, denn er starb noch im nemlichen Jahre 1517. an ihm beygebrachtem Gifte.

XVIII.
Johann Calas, *)
zu Thoulouse 1762. ganz unschuldig gerädert.

Die grausame Hinrichtung dieses Mannes, welche am 9. Merz 1762. zu Thoulouse verübt wurde, ist eine der sonderbarsten Begebenheiten, die die Aufmerksamkeit unsers Zeitalters, und der Nachkommenschaft verdienen. Die Menge der Todten, die in Schlachten ohne Zahl umgekommen sind, werden bald vergeßen, nicht nur, weil es das unvermeidliche Schicksal des Kriegs so mit sich bringt, sondern auch, weil diejenigen, die vermittelst der Waffen sterben, auch ihren Feinden das Leben nehmen können, und also nicht unvertheidigt umkommen. Da, wo die Gefahr und der Vortheil gleich sind, hört das Erstaunen auf, und selbst das Mitleiden vermindert sich: aber wenn der Vater einer Familie ganz unschuldig den Händen des Irrthums, oder der Leidenschaft, oder des Fanatismus überliefert wird; wenn der Beklagte zu seiner Vertheidigung nichts anders hat, als seine Tugend; wenn die Richter seines Lebens nichts zu befahren haben, indem sie ihn

*) Diese Biographie ist ganz aus der Berlinischen Litteratur- und Theaterzeitung von 1780. und zwar aus dem 26. 27. und 28sten Stücke genommen.

ihn erwürgen, als sich allenfalls zu betrügen; wenn sie ungestraft durch einen Urtheilsspruch tödten können: alsdann erhebt sich das öffentliche Geschrey. Jedes fürchtet sich; man siehet, daß vor einem Tribunale, das errichtet ist, über das Leben der Bürger zu wachen, niemand seines Lebens sicher ist, und alle Stimmen vereinigen sich, Rache zu fordern.

Bey dieser seltsamen Begebenheit betraf die Frage Religion, Selbstmord und Kindesmord: es kam darauf an, ob ein Vater und eine Mutter ihren Sohn erwürget hätten, um Gott zu gefallen; ob ein Bruder seinen Bruder, ein Freund seinen Freund erwürgt habe, und ob die Richter sich nicht vorzuwerfen hätten, daß sie einen unschuldigen Vater auf dem Rade sterben laßen, oder eine Mutter, einen Bruder, einen Freund, alle des Verbrechens schuldig, hätten schonen sollen.

Johann Calas, acht und sechzig Jahre alt, trieb seit vierzig Jahren die Handlung zu Thouslouse und wurde von allen denen, die mit ihm gelebt haben, für einen guten Vater gehalten. Er war ein Protestant, so wie seine Frau und Kinder, außer einem Sohne, der seine Religion abgeschworen hatte, und dem der Vater einen kleinen Gehalt gab. Er schien so weit entfernt von dem abgeschmakten Fanatismus zu seyn, der alle Bande der Gesellschaft zerreißt, daß er dieses seines Sohnes Ludwig Calas, Religionsänderung billigte, so bald derselbige nur von der Wahrheit seines neu ange-

nommenen Glaubens wirklich überzeuget wäre, und daß er seit dreißig Jahren eine sehr eifrig catholische Magd in seinem Hause dultete, die alle seine Kinder erzogen hatte.

Ein anderer von den Söhnen des Johann Calas, mit Namen Marc Antonius, hatte studirt; man hielt ihn für einen unruhigen, finstern und heftigen Menschen. Da er sich aber zur Handlung nicht schickte, und auch zu stolz war, einen bloßen Ladendiener abzugeben; da sein Vater, der wegen der harten Zeiten selbst ein eingezogenes Leben führen mußte, weder mit ihm in Compagnie treten, noch ihm den Weg zu einer andern Lebensart bahnen konnte; da er überdieß noch, auch nicht als Advokat zugelaßen werden durfte, weil dazu gewiße Zeugniße, daß man catholisch seye, erfordert werden, die er nicht erhalten konnte; so beschloß er, sein Leben zu endigen, gab dieß Vorhaben selbst einem seiner Freunde zu verstehen, und befestigte sich in seinem Entschluße, indem er alles las, was nur über den Selbstmord geschrieben war.

Endlich eines Tages, an welchem ihn sein Vater ausgeschickt hatte, Louisdors anstatt Thaler einzuwechseln, und er so verwegen war, dieß Geld, statt es dem Vater zu bringen, zu verspielen — gerieth er auf den unseligen Gedanken, seinen lange schon gefaßten Vorsatz wirklich auszuführen. Ein Freund von seiner Familie und ihm selbst, Namens Lavaiße, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, der wegen seiner edlen und sanften Sitten bekannt

kannt war, Sohn eines berühmten Advokaten zu Thoulouse kam noch denselben Abend — es war gerade der 12. October 1761. — von Bourdeaux, und speisete von ungefähr bey den Calas. Der Vater, die Mutter, Marc Anton, ihr ältester Sohn und Peter Calas, ihr zweyter Sohn, speiseten zusammen. Nach dem Eßen gieng man in einen kleinen Saal; Marc Anton verschwand; endlich gieng der junge Lavaiße fort. Als er und Peter Calas, der ihn begleitete, hinunterkamen, fanden sie unten, bey einer Niederlage, den Marc Anton an einer Thüre hängen, und sein Kleid auf dem Tische liegen. Sein Hemde war nicht einmahl in Unordnung, seine Haare befanden sich in der ordentlichen Lage, und an seinem Leibe entdeckte man nicht die geringste Spur einer Wunde oder eines Schlages.

Es ist leicht zu erachten, in welche Bestürzung nun das ganze Haus gerathen seyn müße. Besonders war der Schmerz und die Verzweiflung des Vaters und der Mutter, deren Klaggeschrey selbst von den Nachbarn gehöret wurde, außerordentlich groß. Lavaiße und Peter Calas aber, die ebenfalls ganz außer sich waren, liefen nach Wundärzten und den Gerichten.

Indeßen, daß sie dieser Pflicht ein Genügen thaten, und Vater und Mutter heulten und jammerten, versammelte sich das Volk von Thoulouse haufenweise um das Haus. Dies Volk ist abergläubisch und höchst ungestüm, ja es siehet sogar seine Brüder, die nicht von seiner Religion sind, für Unge-

 heuer

heuer an. Zu Thoulouse war es, wo man Gott feyerlich für den Tod Heinrichs des dritten dankte, und es beschwor, denjenigen zuerst niederzustoßen, der davon reden würde, den großen, den guten Heinrich den vierten zu erkennen. Zu Thoulouse wird noch alle Jahre feierlich in einer Prozeßion und mit Freudenfeuern der Tag begangen, an welchem vor zweyhundert Jahren in derselbigen vier tausend ketzerische Bürger ermordet worden sind. Vergebens haben schon sechs Befehle des Conseils dieses verhaßte Fest verbotten, immer haben es die Thoulouser eben so ausschweifend frölich, als die Römer ihre Floralfeste, begangen.

Ein schwärmerischer Kopf unter der zusammengelaufenen Volksmenge schrie, daß Johann Calas seinen eigenen Sohn **Marc Antonius** gehangen habe. Dieses wiederholte Geschrey wurde nun im Augenblik allgemein. Einige sezten hinzu, daß der Verstorbene den nächsten Morgen, die Abschwörung des Glaubens hätte thun sollen, und daß ihn seine Familie und der junge **Lavaiße**, aus Haß gegen die catholische Religion ermordet habe. Von diesem Augenblike an zweifelte niemand weiter: die ganze Stadt war vielmehr überzeugt, daß das bey den Protestanten ein Glaubensartikel sey, daß ein Vater und eine Mutter ihren eigenen Sohn ermorden dürften, so bald sie nur merkten, daß er sich zur catholischen Religion wenden wolle.

Wenn einmahl die Gemüther bigotter Leute in Gährung gerathen, so hält sie nichts mehr auf.

Man

Man gab vor, daß die Protestanten von Languedok sich Tages vorher versammelt, und durch Mehrheit der Stimmen einen Henker von ihrer Seite gewählt hätten, und daß die Wahl auf den jungen Lavaiße gefallen seye, ja daß alsdann dieser junge Mensch, binnen vier und zwanzig Stunden die Nachricht von seiner Wahl erhalten habe, und von Bourdeaux nach Thoulouse gekommen seye, um dem Johann Calas, seiner Gattin und seinem Sohne Peter Calas einen Freund, einen Sohn, einen Bruder erwürgen zu helfen!

Herr David, Bürgermeister zu Thoulouse, der von diesem Gerüchte ermuntert, sich durch eine schleunige Execution ein Ansehen geben wollte, verfuhr wider alle Regeln und Verordnungen. Daher wurden denn auf seinen Befehl die ganze Familie des Calas, die catholische Magd und Lavaiße unverzüglich in Ketten und Banden gelegt.

Man gab ein Monitorium aus, das so gesetzwidrig, als das Verfahren selbst war. Man gieng noch weiter. Marc Anton war als ein Protestant gestorben, und wenn er selbst Hand an sich gelegt, sollte er, wie gewöhnlich hinausgeschleifet werden: man begrub ihn aber mit der größten Pracht in der St. Stephanskirche, so sehr auch der Pfarrer wider diese Entweihung protestirte.

Es giebt in Languedok vier Brüderschaften der Büßenden: die weiße, die blaue, die graue und die schwarze. Die Brüder tragen eine lange Kappe mit

mit einer Maske von Tuch, das mit zwey Löchern vor den Augen durchschnitten ist. Der Herzog von Fitz-James, Commendant von der Provinz wurde gebeten, an ihrer Gesellschaft Theil zu nehmen, er schlug es aber aus. Die weißen Brüder nun, hielten dem Marc Anton Calas, als einem Märtyrer, eine hohe Meße. Nie hat eine Kirche, eines wahren Märtyrers Fest mit größerer Pracht begangen, aber diese Pracht war schreklich. Man hatte ein prächtiges Trauergerüste aufgerichtet; und auf selbigem ein Skelet dargestellt, das man beweglich gemacht hatte, und das den Marc Anton Calas vorstellte, der in der einen Hand einen Palmzweig und in der andern die Feder hielt, mit der er die Abschwörung der Ketzerey unterschreiben sollte, und die, leider! wirklich das Todesurtheil seines unglücklichen Vaters unterschrieb!

Nun fehlte dem elenden Selbstmörder *nichts* weiter als die Canonisation. Das ganze Volk sah ihn bereits für einen Heiligen an. Einige ruften ihn an; andere beteten auf seinem Grabe; wieder andere forderten Wunder von ihm und noch andere erzählten diejenigen, die er bereits gethan haben solle. Ein Mönch riß ihm einige Zähne aus, um dauerhafte Reliquien von ihm zu haben. Eine Betschwester, die ein wenig taub war, versicherte, daß sie den Klang der Glocken gehöret habe. Ein vom Schlage gerührter Priester wurde geheilt — und was dergleichen Wunder mehr waren, die man nicht nur überall ausposaunte, sondern die auch *als*

vor

vor Gerichten erprobte, aufgezeichnet und niedergeschrieben worden sind.

Einige Richter waren von der Brüderschaft der weißen Büßenden. Von diesem Augenblike an, schien daher der Tod des Johann Calas unvermeidlich.

Was hauptsächlich sein Todesurtheil beschleunigte, war die Annäherung des besondern Festes, welches von den Einwohnern zu Thoulouse jährlich zum Andenken einer Niedermetzelung von 4000. Hugenotten gefeyert wird. Das Jahr 1762. war gerade die hundertjährige Jubelfeyer eben deßelben, und daher war denn die ganze Stadt in Beschäftigung, dießmahl eine ganz außerordentliche Begehung dieses Festes zu veranstalten. Diese Zurüstungen erhizten denn ganz natürlich die bereits in Feuer gesezte Einbildungskraft des Pöbels noch mehr: man sagte daher öffentlich, daß das Schaffot, auf welchem die Calas gerädert werden sollten, die größte Zierde des Festes abgeben würde: man sezte sogar noch hinzu, die Vorsehung selbst führe die Opfer herbey, die ihrer heiligen Religion öffentlich gebracht werden sollten; und was dergleichen fanatisch grausame Reden mehr waren.

Dreyzehn Richter versammelten sich alle Tage, um den Prozeß zu endigen. Man hatte und konnte keinen andern Beweis gegen die unglückliche Familie aufbringen: aber ihre verschiedene Religion diente statt alles Beweises. Sechs Richter beharreten

reten lange darauf, den Johann Calas, seinen Sohn Peter, und den Lavaiße zum Rade, und die Frau des Johann Calas zum Scheiterhaufen zu verdammen. Sieben andere, ein wenig mäßiger, wollten wenigstens, daß man eine Untersuchung anstellen sollte. Der Streit war wiederholt und anhaltend. Einer der Richter, (de la Salle) der von der Unschuld der Angeklagten und der Unmöglichkeit des Verbrechens überzeugt war, sprach sehr lebhaft für ihr Bestes, sezte den Eifer der Menschenliebe dem Eifer der Strenge entgegen, und ward der öffentliche Sachwalter der Calas in allen Häusern von Thoulouse, wo das beständige Geschrey der gemisbrauchten Religion das Blut dieser Unglücklichen verlangte. Ein anderer Richter, der durch seine Heftigkeit bekannt ist, sprach mit eben so viel Hitze gegen die Calas, als der erste zu ihrer Vertheidigung. Endlich machte die Sache so viel Lärmen, daß sie genöthiget waren, einer den andern als Richter zu verwerfen, und sich beyde auf das Land zu begeben.

Zum Unglück hatte der dem Calas günstige Richter die Gewißenhaftigkeit in seiner Verweigerung zu beharren, der andere hingegen kam, seine Stimme wider diejenigen zu geben, die er nicht richten sollte; und diese Stimme war es, die die Verdammung zum Rade auswirkte; denn es waren acht Stimmen gegen fünfe, indem einer von den gegenseitigen sechs Richtern nach vielem Wortwechsel endlich zu der strengsten Parthey übergieng.

Es

Es scheint, daß wenn es auf den Kindesmord eines Vaters ankömmt, oder darauf, daß ein Hausvater zur schreklichsten Todesstrafe sollte verdammt werden, das Urtheil einmüthig seyn müßte, weil die Beweise eines so unerhörten Verbrechens so beschaffen seyn sollten, daß sie jedermann gleich in die Augen fielen. Der kleinste Zweifel in einem solchen Falle sollte zureichend seyn, einen Richter zittern zu machen, der ein solches Todesurtheil zu unterschreiben hat. Täglich fallen überzeugende Beweise von der Schwachheit unserer Vernunft und der Unzulänglichkeit unserer Gesetze vor: aber bey welcher Gelegenheit giebt sich ihre Armseeligkeit wohl deutlicher zu erkennen, als wenn das Uebergewicht einer einzigen Stimme einen Bürger aufs Rad bringt? Zu Athen gehörten funfzig Stimmen über die Hälfte, zu einem Todesurtheile. Was folgt daraus? Das, was wir höchst vergebens wißen: daß die Griechen weiser und menschlicher waren!

Es schien ganz unmöglich, daß Johann Calas, ein Greis von 68. Jahren, der schon seit langer Zeit geschwollene und schwache Füße hatte, einen Sohn von 28. Jahren, der überdieß mehr als gewöhnliche Leibeskräfte besaß, allein hätte sollen erdroßeln und aufhängen können: es war unumgänglich nothwendig, daß ihm seine Gattin, sein Sohn Peter Calas, Lavaiße und die Magd bey der That beygestanden haben müßten. Sie hatten einander an dem Abend vor dieser unglücklichen Begeben.

gebenheit auch nicht einen Augenblik verlaßen. Aber diese Voraussetzung war eben so abgeschmackt, als jene. Wie würde es eine eifrig catholische Magd haben zulaßen können, daß Hugenotten einen jungen Menschen, den sie erzogen hatte, zur Strafe für die Neigung zu der Religion dieser Magd, hätten ermorden dürfen? Wie hätte es dem jungen Lavaiße einfallen sollen, ausdrücklich von Bourdeaux zu kommen, um seinen Freund zu erwürgen, von deßen vorgegebener Bekehrung er nichts wußte? Wie hätte eine zärtliche Mutter die Hände an ihren Sohn legen können? Wie hätten alle zusammen, einen jungen Mann, der so stark, als sie alle zusammen waren, ohne einen langen und heftigen Kampf, ohne wiederholte Schläge, ohne Wunden, ohne Zerreißung seiner Kleider, erdroßeln können?

Es leuchtet ganz deutlich in die Augen, daß, wenn ein Mord hätte begangen werden können, alle Beklagte gleich schuldig hätten seyn müßen, weil sie einander nicht einen Augenblick verlaßen hatten: es fällt in die Augen, daß sie es nicht waren: ja es ist augenscheinlich, daß der alte schwächliche Vater der Mörder allein nicht seyn konnte; — und doch verdammte das Urtheil den Vater allein, auf dem Rade sterben zu müßen!

Der Grund des Urtheils war eben so unbegreiflich, als alles Uebrige. Die Richter, die schon für die Todesstrafe des Johann Calas entscheidend sich erkläret hatten, überredeten die andern, daß der schwache Greiß den Quaalen gewiß nicht wider-

widerstehen könnte, und daß er unter den Schlägen des Henkers, ganz sicher sein und seiner Mitschuldigen Verbrechen eingestehen würde. Allein sie waren nachher äußerst beschämt, als dieser gute Greiß, auf dem Rade sterbend, Gott zum Zeugen seiner Unschuld anrief, und deßen Erbarmung anflehete, seinen Richtern zu vergeben.

Bey der Marter, wo man ihm durch die Quaalen der Tortur die Namen seiner Mitschuldigen herauszupreßen suchte, antwortete er: "Wo kein Verbrechen ist, können keine Mitschuldige seyn. Ich habe weder meinen Sohn ermordet, noch ermorden laßen: ich bin eines so abscheulichen, unerhörten Verbrechens so wenig schuldig, als die übrigen Beklagten."

Bey der öffentlichen Kirchenbuße und Abbitte, erklärte er, daß er zur Büßung seiner Fehler, Gott von ganzem Herzen das Opfer seiner Ehre und seines Lebens brächte; betheuerte aber, daß er in Ansehung des Verbrechens, das sie ihm kostete, ganz unschuldig sey.

Die majestätische Standhaftigkeit, mit der der Greis zu seinem Tode gieng, und die unüberwindliche Gewalt der Tugend, fieng an, in den Herzen verwirrte Gefühle des Mitleids und der Reue hervorzubringen. Als er den unglücklichen Wagen bestieg, sagte er zum Volke: "Ich bin unschuldig!" Indem er vor seinem Quartier vorbeygebracht wurde, grüßte er Jedermann, den er kannte. Ehe der Hen-

ker sein Amt verrichtete, nahete sich ihm der Pater Bourges, umarmte und drückte ihn in seine Arme, und sagte: "Mein lieber Bruder, Ihr habt noch einen Augenblik zu leben. Bey dem Gott, den Ihr anbetet, auf den Ihr hoffet, und der für Euch gestorben ist, beschwöre ich Euch, der Wahrheit die Ehre zu geben!" Ich habe sie gesagt, versezte Calas, und richtete seine Augen dabey gen Himmel. Hierauf warf er auf diesen Geistlichen einen Blik des Erstaunens und der Zärtlichkeit: **Wie, sagte er, auch Sie können glauben, daß ein Vater seinen Sohn habe umbringen können?** Hierauf erhob der Henker auf ihn sein schrekliches Eisen. Bey diesem Anblick schauderte das ganze Volk; jeder Schlag, der den Calas traf, tönte im Grunde der Seelen wieder, und Thränenströme stürzten, wiewohl zu spät, aus aller Augen.

Der erste Schlag entriß dem Leidenden einen sehr mäßigen Schrey: die andern aber hielt er ohne die geringste Klage, stilldultend aus. Als man ihn hierauf aufs Rad gelegt, betete er auf das neue zu Gott, und flehete ihn an, seinen Richtern seinen Tod nicht zuzurechnen; erhob sich durch seine eigenen Leiden zu den erhabensten Betrachtungen, und rief dem Pater Bourges die rührenden Worte zu: **"Ich sterbe unschuldig! Jesus Christus, die Unschuld selbst starb noch einer grausamern Todesstrafe. Gott straft an mir die Sünde des Unglücklichen, der sich selbst hingerichtet; er straft ihn an seinem Bruder, und an meiner Frau:**

er

er ist gerecht, und ich bete ihn in seinen Züchtigungen an. — — Aber der junge Fremdling, dem ich eine Ehre zu erzeigen glaubte, indem ich ihn Abends zu Tische bat; dieser gute Jüngling, der Sohn des Herrn Lavaiße, wie hat ihn die Vorsehung mit in mein Unglück verwickeln können?" Indem er noch redete, stürzte sich der Bürgermeister David, um sein Werk zu krönen, zu dem Schaffot hin, und schriee: "Bösewicht, siehst du den Scheiterhaufen, der bald deinen Leib zu Asche verzehren soll? Rede die Wahrheit?" Statt aller Antwort, kehrte Calas mit vieler Mühe seinen Kopf weg, und sah den Henker an: dieser schlug, und der Unschuldige gab seinen Geist auf!

Nun sahen sich die Richter des erbärmlich ermordeten Calas genöthiget, ein zweytes Urtheil zu fällen, das dem erstern eben so sehr widersprach: die Mutter, seinen Sohn Peter Calas, den jungen Lavaiße und die Magd nemlich, auf freyen Fuß zu stellen. Da ihnen aber ein Richter zu Gemüthe führte, daß dieses Urtheil jenes nothwendig aufheben müßte; daß sie sich dadurch selbst verdammten; daß, da alle Beklagte beständig zu der Zeit der vorgegebenen Mordthat beysammen gewesen wären, die Loslaßung aller den hingerichteten Vater Ueberlebenden, die Unschuld eben deßelbigen unwidersprechlich bewiese: so faßten sie den Entschluß, den Peter Calas, seinen Sohn, zu verbannen. Diese Verbannung deßelbigen schien jedoch eben so widersprechend, eben so abgeschmackt, wie

alles Uebrige; denn entweder war **Peter Calas** des Mordes schuldig, oder unschuldig: im erstern Fall mußten sie ihn rädern laßen, wie den Vater, im leztern Falle aber durften sie ihn als einen Unschuldigen keineswegs verbannen. Aber die Richter, schüchtern durch die Todesstrafe des Vaters, und durch die rührende Frömmigkeit, mit der er seinen Geist aufgegeben hatte, glaubten dadurch ihre Ehre zu retten, indem sie der Welt vorspiegeln wollten, daß sie dem Sohne Gnade wiederfahren ließen, gleich als ob eine solche Vergebung nicht eine neue Uebertrettung der Gesetze gewesen wäre. Ueberdieß glaubten sie auch, daß die Verbannung dieses armen hülflosen Jünglings, der von keiner großen Bedeutung wäre, keine große Ungerechtigkeit im Vergleich mit derjenigen seye, die sie bereits begangen hatten.

Man fieng nun den **Peter Calas** zu bedrohen an, ihn eben so wie seinen Vater zu behandeln, wenn er nicht von seiner Ketzerey zur catholischen Kirche übertreten wollte. Seine eigenen Worte, die er nachher zur Bestättigung deßen schriftlich aufsezte, waren diese: "Ein Dominikaner kam zu mir ins Gefängniß, und bedrohete mich mit eben der Todesstrafe, wofern ich nicht abschwören wollte. Dieß bezeuge ich hiedurch vor Gott, den 23. Jul. 1762. Peter Calas.

Peter Calas begegnete hierauf, indem er aus der Stadt gieng, einem bekehrenden Abbé, der ihn wieder zurück nach Thoulouse brachte. Nun sperrte man

man ihn in ein Dominikaner-Closter ein, und zwang ihn in selbigem, alle Gebräuche des catholischen Glaubens zu vollstrecken. Dieß war zum Theil, was man wünschte, und die Religion, die man zu rächen geglaubt hatte, schien nun befriedigt zu seyn.

Man nahm hierauf der Mutter die Töchter, und sperrte selbige in ein Closter. Diese gute Frau, die mit dem Blute ihres Gatten beynahe überströmt war, die ihren ältesten Sohn todt in ihren Armen gehalten hatte, den zweyten aber verbannt, und sich ihre Töchter entrißen, ja ihres ganzen Vermögens beraubet sah, war nun alleine in der Welt, ohne Brod, ohne Hofnung, und durch das entsezliche, vielfache, unverschuldetste Unglück, das sie betroffen, dem Tode selbst nahe. Einige Personen, die alle Umstände dieser schreklichen Begebenheit reiflich überlegten, fanden sie so gesezwidrig, daß sie in die Madam Calas, welche unterdeßen in eine Einöde, geflüchtet war, dringen ließen, ihr erlittenes Unrecht vor den Thron zu bringen. Sie konnte sich damahls nicht aufrecht erhalten, sie verzehrte sich. Da sie überdieß von Geburt eine Engländerin, und von Jugend an, in eine französische Provinz übergepflanzt worden war, so schauderte es ihr bey dem bloßen Namen der Stadt Paris. Sie glaubte, die Hauptstadt des Königreichs müße noch weit schlimmer, als Thoulouse seyn. Endlich überwand die Pflicht, das Andenken ihres Mannes zu retten, ihre große Schwachheit. Sie machte sich daher un-

gesäumt auf den Weg, und kam zu **Paris** in einem Zustande an, wo sie glaubte, ihren Geist aufgeben zu müßen. Doch wie erstaunte sie nicht, *als* sie in dieser Hauptstadt wider Vermuthen Zutritt, Hülfe und Thränen fand! Wie verwunderte sie sich nicht, als sie die für sie so erwünschte Entdeckung machte, die Vernunft siege in **Paris** über den Fanatismus, so groß er auch seyn mag, da im Gegentheile dieser in den Provinzen fast allezeit über die Vernunft siegt!

Herr von Beaumont, ein berühmter Parlamentsadvokat, übernahm ihre Vertheidigung und sezte ein gerichtliches Bedenken auf, das von funfzehen Advocaten unterschrieben wurde; Herr l'Oiseau verfertigte mit nicht weniger Beredsamkeit einen Vortrag zum Besten der Familie; und Herr **Mariette** entwarf eine juristische Bittschrift, die den Gemüthern aller, so sie lasen, die stärkste Ueberzeugung einflößte.

Diese großmüthigen Vertheidiger der Rechte der Unschuld, überließen den Gewinn von der Ausgabe ihrer Schutzschriften der Wittwe, und es ist nur zu bedauern, daß sie wenig Frucht dieser Großmuth genießen konnte, weil diese sämtlichen Schriften, sogleich an den meisten Orten nachgedruckt wurden. **Paris** und ganz **Europa** waren nun von Mitleid gerührt, und forderten nebst dieser unglücklichen Frau Gerechtigkeit. Das Urtheil war lange vorher von der ganzen Welt gesprochen, ehe es von dem Staatsrathe unterzeichnet war.

Das Mitleid drang bis zum Ministerium, ohngeachtet des immerwährenden Stromes von Angelegenheiten, der oft das Mitleid verdrängt, und ohngeachtet der Gewohnheit, Unglückliche zu sehen, die die Herzen noch mehr zu verhärten pflegt. Man gab der Mutter die Töchter wieder: man sah sie alle drey im Trauerflor und in Thränen gebadet, selbst ihren Richtern Thränen erpreßen.

Indeßen hatte doch diese Familie noch einige Feinde; denn es betraf die Religion. Viele Personen, die man in Frankreich Devote nennt, das ist, Frömmlinge, sagten laut: es sey doch beßer, einen alten unschuldigen Kalvinisten rädern zu laßen, als acht Richter von Languedok dem Geständniße auszusetzen, daß sie sich betrogen hätten. Man bediente sich sogar des Ausdrucks: "Es sind mehr obrigkeitliche Personen als Calas; und man zog den Schluß daraus, daß die Familie Calas der Ehre der Gerichtsobrigkeit aufgeopfert werden müße.

Indeß versammelte sich den 7. Merz 1763. der ganze Staatsrath zu Versailles. Die Staatsminister waren zugegen; der Canzler präsidirte; der Herr von Crosne, Requetenmeister, trug die Begebenheit der Calas, mit der Unpartheilichkeit eines Richters, mit der Genauigkeit eines vollkommen unterrichteten Mannes und mit der simpeln und wahren Beredsamkeit eines Staatsmannes und Redners, als der einzigen vor, die jemals einer so hohen und wichtigen Versammlung angemeßen seyn

 könne.

könne. Eine ungeheure Menge Menschen aus allen Ständen, wartete auf der Gallerie des Schloßes die Entscheidung des Staatsraths ab. Man meldete dem Könige, daß alle Stimmen, auch nicht eine einzige ausgenommen, dahin giengen, daß das Parlament von Thoulouse dem Conseil die Acten des Prozeßes, und die Ursachen ihres Urtheils, das den Johann Calas zum Rad verdammet hätte, einschicken sollte; und der König genehmigte das Urtheil des Staatsraths.

Bis zum Endurtheile vergiengen jedoch noch zwey volle Jahre. So leicht wird es der Schwärmerey, der Unschuld das Leben zu entreißen, und so schwer hingegen der Vernunft, ihr Gerechtigkeit zu verschaffen! Je weniger aber diese Formalitäten bey der Verdammung des Calas waren beobachtet worden, desto weniger hätte es auch vom Staatsrathe so genau geschehen sollen. Ein ganzes Jahr reichte nicht zu, das Parlament zu Thoulouse dahin zu bringen, dem Conseil das ganze Verfahren einzuschicken, um die Prüfung davon zu übernehmen, und den Bericht davon zu erstatten. Herr von Crosne erhielt ebenfalls den Auftrag zu dieser beschwerlichen Arbeit. — Eine Versammlung von beynahe achtzig Richtern caßirte das Thoulouser Urtheil, und verordnete eine gänzliche genaue Durchsicht des Prozeßes.

Andere wichtige Angelegenheiten beschäftigten damahls alle Richterstühle des Reichs; man vertrieb nemlich die Jesuiten, und schafte ihre Gesell-

schaft

schaft in Frankreich ab. Als aber diese große Begebenheit wieder in Vergeßenheit zu gerathen anfieng, nahm das Tribunal der Requetenkammer, dem das Definitivurtheil aufgetragen worden war, die Sache der Calas wieder vor.

Das Gericht der Requetenmeister im Parlamente richtet die Streitigkeiten zwischen Hofbedienten, und diejenigen Sachen, die ihnen der König zuschickt. Man konnte kein beßer von der Sache unterrichtetes Tribunal wählen, als eben dieses. Gerade waren es eben die Richter, die zweymahl schon die Präliminarien der Revision gerichtet hatten, und die Sache, sowohl dem Inhalt als der Form nach, vollkommen kannten. Die Wittwe des Johann Calas, ihr Sohn, Peter Calas, und der junge Lavaiße, stellten sich wieder ins Gefängniß: man ließ aus dem innersten von Languedok die alte catholische Magd hohlen, die ihre Herrschaft zu der Zeit, in welcher sie, wie man wider alle Wahrscheinlichkeit ihnen Schuld gab, daß sie ihren Sohn und Bruder ermordet hätten, nicht einen Augenblik verlaßen hatte: man gieng endlich dieselben Anzeigen wieder durch, die zum Vorwande gebraucht worden waren, den Johann Calas zum Rade, und seinen Sohn zur Verbannung zu verdammen.

Nun erschien ein neuer Aufsatz des beredten Herrn von Beaumont, und ein anderer von dem jungen Lavaiße, der auf eine so ungerechte Weise von den Richtern zu Thoulouse in diesen Criminal-Prozeß war verwickelt worden, die, um den Wider-

spruch aufs höchste zu treiben, ihn nicht einmahl losgesprochen hatten. Dieser junge Mensch verfertigte selbst eine Klage, die von jedermann für würdig gehalten wurde, neben des Herrn von Beaumont seiner zu erscheinen. Er hatte den doppelten Vortheil, daß er sowohl für sich selbst, als für eine Familie sprach, mit der er zugleich die Feßeln getragen hatte. Es war nur auf ihn angekommen, die seinigen zu zerbrechen, und den Kerker zu verlaßen, wenn er nur hätte sagen wollen, daß er die Familie der Calas, während der Zeit, da Vater und Mutter den Sohn sollten erwürgt haben, nur einen Augenblick verlaßen habe. Man hatte ihn mit der Todesstrafe bedroht, die Marter und den Tod seinen Augen vorgelegt; ein einziges Wort konnte ihn in Freyheit setzen: er wollte sich aber lieber der Todesstrafe unterwerfen, als dies Wort sagen, das eine Lüge gewesen wäre. Er erzählte in seiner Darstellung der Thatsachen, alle kleinen Umstände mit einer so edeln, so simpeln, so von aller Prahlerey entfernten Offenherzigkeit, daß alle diejenigen gerührt wurden, die er blos überzeugen wollte, und daß er, ohne den geringsten Anspruch auf Ruhm, Bewunderung erregte.

Sein Vater, ein berühmter Advokat, hatte nicht den mindesten Antheil an diesem Werke, und sah sich auf einmahl von seinem Sohne eingehohlet, der nie die Rechte studirt hatte.

Mittlerweile kamen Personen vom höchsten Range und Ansehen haufenweise in das Gefängniß

der Madame Calas, wo sich ihre Töchter zugleich mit eingekerkert hatten. Man ward daselbst bis zu Thränen gerührt. Die Menschenliebe und Großmuth boten ihnen im Ueberfluß Hülfe an.

Endlich erschien der Tag, an welchem die Unschuld einen vollkommenen Sieg erhielt. Herr von Baquancourt trug das ganze Verfahren vor, und nachdem er die kleinsten Umstände gerichtlich auseinander gesetzet, erklärten alle Richter einmüthig die ganze Familie für unschuldig, für ungerecht und gewaltsam von dem Parlamente zu Thoulouse gerichtet; sie sprachen das Andenken des guten Calas von aller Schuld frey: ja sie erlaubten der Familie, ihre Gerechtsame weiter zu suchen, Advokaten anzunehmen, und von den Thoulouser Richtern die Unkosten, die Schadloshaltung sammt dem Intereße wieder zu fordern, die diese freywillig ihnen hätten anbieten sollen.

In Paris herrschte hierüber eine allgemeine Freude. Man versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen; man drängte sich, die unglückliche und so gut gerechtfertigte Familie zu sehen; man klatschte den Richtern, als sie vorübergiengen, Beyfall zu, und überhäufte sie mit Segnungen. Was dieses Schauspiel noch rührender machte, war, daß solches den 9. Merz, an eben dem Tage geschahe, an welchem ehehin Calas selbst auf das grausamste hingerichtet worden war.

Nachdem die Requetenmeister ihre Pflicht erfüllt hatten, und durch sie der Familie Calas eine

 völlige

völlige Gerechtigkeit wiederfahren war, so blieb ihnen noch eine andere Pflicht, die Pflicht der Wohlthätigkeit nemlich, übrig, die weit seltener von den Richterstühlen erfüllet wird, indem sie sich immer nur auf die strenge Billigkeit einschränken. Sie trugen nemlich dem König gemeinschaftlich die Bitte vor, die Familie, die alles das Ihrige verlohren, durch seine Freygebigkeit zu unterstützen. Der König ließ hierauf der Mutter und den Kindern sechs und dreißig tausend Livres auszahlen, wovon die tugendhafte Magd, die in Vertheidigung ihrer Herrschaft die Wahrheit standhaft behauptet hatte, drey tausend Livres erhielt.

XIX.

Johann Georg Philipp Hiller, *)
königlich preußischer Soldat, wegen Diebstahls und Mords im Jahre 1785. zu Königsberg gerädert.

Dieser unglückliche Jüngling, deßen vielfache Verbrechen aus ganz geringer Ursache entstanden, war im Jahre 1765. zu Wendlingen einem kleinen Städtchen im Wirtembergischen gebohren. In seiner Jugend wurde er ordentlich zur Schule gehalten und in der evangelisch-lutherischen Religion wohl unterrichtet; auch besuchte er fleißig, sowohl in seinen frühern Jahren, als bis auf die Zeit, da er sich eines so gehäuften Verbrechens schuldig machte, die Kirche und genoß das heilige Abendmahl. Sein Vater, ein Müller, lehrte ihn seine Profeßion, und ließ ihn schon im vierzehnten Jahre seines Alters als Müllergesellen ausschreiben. Hierauf gieng er zu einem, nicht weit von seinem Geburtsorte wohnenden Vetter, einem Steinmetzen; und auch dieser ließ ihn, ungeachtet er vier Jahre bey demselben lernen sollte, doch schon nach anderthalb

*) S. Berlinische Monatsschrift von Biester herausgegeben. August 1791. p. 120-133.

halb Jahren gleichfalls als Gesellen ausschreiben. Nun kehrte er zu seinem Vater zurück, um selbigem in seiner Wirthschaft und Profeßion Hülfe zu leisten. Da er aber den Vater aufs neue verheyrathet fand, (seine rechte Mutter hatte er bereits im Alter von 8 Jahren verlohren,) und er sich nicht mit der Stiefmutter, einer bösen, zanksüchtigen Frau, vertragen konnte; so verließ er nach anderthalb Jahren heimlich sein väterliches Haus — mit einer silbernen Taschenuhr, und etwa 50 bis 60 Thalern baaren Geldes, die er sich durch einen kleinen Viehhandel mit Erlaubniß seines Vaters, verdient hatte, versehen — um zu seinen Groseltern, begüterten Leuten in dem Flecken **Fullingen**, der ungefähr 10 Stunden von **Wendlingen** entfernt liegt, zu gehen: in der Absicht, dort bey ihnen, bis sich weitere Aussichten für ihn zeigen würden, sich aufzuhalten.

Da er aber den Weg nicht genau wußte, so kam er auf **Ulm** zu, ward von dem daselbst auf Werbung stehenden Königlich Preußischen Lieutenant, ob er gleich anfänglich nicht die geringste Lust zum Soldatendienst bezeigte, endlich doch — vermocht, sich gegen ein sehr unbeträchtliches Handgeld, auf eine Kapitulation von 4 Jahren, als **Soldat** anwerben zu laßen. Er ward nach **Königsberg** in **Preußen** transportirt, und an das Regiment

Jung

Jung Rothkirch (izt Herzog von Holstein-Beck) vertheilt.

Anfangs, als er noch im Besitz seiner Uhr und seines Geldes war, lebte er recht ordentlich und zufrieden; da aber dieß nach und nach abnahm und endlich ganz verzehret war, auch seine geringe Löhnung bey einem natürlichen Hange zu Vergnügungen nie zureichte, so begieng er in einer Zeit von viertehalb Jahren, drey kleine unbeträchtliche Diebstähle, für welche er auch mit verhältnißmäßiger Regimentsstrafe belegt ward. Diese Züchtigungen bewirkten bey dem gutgesinnten Jüngling den festen Vorsatz, sich zu beßern; und, da es ihm nicht an natürlicher Geschicklichkeit gebrach, so erlernte er gar bald das Frisiren, wodurch er sich eine geraume Zeit so viel verdiente, als er zu Befriedigung seiner Bedürfniße nöthig hatte.

Im Julio 1785. ward Hiller aufwartender Bursche bey zwey Junkern dieses Regiments, den Herren von Lanken aus Schwedisch-Pommern. Sie wohnten auf dem untern Haberberge, einer sehr abgelegenen Gegend nahe an der Stadtmauer, weshalb Hiller fast den ganzen Tag über bey ihnen war.

Den 28. Julii gab der jüngste Herr von Lanken ihm einen Friedrichsd'or zum Auswechseln, wofür er an Kurant 16 Gulden weniger

3. Gro-

3. Groschen *) bringen sollte; da er überall nur 15 Gulden $22\frac{1}{2}$ Gr. bekommen konnte, so gieng er Abends wieder in des Junkers Quartier, um ihm den Friedrichsdor zurück zu geben. Er fand Niemand zu Hause, und nahm das Goldstück wieder mit sich, um es am folgenden Morgen abzuliefern. In dieser Absicht steckte er denn auch Tags darauf, als er vom Hause weggieng, das Gold zu sich, und zwar in den Hosengurt, (weil die Beinkleider der Soldaten keine Taschen haben, und er zum Frisiren nur eine Jacke ohne Taschen trug), in der Meynung, es recht gut verwahret zu haben; zog auch noch seine Ueberhosen an. Hierauf gieng er erst zu einem Chirurgus der Compagnie, den er frisirte, und von da gerade in das Quartier der von Lanken. Beyde schliefen noch. Hiller besorgte alles nöthige, und wollte nun die Brüder wecken. Vorher griff er in den Gurt, um den Friedrichsdor herauszunehmen; aber er fand ihn nicht. Er durchsuchte also noch einmal ganz genau die Unter- und Ueberbeinkleider; allein der Friedrichsd'or war und und blieb weg. Es überfiel ihn hierüber eine ausserordentliche Angst. Weil er indeß doch glaubte, er könne in der Geschwindigkeit beym Weggehen das

*) Ein Preußischer (nicht Brandenburgischer) Gulden, ist der dritte Theil eines Thalers, und enthält 30. Preußische Groschen.

das Gold wohl noch zu Hause irgendwo verlohren haben; so nahm er sich vor, nach verrichteter Arbeit im Quartiere nochmahls überall nachzusuchen, und beruhigte sich durch die Vorstellung, daß er es ohne Zweifel wieder finden würde. Er weckte nun die beyden Junkern; und als der jüngste **von Lanken** nach seinem Friedrichsd'or fragte, antwortete Hiller: daß er das verlangte Geld dafür nicht hätte bekommen können, daß er ihn gestern Abend vergebens zurückgetragen, und heute morgen in der Geschwindigkeit nur vergeßen hätte; wenn er wieder käme, würde er ihn ganz gewiß herbringen, womit der Junker auch zufrieden war.

So bald nun Hiller mit dem Frisiren und Anzuge fertig war, lief er geschwind nach Hause und suchte überall nach; allein der nicht im Hause, sondern auf der Straße ihm entfallene Friedrichsd'or, war nicht wieder zu finden. — Seine Angst ward also nur noch größer; und zwar um so mehr, weil er den Gedanken faßte, daß man ihm, als einem Menschen, der nun schon einmahl in schlechtem Kredit stehe, wenn er izt auch gleich entdecken möchte, wie es ihm gegangen seye, dieses nicht glauben, sondern vielmehr, in der Meynung, daß er den Junker um das Geld betrügen wolle,

deshalb gewiß zur strengsten Verantwortung ziehen würde. *)

Mit dieser Furcht bezog er bald darauf auch die Vorstädter-Wache, und, da er nach vielem angstvollen Hin- und Herdenken kein Mittel vor sich sahe, so viel Geld wieder herbeyzuschaffen, so gerieth er am Abend plözlich auf den unglücklichen Gedanken, sich in der Nacht von der Wache, die nicht weit von dem Quartiere der Junker entfernt war, in deren Wohnung einzuschleichen, und dem jüngsten Herrn von Lanken sodann von seinem im Koffer befindlichen Gelde Einen Friedrichsd'or zu

*) Das Mißtrauen in die billige und gute Denkart seiner Vorgesezten bewirkte also das Unglück dieses Menschen und den Tod eines Unschuldigen. Zwar war hier die vorhergegangene fehlerhafte Aufführung die natürliche Quelle dieses Mistrauens, und der darauf gegründeten gerechten Furcht. Aber dieses Mistrauen, dieser Mangel des Glaubens an die Menschheit, ist doch überhaupts bey den niedern Volksklaßen ungemein tief und fest gegründet; viel tiefer, als die höhern Stände, welchen die Denkart der niedern zu gleichgültig ist, sich vorstellen. Es gab schon Fälle, wo gleichfalls wegen eines verlohrnen Goldstücks, Aufwärter bey sehr guten Herrschaften dem Selbstmorde nahe waren; ja Fälle, wo geringere Menschen die ihnen ungesucht angetragene Hülfe von Vornehmern, theils für Hohnneckerey, theils für planvolle List ansahen, und sie deshalben nicht

zu entwenden, den er ihm darauf am folgenden Tage statt des Verlohrnen zurückgeben wollte. Die Ausführung dieses Gedankens schien ihm um so leichter zu seyn, da erstlich der ältere Bruder mit ihm zusammen auf der Wache sich befand; zweitens ihm bekannt war, daß der jüngste von Lanken einen festen Schlaf hatte; und drittens, daß beyde Brüder ihre Koffer mehrentheils unverschloßen ließen.

Er schlich sich demnach gleich nach 10. Uhr, sobald die angekommene Ronde abgefertigt, und die Gewehre weggesezt waren, in der Zeit, als die übrigen Bursche zum Theil in die Wachstube zurückgiengen *) ganz in der Stille, und ohne,

nicht annehmen wollten. Freylich entspringt diese Denkart meistentheils aus der gewöhnlichen Geistesschwäche solcher Menschen; denn es gehört schon ein gebildeter und etwas höherer Sinn dazu, um sich frey und furchtlos, so bald man sich unschuldig weiß, aller Welt zu zeigen, wie man ist. Indeß hat doch auch die Behandlungsart gegen die Untergebenen viel Antheil an dieser ihrer mistrauischen Furcht: so wie diese Behandlungsart selbst auch viel beyträgt, daß jener freyere beßere Sinn nicht aufkommen kann. Milde, und Sorge für Aufklärung, wird also auch wohl hier wie allenthalben das Beste seyn.

*) Die Wachstube war so enge, daß gewöhnlich einige Bursche außerhalb derselben auf einer benachbarten Brücke sitzen mußten; ein Grund, warum Hiller um desto weniger vermißt werden konnte.

daß ihn jemand bey der damahligen Dunkelheit gewahr ward, in völliger Montur mit Patrontasche und Seitengewehr an das benannte Quartier, wo er die Hauptthüre, wie mehrentheils gewöhnlich, offen fand. Er trat hinein, legte auf der Treppe seine Patrontasche ab, den Säbel aber behielt er an der Seite, doch blos, weil er ihn nicht inkommodirte; und kam nun an die Stubenthüre. Da er aber selbige verschloßen fand, suchte er, das daran befindliche Glasfenster (welches, wie er schon lange vorher bemerkt hatte, los war) auszuheben, machte hierauf von innen das Schloß auf, und gieng in die Stube. Hier kam es ihm vor, als wenn der Junker, welcher in der Kammer darneben, wo auch die Koffer standen, schlief, durch dieß Geräusch etwas ermuntert wäre; denn er hohlte sehr stark Athem. Hiller blieb also in der Stube so lange stille stehen, bis er den Junker wieder fest schlafen und schnarchen hörte. Er gieng sodann in die halb ofne Kammer, die nur blos von dem damahls sehr schwachen Mondenlicht etwas erhellet war, und wollte nun den nicht weit vom Bette des Schlafenden zur Seite stehenden Kasten, (der, nach seinem Gefühl zu urtheilen, da er im Finstern daran herumtappte, zwar mit einem daran steckenden Schlüßel versehen, doch nicht zugeschlossen war,) aufmachen. Als er aber den Deckel

in

in die Höhe hob, fiel ein Leuchter, den der Junker beym Schlafengehen vermuthlich auf den Kasten gesezt hatte, um; und jener erwachte, richtete sich im Bette auf, und rief sehr laut: Wer ist da? Hiller antwortete nicht, in der Meynung, daß, wenn er sich still verhalten würde, der Junker sich wieder niederlegen würde; ganz behutsam legte er daher den Deckel des Kastens wieder an, und richtete sich in die Höhe. Bey dieser Gelegenheit gieng aber die Thüre, neben welcher er stand, fast ganz zu und knarrte. Auf dieses neue Geräusch sprang Herr von Lanken mit gleichen Füßen aus dem Bette, griff nach seinem Stocke, der auch nicht weit von der Thür stand, und da er auf sein weiteres Anrufen, (wobey er Hillern jedoch nicht nannte, dieser also auch nicht wußte, ob er erkannt sey,) wiederum gar keine Antwort erhielt, gab ihm der Junker einen Hieb mit dem Stock auf das Schienbein, fieng an zu rufen, und wollte mit den Worten: ich ersteche dich, zur Kammerthüre hinaus; vermuthlich um seinen Degen, der in der Nebenstube stand, zu hohlen.

Alle diese Umstände sezten den Unglücklichen in solche Angst, daß er in dem Augenblick fast sinnlos ward. Hiezu kam die Furcht: auf den Fall, wenn er den Junker hinausließ, gewiß

 ent-

entdeckt, und alsdann für seine begangene Fehltritte aufs schärfste bestraft zu werden. Er faßte daher auf der Stelle den Entschluß, lieber Jenen aus dem Wege zu räumen, als sich entdecken zu laßen. Mithin vertrat er ihm, da er heraus wollte, sogleich die Thüre, und als dieser sich immer mehr bemühte, aus der Kammer zu kommen, gab er ihm zuförderst mit der geballten Faust einen Stoß vor die Brust, daß er sogleich rücklings aufs Bette fiel. Hierauf stopfte er diesem zarten und fein gebauten Jüngling, da er gleich hernach, obgleich aus hohler Brust, wieder zu schreyen anfieng, mit der einen Hand den Mund, und mit der andern würgte er ihn, ob sich derselbe gleich mit Händen und Füßen widersezte, so lange, bis es ihm vorkam, daß der Junker nicht mehr leben könne. Darauf ließ er ihn los; allein jener fieng sogleich aufs neue an, sich zu werfen, mit der Brust zu röcheln, und mit den Füßen zu stampfen: Hiller gieng also zum zweytenmahl auf ihn zu, und brachte ihn durch zwey- oder dreymahliges Drücken an der Kehle dahin, daß er ganz todt zu seyn schien.

Als dieß geschehen war, ließ er ihn liegen und wollte weggehn; "mir war aber," sagte er in der Untersuchung, "nicht anders, als wenn mich jemand beym Rocke zurückzog. Mithin gieng ich

ich, da ich mich nunmehr fast in einer Art von Raserey befand, ohne eigentlich zu wißen, warum ich es that, an den Kasten; und, nachdem ich gleich oben auf ein Papierchen, worin das Geld eingewickelt war, fand, so nahm ich nicht allein dieses, sondern auch die Taschenuhr, welche auf einem zweyten Koffer lag, zu mir, steckte beydes in die Taschen, und lief darauf — nachdem ich zuvor sowohl das Stubenfenster, welches mir aber in der Angst wohl dreymahl aus der Hand fiel, wieder eingesezt, und sodann die Stube zugeschloßen, als auch nachher die Patrontasche wieder angelegt hatte, — in größter Eile auf die Wache zurück." — Auf die Frage: Ob er auf seinem Rückwege nach der Wache Jemand begegnet seye? antwortete er: "Nein, wenigstens habe er keinen bemerkt; und, wenn ihm auch wirklich Jemand aufgestoßen wäre, so glaube er nicht, daß er ihn würde gesehen haben; denn es wäre ihm in der Angst nicht anders vorgekommen, als wenn er über lauter Berge, Thäler, Moräste und Löcher gesezt hätte."

Er kam nun, mit diesem dreyfachen Verbrechen beladen: dem heimlichen Weggehen von der Wache, dem Diebstahl und der durch die Umstände noch schwärzern Ermordung desjenigen Junkers, bey dem er selbst diente, — ohne vermißt zu wer-

 den

den, kurz vor Verlesung der Wache, noch vor $10\frac{1}{4}$ Uhr an, und um 11. Uhr als Schildwache auf einem Posten, wo er das Gold (es waren 11. Friedrichsd'ore,) in die beyden Klappen seiner Kartusche versteckte und die Uhr so lange in der Rocktasche behielt, bis er von der Wache in sein Quartier zurückkam, wo er sie dann unter dem Heerde hinter einem Topf verbarg.

Den Morgen darauf wurde der Tod des Junkers von Lanken gleich ruchtbar, und Hiller ward, ungeachtet er auf der Wache sich befunden hatte, doch, weil er noch den Nachmittag in dem Hause des Ermordeten gewesen war, wohin ihn der ältere Bruder von der Wache aus, um seinen Pfeifenkopf zu hohlen, geschickt hatte, arretirt und befragt. Anfangs läugnete er alles standhaft; allein hernach gestand er freywillig seinen Cameraden und seinen Richtern die ganze That mit der größten Freymüthigkeit und Reue.

Uebrigens hatte der Musketier Püttner den von Hillern verlohrnen unglücklichen Friedrichsd'or am Nachmittag deßelben Tages auf dem Haberberge gefunden, als er gerade einen Unterofficier um die Erlaubniß bitten wollte, einige Stunden in der Stadt arbeiten zu dürfen;

fen; und meldete solches aus freyen Stücken, als er den Abend um 8. Uhr nach Hause kam, seinem Feldwaibel. Zur Entschuldigung der späten Anzeige führte er an: daß er gleich zu seinem Verdienst in die Stadt gegangen sey, und gefürchtet habe, durch den Gang zum Feldwaibel an seiner Zeit etwas zu verlieren. Aus dieser Besorgniß habe er auch nicht einmahl ein Wort von seinem Funde dem Unterofficier gesagt.

Als Hillern das Goldstück gezeigt, und die dabey obwaltenden Umstände gesagt wurden; ward er sehr gerührt, bat, man möchte doch dieß als eine Schickung Gottes ansehen, und ja diesen Umstand bey seiner Verurtheilung bemerken: denn, wenn Püttner die Sache gleich angezeigt hätte, so würde es gewiß auf der Wache bekannt geworden seyn, und er zu allen seinen Verbrechen keine Versuchung gehabt haben.

Als Hiller befragt ward: Warum er sein Verbrechen nicht gleich im ersten Verhör gestanden? sagte er: "Er habe es wohl anfänglich thun wollen; allein eine gewiße Herzensangst habe ihn davon abgehalten. Auch selbst an dem Morgen, da der Tod des Verstorbenen ruchtbar geworden, habe er immerfort mit

 sich

sich gestritten, die ganze That anzuzeigen; allein die entsezliche Bangigkeit habe diesen Gedanken wieder bey ihm erstickt, bis er zulezt sich nicht länger vor Unruhe des Gewißens bergen können, und alles freywillig entdeckt habe."

Nachdem er alles eingestanden hatte, sezte er hinzu: "Aus diesen wahren Umständen wird man wohl schon deutlich ersehen, daß ich gar nicht mit dem Vorsatz, den Verstorbenen zu tödten, vielweniger ihn so zu bestehlen, wie es izt geschehen ist, in deßen Quartier gegangen bin; sondern daß ich nur lediglich die Absicht hatte, ihm einen Friedrichsd'or zu entwenden. Dazu brachte mich die entsezliche Angst, worein ich durch den Verlust des Friedrichsd'ors gerathen war, da ich in der festen Meynung stand, daß man mich als einen vermeyntlichen Betrüger deshalb zur strengsten Rechenschaft ziehen würde. Als ich nun jenen Vorsatz auf der Wache faßte, so blieb ich, ohne die Folgen zu überlegen, bloß bey dem Gedanken stehen, daß der Verstorbene vermöge seines festen Schlafes nicht aufwachen würde; mithin fiel es mir auch aus diesem Grunde gar nicht ein, auf den Fall des Gegentheils darüber einen ordentlichen Plan zu machen; sondern ich gieng bloß in der Vorstellung, daß mir meine Absicht, den Verstorbenen

heim-

heimlich zu bestehlen, gelingen würde, ganz blindlings in deßen Quartier. Ihn zu ermorden, hatte ich ja vorher nicht die mindeste Ursache, weil er jederzeit gut mit mir umgegangen war, und ich nichts feindseliges wider ihn hatte. Da er aber wider alles mein Vermuthen unglücklicher Weise durch den Fall des Leuchters erwachte, und ich hierauf nicht allein entdeckt, sondern auch für meine Vergehungen, als ein, der vorigen Diebstähle wegen schon sonst in schlechtem Kredit stehender Mensch, aufs schärfste bestraft zu werden, ganz gewiß glaubte; so überwog diese neue Angst alle weitere Ueberlegung: und in völliger Betäubung der Sinne gerieth ich jezt erst auf den Vorsatz, eine That zu unternehmen, die ich nie in meinem Leben unternommen haben würde, wenn nicht der Verstorbene erwacht und auf mich losgegangen wäre. — Wie sehr ich mich durch diese Handlung gegen Gott und meine Nebenmenschen versündigt habe, sehe ich jezt zur Genüge ein, und bereue es herzlich und aufrichtigst. — Jugend, Dummheit, Furcht der Strafe, und der Umstand, daß der Friedrichsd'or so spät gefunden, und deßen Finden so spät angezeiget worden, — sind die einzigen Entschuldigungsgründe, die ich für mich anzuführen habe."

Das Kriegsrecht konnte nicht anders, als das Rädern von oben herab, und das Flechten des Körpers aufs Rad, dem Unglücklichen zuerkennen, das auch an ihm, der erst zwanzig Jahre zählte, und sich dabey standhaft betrug, vollzogen wurde.

Ergänzung
der XV. Biographie im I. Theile.

Franz Heinrich de la Mothe wurde von seinem Vetter, einem Profeßor zu Lyon, erzogen und in seinem dreyzehnten Jahre als Fähndrich in französische Dienste untergebracht, wo er sich bis zum Rang eines Majors emporschwang.

Zu der Zeit, als er bey Herrn von Sartine als Spion angestellt war, schlich er sich auch als guter Spieler öfters in vornehme Gesellschaften ein. Da er jedoch einsmahls an einem Abend im Hause der Madame Montreal das Unglück hatte, an den Chevalier Chablie 100. Louisd'ors zu verspielen, die er zu bezahlen nicht im Stande war, so schloß ihn dieser Zufall von allen Gesellschaften aus. Hiezu kam noch, daß ihm auch Herr von Sartine die Hälfte seines Soldes entzog, daher wußte er denn in dieser Verlegenheit nichts beßers anzufangen, als einen Kramladen zu eröfnen, welches er auch mit seiner Maitreße ins Werk richtete, und zwar Nro. 47. in der Grenellenstraße zu Paris.

Zum zweytenmahl fiengen sich seine Geschäfte als Spion in England im Jahre 1777. an. Im Anfan-

Anfange bekam er nur 8. Louisd'or monatlichen Sold, bald nachher aber, als er mit Lutterloh bekannt wurde, stieg solcher auf 50. Guineen für jedes Monath. Nun machte er ziemliche Figur, erschien in den Gesellschaften der großen Welt, machte Bekanntschaft mit Lutterloh'es Baase, der Gemahlin des nachher in Amerika dienenden Generals Lutterloh, verheyrathete sich zwar nie, zeugte aber doch mit seiner Maitreße, Madame Soger, zwey Kinder, und erübrigte auf allerhand Wegen in einer Zeit von 3 Jahren ohngefähr 25000 Pfund Sterling.

Verrathen im Jahre 1781. durch einen gewissen Ratkliffe, dem er, aus unbesonnener Kargheit 20 Guineen, welche er ihm doch versprochen, um nach Paris zu gehen, nicht geben wollte, ward er vor die Staatssekretaire gebracht und in solche Verwirrung gesezt, daß er bald alles bekannte, und Lutterloh, als einen Agenten in Portsmouth verrieth, von welchem er die bey ihm gefundenen Papiere hatte.

Lutterloh ward hierauf auch in seinem Hause zu Wickham gefangen genommen und durch die bey dem la Motte gefundenen Papiere überwiesen, worauf er, nachdem ihm die Sekretaire des Staats Leben und alle Sicherheit versprachen, im Fall er den ganzen Plan ihrer Verrätherey entdecken würde,

alles

alles bekannte und durch seine Papiere, die in seinem Garten zu Wickham verborgen lagen, bestättigte.

Am 26. Julii 1781. kam aus dem Staatssekretariat des Lord Hilsbouroughs der Befehl an die Sherifs von London und Midlesex, sich von dem Aufseher über die Gefängniße im Tower den Leib Franz Heinrichs de la Motte zur Execution auf den morgenden Freytag ausliefern zu laßen. Die Sherifs begaben sich dem zu Folge, in Begleitung des Herrn Ackermanns, Kerkermeisters von Newgate am 27. gegen 5 Uhr des Morgens nach dem Tower, da denn der Unglückliche ihrer Verwahrung anvertraut und in der Stille nach Newgate abgeführet wurde.

Hier überließen ihn nun die Sherifs seinen Betrachtungen mit einem catholischen Priester, der über anderthalb Stunden bey ihm blieb. Gegen halb 9 Uhr kamen die Sherifs mit den Civilbedienten wieder ins Gefängniß zurück, und um 9 Uhr wurden ihm die Hände auf dem Rücken mit dem nemlichen Stricke gebunden, womit er nachher gehangen werden sollte. Er ward alsdann auf die Straße herausgebracht, und auf eine Schleife gesezt, so daß sein Rücken gegen die Pferde zu kam, der Henker aber saß unten, ihm gegen über mit einem

nem gezogenen Schwerdte, wie es bey Exekutionen wegen Hochverrath gewöhnlich ist.

Die traurige Proceßion nahm nun ihren Anfang. Zuerst kamen 20 bis 30 Sherifsdiener zu Pferde, auf welche ein noch stärkerer Haufe Constabels zu Fuß und zu Pferde folgte. Der Citymarschall ritte vor den beeden Sherifs, Sainsbury und **Crichton**, welche in ihren eigenen Wägen unmittelbar vor dem Verurtheilten fuhren, der auf seinem armseligen Fuhrwerke von 4 Pferden gezogen und von einem erstaunlichen Haufen Zuschauer umrungen war, die sehr unanständig und gefühllos auf ihn eindrangen. Er selbst, der unglückliche la Motte, hatte ein schwarzes Kleid an und sein Hut, welcher einen goldenen Knopf und dergleichen Tressen hatte, war zum Theil heruntergeschlagen und über das Gesicht herabgedrückt, womit die neugierigen Londner nicht zufrieden waren.

Das Gedränge der Zuschauer war so außerordentlich, daß, ohngeachtet der Zug gleich nach 9 Uhr abgegangen war, selbiger doch nur wenige Minuten vor 11 Uhr bey dem Richtplatze anlangte. De la Motte ließ sich durch den Lärm keineswegs in seinen Betrachtungen stören und wandte seine Augen fast nie von einem kleinen Gebetbuche ab, das er in der Hand hielt. Uebrigens betrug er sich ernsthaft und unerschrocken, ja es war nicht

das

das geringste Merkmahl von Furcht und Entsetzen an ihm wahrzunehmen.

Bey seiner Ankunft zu **Tyburn** ward er von der Schleife herunter gethan und auf einen Karren unter dem Galgen gesezt. Er nahm hierauf sogleich seinen Hut ab, fiel auf seine Kniee, kehrte selbst an das Ende des Wagens und indem er seinen Kopf auf seine gefalteten Hände legte, blieb er so in stillem Gebete einige Minuten lang, dann bückte er sich ehrerbietig gegen die beeden Sherifs, sagte ihnen sein leztes Lebewohl und dankte ihnen für alle ihm erwiesene Geneigtheit verbindlichst. Nachdem er nochmahls gebetet hatte, blickte er den Henker mit Faßung und Anstand an, und sagte zu ihm: "Ich bin nun bereit zum Tode — thue deine Schuldigkeit, aber martere mich nicht; wenn ich mein Schnupftuch fallen laße, so soll der Karren weggezogen werden." Er machte alsdann sein Halstuch auf, half bey Anlegung des Stricks um seinen Hals und sezte sich die Müze selbst auf. Ehe sie über das Gesicht gezogen wurde, bückte er sich nochmahls gegen die Zuschauer, gab das verabredete Zeichen mit dem Schnupftuch, hub den Kopf gen Himmel, und sprang, als er das Fortrücken des Karren verspürte, sogleich von demselbigen.

Er schien in wenigen Minuten todt zu seyn, und sein Ende war keineswegges mit schreklichen Convulsionen verknüpft. Es gereicht den beeden Sherifs zur Ehre, daß sie aus Menschlichkeit es nicht litten, daß man ihn noch lebend abschnitte, wie im Urtheile stand. Erst nachdem er 57. Minuten gehangen hatte, ward sein Leichnahm herabgethan und auf eine unter dem Galgen stehende Tafel gelegt, um die übrigen Puncte des Urtheils an ihm zu vollziehen. Der Henker machte zuerst einen Schnitt in den Nacken und trennte sodann den Kopf mit einem Beile auf einen Hieb vom Leibe. Hierauf öfnete er die Brust, nahm das Herz heraus, zeigte es öffentlich dem Volke und warf es sodann in das schon bereitete Feuer neben dem Galgen. Die zerstümmelten Reste wurden hierauf in einen Sarg gethan und einem schon wartenden Todtengräber übergeben. *)

---

*) Diese Ergänzung ist aus Hofs kurzen Biographien rc. I. Bande, Brünn 1782. gezogen.

Ergän-

Ergänzung
der XXVII. Biographie im I. Theile.

Nach pag. 352. Zeile 6. — kurz er wurde am 30. August 1566. nebst den übrigen Beklagten, Schnell, Horst und Steinbach, denn die Hauptperson Paull Skalich fehlte, citirt und ihm sowohl, als eben denselbigen, auf Albrecht Truchseßens Gutachten, die Schlüßel zum Fürstlichen Hause und zur Artillerie abgefordert, als welche den Regimentsräthen eigentlich zugehörten. Von dem klagenden Theil der Landstände und Städte ward ein Ausschuß gemacht; und die alten Hofräthe waren die Richter. Die Pohlnischen Kommißarien saßen theils als Auditores oder Spektatores, theils als Censores dabey.

Die erste Klage *) ward wider Funken gerichtet und von ihm behauptet: er habe vor 2. Ta-

*) Die Hauptbeschwerden waren: Es herrsche eine allgemeine Verwirrung, Empörung und Unruhe im Lande. Der Herzog habe die alten Räthe unverschuldeter Weise theils entsetzet, theils verwiesen, in deren Stelle sich lose Leute eingeschlichen, welche zum Regimente untüchtig wären. Man habe die Unter-

gen in Gegenwart Horstens dem Herzog gesagt: "er habe keinen treuen Unterthan im Lande, daher er je eher je lieber wegziehen solle." Zwey ehrliche Leute waren Zeugen dieser Unterredung; welche entweder nicht so ehrlich, oder zu ehrlich waren, und einzelne, aus ihrem Zusammenhange und ihrer Veranlaßung gerißene Worte verdreht oder misverstanden hatten. — Dieser Anfang schien dem Beklagten sehr erbettelt, der mit Recht seinen Klägern vorwarf: "Vor zwey Tagen habt ihr mich als einen Störer des Landes angeklagt, wie die gegen mich ergangene Citation ausweiset; da hofte ich, ihr würdet bey solcher Klage bleiben." Auf diese Anklage aber antwortete Funk geradezu mit: "Nein!" und sagte: "Wer das auf mich gebeichtet, der hat es gethan, nicht wie ein Ehrlicher, sondern wie einer, der der Ehren darf und derselben nicht wenig. Man stelle

Mann

Unterthanen des Landes gezwungen, einem fremden ausländischen Herrn, dem Churfürsten von Brandenburg, zu huldigen. Man habe große Auflagen und Schatzungen auf die Unterthanen ohne deren Einwilligung gelegt, ingleichen Häuser, Schlößer und Aemter fremden ausländischen Herren versezt und verpfändet, wie auch einen ausländischen Fürsten den Herzog von Meklenburg zum Gubernator gewählt. Man habe das Testament des alten Herzogs, welches mit Bewilligung aller Stände geordnet und vom Könige in Pohlen bestätigt war, geändert, u. dgl. mehr.

Mann bey Mann, Fuß bey Fuß." Und da man endlich einen gewißen Richau als Ohrenzeugen aufstellte, erklärte Funk den ganzen Verlauf des Gesprächs, in welchem diese verdächtige Worte vorgefallen waren, so daß wenig Böses darunter seyn konnte. Indeß ward doch diese herbeygerißene Beschuldigung zur Grundlage des ganzen Prozeßes gemacht, und so zu sagen erst Ursache an ihm gesucht.

Der Herzog, welcher es immer mit seinen Getreuen treu meynte, wollte Funken und die übrigen Mitangeklagten aus dem Lande schaffen; aber die Abgeordneten ließen solches nicht zu, bis jene sich ihrer Beschuldigungen entledigt hätten. — Da Schnell am folgenden Morgen frühe außer dem Thore sich nach einem Fuhrwerke umthat, ward er zurückgebracht, ins Gefängniß gelegt, und in Ketten geschmiedet. Die andern wurden noch auf ihr Ehrenwort zu Hause gelaßen, und als man dabey Bedenken äußerte, sagte Funk: Es dürften seiner Person halben keine vergeblichen Kosten gemacht, und Wächter gehalten werden, denn er wolle die Sache abwarten, wenn er gleich seinen Hals, der ihm lieb wäre, verlieren solle.

Indeß bekannte Schnell im Gefängniß vieles gutwillig. Dieser leichtsinnige und kecke, furchtsame und kleinmüthige Mann, sah schon jeden Augenblick

 seinen

seinen Tod vor Augen; und hofte dadurch nur ihn zu zögern und zu wenden, wenn er eilfertig gegen sich und gegen die Andern aussagte. Darunter war denn vieles, wovon die Mitschuldigen nie etwas bekennen wollten. "Was sollte der heillose, verlogene Mann zeugen!" sagte der Herzog, als ihm Schnellens Bekenntniße vorgelesen wurden. Denn er stand bey dem Fürsten eben nicht in dem besten Ansehen, ja war von selbigem bereits vorher einmahl wegen seiner Liederlichkeit und Unbesonnenheit degradirt worden.

Nach vielen rechtlichen Zerrungen wurden die Beklagten vom Hofgerichte der Commißion überliefert, um rechtlich mit ihnen zu verfahren, sie selbst aber, nachdem sie zum leztenmahl aus ihren Häusern gegangen waren und sich freywillig auf ihr Wort in dem Hause der Commißarien gestellt hatten; wurden von da weg ins Gefängniß, jeder besonders, geführt: worüber sich insonderheit Horst sehr beschwerte. Schon einige Tage vorher war Skalich, auf Albrecht Truchseß Vorstellung, öffentlich, um sich zu stellen, geladen worden. Und allerdings war er der Haupt- oder vielmehr der einzige Verbrecher: er hatte die Andern bethört, und sie im Namen des Herzogs theils zu Schritten verleitet, welche sie nicht ganz übersehen konnten, theils auch Manches

ches allein gethan, wovon sie wohl gar nichts wußten. In vielem aber fiel freylich auch auf sie, als Mitwißer und als mitwirkende Werkzeuge, mit Recht einige, obgleich keine so schwere Schuld.

Indeß gieng der Prozeß fort und zwar mit schleunigen Schritten. Endlich wurde Funk und seine drey unglücklichen Gefährten als Criminalverbrecher von der Commißion dem Stadtgerichte überliefert.

Es war bey diesem ganzen Rechtshandel sehr schlimm für die Beklagten, und sehr unrühmlich für die Kläger und Richter, daß die gerügten Verbrechen, die erst solten bewiesen werden, schon als bewiesen vorausgesezt wurden. Es war auch die gerechteste Forderung, welche die Beklagten zu verschiedenenmahlen thaten, daß die Anklage nicht allgemein werde; damit jeder für sich selber antworten könne. Denn es ist wahrscheinlich, daß Skalich bey seiner Staatsregierung jedem seiner Gehülfen nur Theilweise seine Absichten offenbaret, und sie also mehr zu schädlichen Gefälligkeiten, als verabredeten Feindseligkeiten gegen den Staat gebraucht hat, und zu Handlungen, die zwar zusammengenommen Todeswürdig, aber einzeln dieß nicht waren. Zu bequem aber, und zu eilfertig, hatten es die Richter schon einmahl angenommen, daß die Beklagten gleichen Antheil an den Verbrechen hätten.

Indem man ihnen nun jene Forderungen nicht bewilligte, war es eben so gut, als wenn man sie gar nicht hörte. Alsdann ließ man ihnen auch nur wenig Zeit zur Vertheidigung; und diese Vertheidigungsschriften selber las man nur halb, da man ihre Beschuldigungen schon als bewiesen voraussezte. Daher konnten sie sich auch beschweren, daß eben dieß Gericht, welches über sie urtheile, zugleich ihr Kläger und ihr Widerpart sey.

Man war nur froh, daß man so viel Verdacht gegen sie hatte, um sie der Tortur überantworten zu können. Durch diese bekannten sie Alles; aber rechtmäßig überführt von einem Todesverbrechen war wohl keiner; und keiner weniger als Funk, der unter dieser gemeinschaftlichen Theilung des Verbrechens am meisten litt. Dennoch als ihm sein Bekenntniß vorgelesen ward, bejahete er alles. Und Horst, als in etlichen Punkten des Bekenntnißes unter dem Ausdrucke eines fremden Herrn, des Herzogs von Meklenburg gedacht wurde, fiel laut ein: "Er ist hier nicht fremd noch unbekannt, sondern heißt Herzog Hans Albrecht von Meklenburg und hat Fürstlicher Durchlaucht Tochter; und hat selber mehr von wegen der Gubernation bearbeitet, denn unser Einer." Und bald darauf: "Skalich bringt uns alle miteinander ins Elend." Vieles widerrief er auch wieder in seinem

Bekenntniße, und sagte, er hätte vieles aus Furcht der Pein bekannt.

Am 26. October ward Funken, Schnellen und Horsten das Todesurtheil vorgelesen, denn Steinbachen, welchen ein Blutsturz überfallen hatte, strafte man nur mit der Landesverweisung. — An selbigem Tage vor einem Jahre, am Tage Simonis und Judä, hatte Horst in Königsberg eine herrliche Hochzeit gehalten; und Funk erinnerte sich in einer Schrift, die er den Umstehenden mit weinenden Augen vorlas, daß er vor 19. Jahren eben an diesem Tage zum erstenmahle in die Stadt eingetreten seye. Auch warf er sich laut vor: Er habe sich aus seinem Beruf begeben, und dem Herzog mehr als Gott gedient; drum habe ihn Gott an diesen Ort gestellt. Ob Funk das bekannte Distichon: Disce meo etc. selbst oder ein anderer selbiges auf ihn verfertiget habe, ist noch ungewiß.

Schnellen, welcher fast sinnlos und erstorben war, wurde zuerst der Kopf abgeschlagen; darauf Funken. Aber Horst wandte sich noch um, sah die Enthaupteten an und sagte zum Scharfrichter: "Halt, laß mich zuvor beten!" fiel auf seine Kniee und las ein Gebet aus einem kleinen Buche, das er in den Händen hielt. Darnach stand er auf, und forderte den Richter Dominik Porband, welchem er kund that: Wie der Herzog von Mecklenburg

burg von F. D. noch eine Verschreibung auf eine Tonne Goldes habe, welche ihm von der Schatzung hätte sollen gegeben werden; und sezte hinzu: "dieß möget ihr anzeigen, und weiter machen, wie ihrs wißet; ich kehre mich nun ganz von euch." Er wandte sich darauf zum Scharfrichter: "Thue nun, was dir befohlen ist;" und dieser vollendete ohne Verzug an ihm sein Tagewerk. Der bereits im Julio mit seiner Beyschläferin entwichene Skalich wurde einige Tage nachher aus dem Lande verbannet und in die Acht erklärt, mehrern Stadt- und Landbeschwerden, sowohl geistlichen und weltlichen abgeholfen und alles in den alten Zustand gesezt, wie es vor Skalichs Zeiten war. *)

*) Diese Ergänzung ist aus J. G. Kreuzfelds actenmäßiger Lebensbeschreibung des Paullus Skalichius gezogen, die in den October 1791. der Biesterischen Monatsschrift von S. 300-349. eingerückt ist.

Rest von Druckfehlern im II. Theile.

Seite 244. Z. 12. statt dem ließ den
— 291. — 4. von unten statt Incornatione l. Incarnatione
— 292. — 4. st. majoren l. majorenn
— 294. — 3. st. Sache l. Rache
— 297. — 7. sind die Worte wie man sagt, wegzustreichen
— 312. — 3. v. u. st. Mator l. Matos
— 338. — 17. u. 18. st. welchen l. welchem
— 354. — 1. und hin und wieder in der ganzen XXIsten Biographie st. Fischer l. Fisher
— 357. — 4. v. u. st. hohen l. hohem
In der Vorrede des II. Th. S. IV. ist zwischen den Namen: Timoska Ankudina, und Marino Falieri, das Comma auszustreichen.

Druckfehler im dritten Theile.

Seite 4. Z. 5. statt Eduardfox ließ Eduard Fox
— 6. — 22. st. selbigen l. selbigem
— 10. — 3. v. u. st. selbigem l. selbigen
— 12. — 17. auch S. 27. Z. 6. v. u. und S. 31. Z. 7. st. Fischer l. Fisher
— 29. — 23. st. derselbigen l. denselbigen
— 31. — 5. v. u. ist das Wort sich auszustreichen
— 32. — 5. v. u. st. vorhandene l. vorhabende
— 37. — 7. st. Domher l. Domherr
— 41. — 2. ist statt des Colons ein Punkt zu setzen
— 43. — 4. v. u. st. Ursala l. Ursula
— 62. — 3. st. 1763. l. 1653
— — — 4. v. u. st. Certre l. Tertre
— 69. — 12. st. Alexus l. Alexius
— 73. — 8. st. Alexis l. Alexius
— 74. — 2. v. u. ist nach ausgesöhnt hatte zu setzen
— 78. — 3. st. Steaux l. Reaux
— 82. — 5. st. ihn l. ihm

Bayerische Staatsbibliothek München

Seite	122.	Z. [illegible]	[illegible] ...ry ließ Bourg
—	124.	— 4.	[illegible] Genis l. Genlis
—	—	— 9.	st. [illegible]usgesprengt l. aufgesprengt
—	136.	— 11.	st. der l. er
—	150.	— 2.	st. Hirschfänger l. Hirschfängern
—	159.	— 5.	ist das Wort ihm auszustreichen
—	161.	— 17.	ist nach sondern auch zu setzen
—	173.	— 3.	st. dem l. den
—	180.	— 12.	st. können l. könne
—	190.	— 16.	ist dadurch auszustreichen
—	191.	— 1.	st. seinem l. seinen
—	—	— 19.	st. Sebtember l. September
—	202.	— 7.	ist nach fiel unter zu setzen
—	216.	— 7.	st. um l. und
—	—	— 13.	st. Irrland l. Irland
—	—	— 26.	st. Irrländischer l. Irländischer
—	223.	— 6.	v. u. st. Browe l. Brown
—	235.	— 8.	st. Aarl l. Carl
—	237.	— 1.	ist nach nur dann zu setzen
—	244.	— 1.	st. abkürzen l. vermindern
—	267.	— 7.	st. anbetrefe l. anbeträfe
—	275.	— 17.	st. Heiterheit l. Heiterkeit
—	276.	— 4.	st. dieselbe l. dieselben
—	283.	— 5.	und hin und wieder st. Falier l. Falieri
—	—	— 13.	ist nach Geistes und zu setzen
—	289.	— 8.	ist nach selbst und zu setzen
—	291.	— 6.	v. u. st. versammelten l. versammeln
—	304.	— 19.	ist nach der das Wort ja auszustreichen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

x 5/2002

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilder, Georg Christoph, 1748-1814

Biographien hingerichteter Personen die sich durch ihre hohe Würde, Gelehrsamkeit, Verbrechen, Unschuld oder Martern auszeichneten aus den besten Schriften gesammlet
Bd.: 3

Nürnberg (1792)

Biogr.c. 344 g-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071215-1
VD18 80036708